

Philipp Dreesen · Łukasz Kumięga  
Constanze Spieß (Hrsg.)

# Mediendiskurs- analyse

Diskurse – Dispositive –  
Medien – Macht

ÖFFENTLICHE KOMMUNIKATION MEDIEN KOMMUNIKATORFORSCHUNG MEDIEN  
SYSTEM JOURNALISMUS WERBUNG MEDIENWIRTSCHAFT ONLINEKOMMUNIKA  
TION MEDIENRECHT PUBLIC RELATIONS MEDIENMANAGEMENT POLITISCHE  
KOMMUNIKATION PRINTMEDIEN HÖRFUNK FERNSEHEN MEDIENWIRKUNG  
MEDIENINHALTE LOKALE KOMMUNIKATION MEDIENÖKONOMIE ELEKTRO  
NISCHE MEDIEN MEDIENPÄDAGOGIK NUTZUNGSFORSCHUNG MEDIENGE  
SCHICHTE MEDIENPSYCHOLOGIE KOMMUNIKATIONSTHEORIEN MEDIENPOLI  
TIK MEDIENORGANISATIONEN INTERNATIONALE KOMMUNIKATION MEDIEN  
UND MARKTFORSCHUNG MEDIENKONZENTRATION ORGANISATIONSKOMMU  
NIKATION ÖFFENTLICHE KOMMUNIKATION MEDIEN KOMMUNIKATORFOR  
SCHUNG MEDIENSYSTEM JOURNALISMUS WERBUNG MEDIENWIRTSCHAFT  
ONLINEKOMMUNIKATION MEDIENRECHT PUBLIC RELATIONS MEDIENMANA  
GEMENT POLITISCHE KOMMUNIKATION PRINTMEDIEN HÖRFUNK FERNSEHEN  
MEDIENWIRKUNG MEDIENINHALTE LOKALE KOMMUNIKATION MEDIENÖKO

**THEORIE UND PRAXIS DER DISKURSFORSCHUNG**



Springer VS

---

# Theorie und Praxis der Diskursforschung

Herausgegeben von

R. Keller, Augsburg, Deutschland

Seit Mitte der 1990er Jahre hat sich im deutschsprachigen Raum quer durch die verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine lebendige Szene der diskurstheoretisch begründeten empirischen Diskurs- und Dispositivforschung entwickelt. Nicht nur Qualifikationsarbeiten etwa im Rahmen von Graduiertenkollegs, sondern auch Forschungsprojekte, Methodenwerkstätten und Tagungen oder die von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie unlängst vergebenen Nachwuchs-Preise für empirische Diskursstudien dokumentieren die zunehmende Bedeutung des Diskursbegriffs für die Analyse gesellschaftlicher Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken. Vor diesem Hintergrund zielt die interdisziplinär angelegte Reihe durch die Veröffentlichung von Studien und Diskussionsbeiträgen auf eine weitere Profilschärfung der Diskursforschung sowie auf die Vorstellung entsprechender Arbeiten für ein breiteres wissenschaftliches Publikum. Die einzelnen Bände werden sich mit theoretischen und methodologischen Grundlagen, methodischen Umsetzungen und empirischen Ergebnissen der Diskurs- und Dispositivforschung sowie mit deren Verhältnis zu anderen Theorieprogrammen und Vorgehensweisen beschäftigen. Vorgesehen ist die Publikation von Forschungsarbeiten aus unterschiedlichen Fachdisziplinen sowie von Sammel- und Tagungsbänden.

**Herausgegeben von**

Reiner Keller,

Universität Augsburg

---

Philipp Dreesen • Łukasz Kumięga  
Constanze Spieß (Hrsg.)

# Mediendiskursanalyse

Diskurse – Dispositive –  
Medien – Macht

*Herausgeber*

Philipp Dreesen  
Universität Greifswald, Deutschland

Constanze Spieß  
Westfälische Wilhelms-Universität  
Münster, Deutschland

Lukasz Kumiega  
Universität Warszawa, Polen und  
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf,  
Deutschland



FUNDACJA WSPÓLPRACY  
POLSKO-NIEMIECKIEJ  
STIFTUNG  
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE  
ZUSAMMENARBEIT

Wydano z finansowym wsparciem Fundacji Współpracy  
Polsko-Niemieckiej. Herausgegeben mit finanzieller Unter-  
stützung der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit.



ANTON-BETZ-STIFTUNG  
DER RHEINISCHEN POST EV.  
GEMEINNÜTZIGER VEREIN ZUR FÖRDERUNG  
VON WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG  
DÜSSELDORF

Herausgegeben mit finanzieller Unterstützung der Anton-  
Betz-Stiftung der Rheinischen Post e. V.

ISBN 978-3-531-17412-9

ISBN 978-3-531-93148-7 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-531-93148-7

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden 2012

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

*Einbandentwurf:* KünkelLopka GmbH, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media  
[www.springer-vs.de](http://www.springer-vs.de)

## Vorwort

Der vorliegende Band ist aus mehreren Gründen kein klassischer Tagungsband. Zwar gehen die Beiträge auf Vorträge zurück, die in der Sektion „Diskurse – Medien – Macht“ der Linguistik-Tage in Jena 2009 auf der 18. Internationalen Jahrestagung der *Gesellschaft für Sprache und Sprachen* gehalten wurden.

Das Erstellen eines Tagungsbandes konnte indes von Anfang kein Ziel sein, weil wir überwiegend nicht mit der Leitung der Sektion betraut waren. Zudem war der Status der meisten Vorträge ‚work in progress‘, da sie zum großen Teil entstehenden (z.T. mittlerweile abgeschlossenen) Dissertationsprojekten entstammten, weshalb sie sich von der Mündlichkeit im Jahr 2009 zur Schriftlichkeit im Jahr 2012 nicht nur medial, sondern auch inhaltlich gewandelt haben. Drittens hat der Sammelband in seiner Konzeption eine deutliche thematische Zuspitzung erfahren: Die Berücksichtigung der inneren und äußeren Beschaffenheit von Medienstrukturen sowie die unterschiedlichen Formen von Macht unter dem Blickwinkel des Diskurses bzw. des Dispositivs kristallisierte sich in der Planung des Bandes als der Bereich heraus, in dem unseres Erachtens nach bisher einiges ungesagt geblieben ist. Die vorliegenden Beiträge verstehen sich insofern nicht primär als Dokumentation, sondern dem Wortsinn nach als ‚Beiträge‘, d.h. sie möchten zum Komplex *Diskurse – Dispositive – Medien – Macht* beitragen. Ein solches Beitragen ist in einem Sammelband durchaus heterogen, die einzelnen Beiträge stehen für sich – und doch denken wir, dass wir mit dem Buch modifizierte oder gar neue theoretische Perspektiven und methodische Möglichkeiten aus mehreren Disziplinen unter einem gemeinsamen Forschungsinteresse zusammengestellt haben.

An dieser Stelle möchten wir uns bei all jenen bedanken, die zur Entstehung und zur Fertigstellung des Sammelbandes beigetragen haben: Unser Dank gilt insbesondere Reiner Keller, der bereits früh zusagte, den Sammelband in seine Reihe *Theorie und Praxis der Diskursforschung* aufzunehmen. Uns freut sehr, dass Reiner Keller mit dieser Reihe einen renommierten Ort auch für die nachwachsende Wissenschaft bietet, der zugleich ein Ort für die Interdisziplinarität im Spannungsfeld zwischen theoretischer und empirischer Forschung zum Diskurs und zum Dispositiv ist.

Ausdrücklich danken möchten wir allen Beiträgerinnen und Beiträgern für die konstruktive Mitarbeit, Frau Koch vom VS Verlag für Sozialwissenschaften danken wir für die sehr gute Begleitung der Entstehung dieses Buches.

Für die finanzielle Unterstützung danken wir der *Gesellschaft für Sprache und Sprachen*, der *Anton-Betz-Stiftung der Rheinischen Post* in Düsseldorf sowie insbesondere der *Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit/Fundacja Współpracy Polsko-Niemieckiej* in Warszawa.

*Greifswald, Düsseldorf,  
Münster im Januar 2012*

*Philipp Dreesen,  
Łukasz Kumięga,  
Constanze Spieß*

# Inhalt

## **Einführung**

*Philipp Dreesen, Łukasz Kumięga, Constanze Spieß*

Diskurs und Dispositiv als Gegenstände interdisziplinärer Forschung.

Zur Einführung in den Sammelband ..... 9

## **I. Theoretische Überlegungen zu Diskursen, Dispositiven, Medien, Macht**

*Łukasz Kumięga*

Medien im Spannungsfeld zwischen Diskurs und Dispositiv ..... 25

*Tim Karis*

Massenmediale Eigenlogiken als diskursive Machtstrukturen.

Oder: Ich lasse mir von einem kaputten Fernseher nicht

vorschreiben, wann ich ins Bett zu gehen habe! ..... 47

## **II. Grenze und Erweiterung der Diskursanalyse**

*Constanze Spieß*

Das Dispositiv als Erweiterungspostulat linguistischer

Diskursanalyse – ein Vorschlag zur Analyse öffentlich-politischer

Mediendiskurse ..... 77

*Philipp Dreesen*

Zur diskurslinguistischen Analyse von Herrschaft und Widerstand

durch Medialität und Materialität ..... 113

### III. Empirische Diskurs- und Dispositivanalysen in Medien

*Waldemar Czachur*

Zur Kulturspezifität der diskursiven Strategien. Eine kultur-kontrastive deutsch-polnische Analyse des Diskurses zum Gaskonflikt von Januar 2009 ..... 143

*Annette S. Gille*

Von der Diskurs- zur Dispositivanalyse: Die Konstruktion von sex, gender und desire in Angeboten des Reality-TV ..... 169

*Kati Kauppinen*

Subjects of Risk. Neoliberale Gouvernamentalität in einer gegenwärtigen Frauenzeitschrift ..... 189

*Britta Hoffarth*

Dispositiv 2.0. Wie Subjekte sich im Web 2.0 selbst und gegenseitig regieren ..... 207

*Roman Opiłowski*

Wie komplex ist die Fremdreferenz in der Werbung? Zur Diskursivität multimodaler Texte ..... 229

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren ..... 251

# Diskurs und Dispositiv als Gegenstände interdisziplinärer Forschung. Zur Einführung in den Sammelband

Philipp Dreesen, Łukasz Kumięga, Constanze Spieß

## 1 Foucaultsche Diskursanalyse

Diskursanalysen im Anschluss an Foucault (1981) sind in verschiedenen Disziplinen etablierte Zugänge, um einem heterogenen Untersuchungsmaterial gerecht zu werden. Dabei kann Diskursanalyse zum einen als Forschungsperspektive, die größere Zusammenhänge in die Analyse mit einbezieht, sowie zum anderen als methodische Zugriffsweise auf das zu analysierende empirische Material aufgefasst werden. Diskursanalyse ist somit Theorie, Methode und Praxis gleichermaßen.<sup>1</sup>

Diskurse stellen mediale Wissensformationen dar, weswegen Medien bzw. in diesem Zusammenhang mediale Diskurse die genuinen Untersuchungsgegenstände eines solchen Analysezugangs sind. Während die theoretischen Überlegungen zum Diskursbegriff Foucaults in den unterschiedlichen Fachdisziplinen weit vorangeschritten sind (vgl. z.B. Warnke/Spitzmüller 2008; Jäger 2009; Keller 2011; Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2006; Kerchner/Schneider 2006; Sarasin 2003; Landwehr 2008; Kammler/Parr/Schneider 2008: 307–441), werden Begriffe wie *Dispositiv*, *Macht* und *Medialität* in diesem Zusammenhang noch nicht in allen Disziplinen zum Gegenstand methodischer und theoretischer Reflexionsarbeit (vgl. Bührmann/Schneider 2008). Dabei bietet die Reflexion dieser Begriffe die Möglichkeit, über die spezifisch foucaultsche *Diskursanalyse* hinauszugehen und die enge Verwobenheit und gegenseitige Abhängigkeit dieser Begriffe zu reflektieren (vgl. Kumięga, Spieß und Gille in diesem Band). Hierfür ist neben *Medialität/Medium* insbesondere der Machtbegriff zu klären. ‚Macht‘ ist in diesem Zusammenhang nicht als restriktive Macht zu konzeptualisieren, sondern vielmehr als ein notwendiges und produktives Beziehungsgefüge aufzufassen, wie Foucault selbst zu verstehen gibt:

---

1 Vgl. hierzu Gardt (2007); vgl. Konerding (2009); vgl. Spieß (2011): Gardt und Konerding geben einen Überblick über die unterschiedlichen Auffassungen des Diskursbegriffes. So spricht Gardt von Diskurs als Theorie, als Methode und als Haltung. Spieß lotet in ihrer Arbeit das Verhältnis von Theorie, Methode und Praxis aus.

Der Grund dafür, daß die Macht herrscht, daß man sie akzeptiert, liegt ganz einfach darin, daß sie nicht nur als neinsagende Gewalt auf uns lastet, sondern in Wirklichkeit die Körper durchdringt, Dinge produziert, Lust verursacht, Wissen hervorbringt, Diskurse produziert; man muß sie als ein produktives Netz auffassen, das den ganzen sozialen Körper überzieht und nicht so sehr als negative Instanz, deren Funktion in der Unterdrückung besteht. (Foucault 1978: 35)

Mit dieser Metapher der Macht als Netz kann das Verhältnis von Diskursen bzw. Dispositiven zu Medien/Medialität als ein produktives Bedingungsgefüge aufgefasst und beschrieben werden. Für den tatsächlichen Nachweis der Verbindung von Formen und Funktionen innerhalb dieses Gefüges bzw. dieses Gefüge bildende sind jeweils eigenständige Analysen erforderlich.

## 2 Vom Diskurs zum Dispositiv?

Wurde in der jüngsten Vergangenheit beispielsweise in linguistischen Zusammenhängen in erster Linie auf den Diskursbegriff Foucaults rekurriert und eine linguistische Diskursanalyse verschiedener Ausprägung etabliert, rücken nunmehr zwei Fragen in den Vordergrund. Die erste Frage, in welchem Verhältnis Diskurse zu Medien stehen, wurde bisher theoretisch überwiegend implizit beantwortet und methodisch mit der Bildung massenmedialer Korpora verengt. Die zweite Frage, in welchem Verhältnis Diskurse zur Macht stehen, wurde in der sich nicht explizit kritisch verstehenden linguistischen Diskursanalyse erst in letzter Zeit thematisiert (vgl. bspw. Wengeler 2011). Im Zusammenhang mit dieser Fragestellung bietet es sich an, sich vertieft mit dem Dispositivbegriff Foucaults zu beschäftigen. Anknüpfend an Foucaults Aussagen zum Diskurs, zur Macht und zum Dispositiv kann die Dispositivanalyse als eine um Aussagen auf zusätzlichen Ebenen erweiterte Form der Diskursanalyse aufgefasst werden – analog zu Foucault, der den Diskursbegriff nicht aufgibt, sondern erweitert, insofern er das Dispositiv definiert als:

[...] ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes [...]. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann. (Foucault 1978: 119–120)

Ohne Zweifel wirft ein derartiges ‚heterogenes Ensemble‘ neben einer Vielzahl definitorischer und theoretischer auch viele forschungspraktische Fragen auf. Auf einige dieser vornehmlich forschungspraktischen Fragen versuchen die einzelnen Beiträge des Bandes jeweils spezifische Antworten zu geben:

- Was vermag eine Dispositivanalyse gegenüber einer Diskursanalyse mehr zu leisten?
- Inwiefern geht die Dispositivanalyse auf fachspezifische Operationalisierungen des Diskurses zurück?
- Wie können konkrete Dispositivanalysen aussehen bzw. wie kann der Dispositivbegriff für die je spezifische Einzeluntersuchung von Machtstrukturen operationalisiert werden?

### 3 Medien/Medialität – Diskurs/Dispositiv – Macht

Medialität ist ein notwendiges konstitutives Element von Diskursen und Dispositiven. Demnach sind Diskurse, sobald wir sie als solche erkennen, bereits medial vermittelt. Hinsichtlich der Sprache können wir dabei in medial mündlich und medial schriftlich unterscheiden; zudem lässt sich Medialität auch auf Medien als (technische) Hilfsmittel bei der Vermittlung von Informationen einerseits, aber auch auf als an Diskursen teilhabenden Diskursakteure (vgl. Bucher/Duckwitz 2005) andererseits auffassen. Häufig ereignen sich Diskurse im Raum der Öffentlichkeit, sind durch Massenmedien bedingt bzw. sind auf sie angewiesen (vgl. Karis und Spieß in diesem Band) bzw. umgehen die Massenmedien zum Zwecke der Öffentlichkeitsbildung (vgl. Dreesen in diesem Band). Medien bringen Diskurse hervor und konstruieren Wirklichkeiten (vgl. Keppler 2005: 94–97). Nimmt man den Diskursbegriff Foucaults ernst, so stellen mediale Diskurse niemals bloße Vermittlungsinstanzen dar, vielmehr werden durch Medien Diskurse/Dispositive erst hervorgebracht; mit anderen Worten beeinflussen Medien in eminenten Weise Kommunikationsformen, Wissensproduktionen, Machtstrukturen etc. (vgl. Karis, Spieß, Dreesen in diesem Band). Dementsprechend bedarf es im Hinblick auf Diskurse und Dispositive einer Spezifikation des Medienbegriffs, was mehr oder weniger explizit in einigen diskursanalytischen und medienwissenschaftlichen Untersuchungen thematisiert wird (vgl. Bucher/Duckwitz, vgl. Meier 2008; vgl. Spieß 2011, vgl. Vogel 2009). Diese Spezifikation sollte darüber hinaus auch die Frage beantworten, ob die Differenzierung von Massenmedien nach Maletzke (vgl. 1998: 45–46, Herv. i. Orig.) als ‚jene Form der Kommunikation, bei der Aussagen *öffentlich* (also unbegrenzte und personell definierte Empfängerschaft) durch technische Verbreitungsmittel

(Medien) *indirekt* (also bei räumlicher oder zeitlicher oder raumzeitlicher Distanz zwischen den Kommunikationspartner) und *einseitig* (also ohne Rollenwechsel zw. Aussagenden und Aufnehmenden) an ein *dispersedes Publikum (...)*“ noch hinreichend ist oder ob es hier nicht eine Differenzierung der Kriterien und einer Erweiterung des Medienbegriffes gerade hinsichtlich der Entwicklung der Neuen Medien bedarf.

In den Beiträgen werden immer wieder Fragen nach der Rolle der Medien aufgeworfen, inwiefern Medien an der Konstruktion von Diskursen beteiligt sind und inwiefern sie Orte der Diskursetablierung sind. Eine große Rolle kommt dabei medienbedingten und massenmedial bedingten Strategien zu, die sich sprachlich und außersprachlich manifestieren. Diese Strategien können als Teil dispositiver Machtstrategien aufgefasst und damit als wesentliche Elemente von Dispositiven konzeptualisiert werden. Mit diesen Überlegungen ergibt sich folgende Dreiteilung zur Ordnung sich anschließender Fragen:

- a. Medienverständnis
  - Wie muss der Medienbegriff im Hinblick auf Diskurs- und Dispositivanalyse näher spezifiziert werden?
  - Lässt sich die Differenz von Massenmedien und anderen Medien erstens aus diskurstheoretischer Perspektive und zweitens angesichts der Möglichkeiten des Internets aufrechterhalten?
- b. Konstitution von Diskursen:
  - Welche Rolle spielen Medien bei der Konstitution von Diskursen, insbesondere unter Berücksichtigung der Offenheit (Ausschluss oder Zugang zum Diskurs)?
  - Gibt es dem medialen Diskurs vorgelagerte diskursive Regeln?
  - Welche Rollen kommen Medien als Orten der Diskursetablierung zu?
- c. Macht, Strategie und Medien:
  - Welche medienbedingten Strategien können hinsichtlich der Diskurs- oder Dispositivkonstitution analysiert werden?
  - Lässt sich die diskursive Strategie aus der Macht der Aussagen ableiten?

#### **4 Mediendiskursanalyse: Untersuchungsebenen, -methoden und -aspekte**

Mediendiskursanalysen nach den theoretisch-methodologischen Prämissen Foucaults können entsprechend den genannten Ausführungen von unterschiedlichen Disziplinen geleistet werden. Gemeinsamer Ausgangspunkt ist dabei stets

zunächst der Fokus auf die mediale Verfasstheit des zu untersuchenden Diskurses. Unabhängig von der jeweiligen Disziplin und Fragestellung der Untersuchung richtet sich dann der Fokus stärker auf die zu untersuchende Reziprozität von Aussage, Diskurs/Dispositiv, Medialität und Macht. Hier stellen sich folgende drei Themenkomplexe, vor deren Problematik und Herausforderung alle Diskurs- und Dispositivanalysen immer schon stehen und die sie je für sich lösen müssen:

- a. *Die Herausforderung der Interdisziplinarität:* Die Vorstellung vom ‚mehr der Aussage‘ in der grundsätzlich unbegrenzten Perspektive des Diskurses bzw. des Dispositives hat den Geistes- und Sozialwissenschaften eine weitere Dimension hinzugefügt. Doch allein aufgrund des geteilten ersten Schrittes zum Diskursbegriff, der „Auflösung aller zugelassenen Einheiten“ (Foucault 1973: 43), ist es vielleicht voreilig auf ein grundsätzlich interdisziplinäres Verfahren zu schließen bzw. dieses mit Interdisziplinarität zu verwechseln. Andererseits bietet mitunter gerade der multidisziplinäre Gegenstand ‚Medien‘ die Möglichkeiten, interdisziplinär zu arbeiten. Zu fragen ist:
  - Welche über die Diskursanalyse hinausgehenden Ansätze gibt es, in der Medienanalyse methodologisch und die Ergebnisse anderer Disziplinen aufgreifend interdisziplinär zu arbeiten?
  - Ist die jeweilige Medienanalyse offen genug und daran interessiert, auf Ergebnissen anderer Disziplinen aufzubauen und ihre eigenen Ergebnisse wiederum (ggf. aufbereitet) anderen Disziplinen zur Verfügung zu stellen?
- b. *Die Heterogenität von Diskursebenen:* Wie aus den einzelnen Beiträgen hervorgeht, konstituieren sich Diskurse und Dispositive auf unterschiedlichen Ebenen, auf die methodisch unterschiedlich zugegriffen werden kann. Die Analyse kann dementsprechend auf verschiedenen Ebenen und hinsichtlich unterschiedlicher Fragestellungen praktiziert werden. Das Forschungsinteresse entscheidet, auf welcher Ebene der Mediendiskurs mittels welcher Methoden analysiert wird. An den unterschiedlichen Zugriffsweisen der einzelnen Beiträge, die sich u.a. auch aus den spezifischen Einzeldisziplinen (Kommunikationswissenschaft, Sozialwissenschaft, Linguistik) heraus ergeben, zeigt sich die Komplexität von Diskursen und Dispositiven. Stark vereinfacht kann festgestellt werden, dass die Diskursanalyse von ihrer kleinsten Einheit, der Aussage, und der strukturellen Beziehung der Aussagen untereinander ausgeht. Die Dispositivanalyse geht von größeren Einheiten aus und untersucht die Verschränkung von Diskursivem und Nichtdiskursivem. Daraus resultieren unter anderem folgende Fragen:

- Gibt es eine spezifisch mediale Ebene des Diskurses?
  - Inwiefern kann der mediale Aspekt die Ebenen vom kleinsten (sprachlichen) Zeichen bis zu den Diskursen/Dispositiven verbinden?
- c. *Die Funktion und Relevanz der Medialität:* Die sich der Funktion der Medialität von Diskursen widmende Medienanalyse wirft die entscheidende Frage auf, wie die Macht von Aussagen und Diskursen in und durch Medien beeinflusst wird. Drei Fragen drängen sich dabei besonders auf:
- Welche durch Medien erzeugten Strategien und Funktionen können mittels welcher Methoden nachgewiesen werden?
  - Gibt es in Diskursen/Dispositiven medien-spezifische Strategien und Funktionen?
  - Wie können Diskurse und Gegendiskurse abgegrenzt werden und welche Medien spielen dabei eine Rolle respektive welche Rolle spielen dabei die Medien?

## 5 Zum Konzept des Sammelbandes und den Beiträgen im Einzelnen

Der Sammelband ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil setzen sich die Beiträge mit theoretischen Fragestellungen auseinander, die Beiträge des zweiten Teiles gehen auf Grenzen und Erweiterungsmöglichkeiten der Diskursanalyse ein und versuchen das Verhältnis von Theorie und Methode im Hinblick auf die Anwendung auszuloten. Der dritte Teil enthält empirische Studien aus dem massenmedialen Bereich.

Die Beiträge in diesem Band präsentieren nicht allein den Status quo der (linguistischen, kommunikations- oder sozialwissenschaftlichen) Diskursforschung. In besonderer Weise loten die Autorinnen und Autoren die Grenzen der Diskursforschung aus und erweitern sie, indem sie diese zum Teil auf neue Untersuchungsfelder anwenden; mehr noch aber erweitern sie das Diskurskonzept, indem sie die Frage nach der Erklärungsreichweite desselben erneut stellen. Hierfür wird auf die foucaultschen Grundgedanken zur Reziprozität von Aussage und Diskurs zurückgegangen. Dadurch können die bisher weniger berücksichtigten Konzepte der Macht, des Dispositivs, der Medialität und der Text-Bild-Beziehung methodisch fruchtbar gemacht werden.

Die Beiträge nehmen auch den Versuch des interdisziplinären Forschens ernst. Der pauschalen Forderung nach Interdisziplinarität möchte der Sammelband ein differenziertes Bild einzelner methodischer Ansätze und Forschungsgegenstände in Forschungsprojekten entgegenhalten. Die linguistische Diskursanalyse/Diskurslinguistik bildet dabei nicht den Ausgangspunkt, sondern den

Bezugspunkt der vorgestellten Beiträge. Die Sammlung der Beiträge weist vieltätigste Vorgehensweise mit gleichwohl grundsätzlich gemeinsamem Erkenntnisinteresse auf, sodass in besonderer Weise den Autorinnen und Autoren ein überfachlicher Freiraum zugestanden wurde, ohne den thematisch-epistemologischen Rahmen zu verlassen. Dass Diskursforschung ein ansatzweise genuin interdisziplinäres Unterfangen ist, liegt schon aufgrund der Heterogenität des Untersuchungsgegenstandes auf der Hand, so dass mindestens ein fachübergreifender *Austausch* geboten scheint. Interdisziplinarität erfolgt erstens durch die Ausweitung der je fachspezifischen Untersuchungsgegenstände und damit zusammenhängend zweitens durch Verwendung bzw. Implementierung von Theorien und Methoden anderer Fachdisziplinen im Sinne eines gegenseitigen Austausches und Fruchtbarmachens. Unseres Erachtens können Linguistik, Kommunikations-, Sozial- und Geschichtswissenschaft voneinander enorm profitieren: Während die Sprachwissenschaft ihrerseits sensible Instrumente zur Analyse von sprachlichen Phänomenen besitzt, um diskursive Ordnungsstrukturen empirisch zu sichern oder gar aufzustöbern, sind es beispielsweise die Sozialwissenschaften, die diese Ordnungen qualifiziert verarbeiten, relevante gesellschaftsbezogene Fragestellungen hervorbringen und vor allem zur Bedeutung des Außersprachlichen bzw. der Kontextualität diskurstheoretisch beitragen.

Erfreulicherweise handelt es sich bei dem Sammelband um ein grenzüberschreitendes europäisches Projekt mit Beiträgen aus Finnland, Polen und Deutschland. In den Beiträgen zeigen sich in der methodisch-theoretischen Ausrichtung Spezifika der jeweiligen Länder. So wird beispielsweise in Finnland mit der Nexus-Analyse von Ron Scollon/Suzie Wong Scollon (2004) gearbeitet, welche in der deutschsprachigen Diskursforschung leider bislang annähernd unbekannt ist. In Polen ist die Diskursforschung stark durch Autoren wie Norman Fairclough und Ruth Wodak geprägt. Allerdings entwickelt sich derzeit ein engerer Austausch zwischen der deutschen und der (deutschsprachigen) polnischen Diskursforschung (vgl. z.B. Bilut-Homplewicz 2009; vgl. Dreesen/Judkowiak 2011) sowie zwischen der englischen, der deutschen und der polnischen Diskursforschung (vgl. Duszak/House/Kumięga 2010). Vielleicht gibt es hier demnächst einen ähnlichen intensiven Austausch wie mit der Diskursanalyse in Frankreich. Wir sehen in der internationalen Zusammenstellung der Beiträge eine anregende Bereicherung der deutschsprachigen Diskursforschungslandschaft und meinen zudem, dass diese für die internationale Verortung der deutschsprachigen Diskursforschung förderlich ist. Nicht zuletzt wünschen wir uns, mit der Veröffentlichung den foucaultschen Ansatz der Diskursanalyse unter den deutschsprachigen Forscherinnen und Forschern in den genannten Ländern bekannter zu machen.

### 5.1 Theoretische Überlegungen zu Diskursen, Dispositiven, Medien, Macht

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit Definitionen zu Grundbegriffen des Sammelbandes: *Diskurs*, *Dispositiv*, *Medien* und *Macht*. Die hinter den Begriffen steckenden Konzepte sind teilweise Bausteine von bereits etablierten theoretischen Zugängen – teilweise sind sie aber gerade aus ihren etablierten theoretischen Positionen und den davon abhängigen Verfahrensweisen herauszulösen. Die Neuordnung von Erklärungsansätzen und deren Reichweiten führt schließlich zu Anstößen zum Verhältnis zwischen Diskurs und Dispositiv sowie zur stärkeren Reflexion des Konzepts der (Massen)Medien innerhalb der theoretischen wie praktischen Diskursforschung.

*Lukasz Kumięga* (Düsseldorf, Warszawa) eröffnet den Band mit dem Beitrag „Medien im Spannungsfeld zwischen Diskurs und Dispositiv“, der der Frage nach der Modellierung des Verhältnisses zwischen Diskurs, Dispositiv und Medien nachgeht. Es wird herausgestellt, dass die *postfoucaultsche Diskursforschung* bei der Beschäftigung mit Medien einige mit dem Dispositivkonzept zusammenhängenden Aspekte bereits aufgegriffen hat (wie beispielsweise die durch die Medien vollzogenen Regulierungs- und Normalisierungstechniken oder technisch-apparative Eigenschaften der medialen Kommunikation), die jedoch ohne expliziten Bezug auf den foucaultschen Dispositivbegriff erfolgen. Auf der anderen Seite werden die Ansätze rekonstruiert, die sich explizit auf das Dispositivkonzept beziehen. Dabei wird unterschieden in die *Analysen von Dispositiven* und in die *Dispositivanalyse*. Während der erst genannte Bereich gegenstandsbezogen arbeitet und Medien als Teilelemente von Gesamtdispositiven oder als Instanzen, die sich über diverse Hilfsdispositive einrichten, betrachtet, stellt die Dispositivanalyse sowohl allgemein-theoretische und vor allem methodologische Fragen bezüglich der Operationalisierung des foucaultschen Dispositivbegriffs, die u.a. auf den Gegenstand Medien übertragen werden können. Anhand einiger Beispiele aus dem massenmedialen Bereich wird im Beitrag das Potenzial beider Zugänge für die Medienanalyse aufgezeigt und kritisch diskutiert.

*Tim Karis* (Münster) geht als Kommunikationswissenschaftler in seinem Beitrag „Massenmediale Eigenlogiken als diskursive Machtstrukturen. Oder: Ich lasse mir von einem kaputten Fernseher nicht vorschreiben, wann ich ins Bett zu gehen habe!“ der in der Diskursforschung bislang wenig beachteten inneren Beschaffenheit von Medien und ihren Machtstrukturen nach. Diskursanalysen von Medienangeboten agieren oftmals mit unterkomplexen Medienbegriffen und -konzepten auf Grundlage derer die Komplexität des Verhältnisses von Diskurs und Medien nicht adäquat erfasst werden kann. In seinem Beitrag schlägt Karis vor, eine Annäherung von Diskursforschung und Kommunikationswissenschaft

über eine Diskussion der Wissensbegriffe Michel Foucaults und Niklas Luhmanns zu vermitteln. Während bei Foucault die Macht den Motor darstellt, der die Wissensproduktion konstituiert und dynamisiert, kommt bei Luhmann den Massenmedien die Funktion zu, gesellschaftliches Wissen im Modus ihrer Realitäts-konstruktion zu erzeugen. Vor diesem Hintergrund erscheinen die massenmedialen Mechanismen der Aussagenproduktion im diskurstheoretischen Sinne als Machtwirkungen und der Diskurs selbst als zugleich Produkt und Struktur der massenmedialen Realitätskonstruktion. Die operative Eigenlogik der massenmedialen Wirklichkeitskonstruktion schreibt sich in den Diskurs ein. Medienaussagen können vor diesem Hintergrund als Emergenz aus dem Zusammenspiel von luhmannschen Aufmerksamkeitsregeln – zugespitzt im Code Information/Nicht-Information – und foucaultschen Sagbarkeitsregeln verstanden werden: Sagbar ist nur, was erstens das Regelwerk des Diskurses zulässt und zweitens was – so – noch nicht gesagt wurde. Ein solches Verständnis von medialen Eigenlogiken als diskursiven Machtstrukturen kann Mediendiskursanalysen anleiten.

## 5.2 Grenze und Erweiterung der Diskursanalyse

Diskurse und Aussagen sind stets medial vermittelt. Insofern bilden Medien die genuinen Untersuchungsgegenstände eines diskursanalytischen Zugangs; die Reflexion über die Bedeutung des engen Verhältnisses von Diskursen und Medien blieb bisher weitgehend aus. Betrachtet man Aussagen/Diskurse und Medien jedoch getrennt, eröffnen sich eine Reihe an Fragen nach der medialen Funktion der Konstruktion von Wissen und Macht sowie der spezifischen Funktion der Medien als Träger und Bestandteil von Aussagen des Diskurses. Mithilfe empirischer Beispiele können Überlegungen zur Funktion der Medialität von Aussagen, zur funktionalen Eigenlogik medialer Prozesse und zur Erweiterung des Diskurs- zum Dispositivkonzepts bezogen auf Medien angestellt werden. Es zeigt sich, dass ein (wie auch immer) erweiterter Diskursbegriff den Untersuchungsgegenständen durchaus gerecht werden kann, ohne sich von der Erklärungsreichweite der Foucaultschen Prämissen zu entfernen.

Der Beitrag „Das Dispositiv als Erweiterungspostulat linguistischer Diskursanalyse – ein Vorschlag zur Analyse öffentlich-politischer Mediendiskurse“ von *Constanze Spieß* (Münster) befasst sich aus linguistischer Perspektive mit der Frage, inwiefern die Kategorie des Dispositivs auch als eine linguistische Analysekategorie fruchtbar gemacht werden kann. Spieß zeigt in ihrem Beitrag, dass der Dispositivbegriff für linguistische Untersuchungen als methodischer und theoretischer Rahmen fungieren kann, der die außersprachlichen Praktiken in theoretischer und methodischer Hinsicht systematisch in die Analyse integriert

und somit deren Relevanz für sprachliche Handlungen hervorhebt. Am Beispiel des massenmedialen Diskurses um eine Einführung bzw. rechtliche Verankerung des Betreuungsgeldes im Jahre 2007 in Deutschland soll u.a. aufgezeigt werden, in welcher Weise sich neben anderen außersprachlichen Faktoren wie Normen, Gesetze, Familienkonstellationen und Erziehungspraktiken etc. sich die Eigenlogik der Massenmedien sprachlich manifestiert.

*Philipp Dreesen* (Greifswald) diskutiert in „Zur diskurslinguistischen Analyse von Herrschaft und Widerstand durch Medialität und Materialität“ vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt kritisch die Erweiterung des Diskurskonzepts um den Dispositivansatz. Der Aufsatz zeigt ergänzend zur Analyse massenmedialer Diskurse und unter Umgehung des Dispositivansatzes einen an Foucaults archäologischer Methode anschließenden Positivismus. Bezogen auf die Widerstandsformen auf den Straßen der DDR ermittelt der Ansatz komplexe kommunikativ-semiotische Aussagen auf den Straßen der DDR durch die umfassende Beschreibung von deren Medialität, Materialität, Produzentenrolle sowie von Ort und Zeit ihres Erscheinens. Im Beitrag wird gezeigt, dass mit diesem Vorgehen die Grenze zwischen Herrschafts- und Widerstandsstrukturen dort nachweisbar wird, wo Aussagen weniger durch ihre Semantik als durch ihre mediale und materielle Beschaffenheit innerhalb einer Ordnung Widerstandsfunktion erlangen. Dreesen plädiert für einen diskursbasierten Erklärungsansatz, der Herrschafts- und Widerstandsstrategien sukzessive aus der Musterhaftigkeit der Einzelfälle herleitet.

### 5.3 Empirische Diskurs- und Dispositivanalysen in Medien

Politische, soziale und kulturelle Praktiken können mit sprachwissenschaftlichen Instrumenten anhand eines Korpus nachgewiesen werden. Politische Aussagen sind mittels Topoi-Analysen als Wissen und Macht nachweisbar und können in Beziehung zu anderen Texten strategische Diskurse offenbaren. Stärker soziologisch motiviert stellen sich besonders Fragen nach den Bedingungen der Möglichkeiten bestimmter Medienformen zur Konstruktion von Personen/Personengruppen (Subjekten) und Gegenständen. Dabei können diskursanalytische Ansätze helfen, neuartige komplexe soziale Prozesse zu erklären. Über die Konstruktion hinausgehend ist es von Interesse, welche strategischen Funktionen in Massenmedien sich zu Dispositiven verdichten. Noch weiter geht der Versuch, jenseits von Konstruktionen und Dispositiven Belege für das zu sammeln, was Foucault als ‚Gouvernementalität‘ bezeichnet. Mit dem sog. *pictorial turn* bzw. der *ikonischen Wende* nimmt auch die Diskursanalyse Kurs auf die Berücksichtigung bildlicher Elemente und deren Verknüpfung mit sprachlichen Zeichen.

Von besonderem Interesse ist es, inwiefern sich ikonische und sprachliche Zeichen zu einer Aussage bzw. zu einer strategischen Funktion verknüpfen. Die Erweiterung des Diskurskonzepts in diese Richtung ist besonders deshalb wichtig, weil hierin in einem ersten Schritt analysiert werden kann, wie Bedeutung bzw. Wissen und Macht durch verschiedene Elemente zu *einer Aussage* eines Textes konstruiert werden. In einem weitergehenden Schritt ist verallgemeinernd zu fragen, welche diskursive Praxis hinter der jeweiligen Verknüpfung von Text und Bild in einem Medium steckt und ob eine spezifische Strategie nachweisbar ist. Der Teilbereich der Text-Bild-Forschung erfährt mit der Perspektive auf Diskurse eine wesentliche Erweiterung, insofern sie – wie zuvor beispielsweise die Wortsemantik und die Metaphernanalyse – unter dem neuen Fokus ihrer Produktionsbedingungen befragt werden.

Der Sprachwissenschaftler *Waldemar Czachur* (Warszawa) geht in seinem Beitrag „Zur Kulturspezifik der diskursiven Strategien. Eine kultur-contrastive deutsch-polnische Analyse des Diskurses zum Gaskonflikt von Januar 2009“ davon aus, dass die Macht im medial konstruierten Diskurs sich darin äußert, dass die aktuellen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme durch bestimmte diskursive Strategien perspektiviert und legitimiert werden. Der Beitrag deckt die diskursiven Strategien im polnischen und im deutschen Diskurs über den Gaskonflikt auf und zeigt deutlich kollektives, gesellschaftliches Wissen in beiden Ländern auf. Die diskursive Strategie wird dabei analytisch als Machtfaktor betrachtet. Ein solcher deutsch-polnischer Vergleich ist nicht nur auf die Eruiierung der in beiden Sprach- und Kulturgemeinschaften gängigen Argumentationsstrategien gerichtet, sondern fragt auch nach den Grundsätzen einer kontrastiven Diskursanalyse, nach deren geeigneten Analyseinstrumenten sowie nach ihrem epistemologischen Wert.

*Annette S. Gille* (Frankfurt am Main) widmet sich dem Medium Fernsehen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. In ihrem Beitrag „Von der Diskurs- zur Dispositivanalyse: Die Konstruktion von sex, gender und desire in Angeboten des Reality-TV“ geht sie zunächst theoretisch und dann praktisch an das Dispositiv heran, um Strategien der netzartigen heterogenen Elementen nachweisen zu können. Für eine kritische Medienanalyse, so Gille, ergeben sich aus einer Dispositivanalyse, im Vergleich zu einer reinen Diskursanalyse, neue und erweiterte Perspektiven: Im Fokus steht vor allem das Zusammenwirken der heterogenen Elemente und somit die strategische Funktion des Dispositivs, die Machtstrukturen errichten, festigen, hinterfragen und verändern kann. In Bezug auf die Angebote des Reality-TV, speziell der so genannten Dating-Shows, sind insbesondere zwei Dispositive zu analysieren, nämlich das Geschlechts- und das Sexualitätsdispositiv. Gefragt wird folglich, welche Elemente diese Dispositive im Hinblick auf ihre strategische Funktion beinhalten, wie diese auf spezifische Weise zu-

sammenwirken und Machtstrukturen ausbilden, verwerfen oder modifizieren und inwiefern diese Strukturen sich innerhalb der TV-Angebote für Adoleszente manifestieren. Mit diesem Fokus führt Gille eine exemplarische Analyse des Materials durch.

*Kati Kauppinen* (Jyväskylä) geht der Vermutung nach, dass die Gestaltung postfeministischer Popularkultur nicht nur durch die Verbindungen mit Feminismus, sondern maßgeblich auch durch den Neoliberalismus bzw. neoliberale Gouvernementalität bedingt zu sein scheint. Wie letztere in Erscheinung tritt und was für Konsequenzen dies im Hinblick auf den (Post)Feminismus und auf die gegenwärtige Weiblichkeit hat, analysiert Kauppinen sprachwissenschaftlich in ihrem Beitrag „*Subjects of Risk*. Neoliberale Gouvernementalität in einer gegenwärtigen Frauenzeitschrift“. Der Beitrag befasst sich mit der Artikulation neoliberaler Gouvernementalität am Beispiel der Frauenzeitschrift *Cosmopolitan Deutschland*. Hierfür wird die linguistisch orientierte Diskursforschung innerhalb eines nexusanalytischen methodologischen Rahmens verwendet, der darauf ausgelegt ist, die sprachliche mit einer gesellschaftlichen Analyse zu verbinden und dadurch eine vielschichtige Betrachtung zu ermöglichen.

*Britta Hoffarth* (Bielefeld) wählt eine sozialwissenschaftlich motivierte Perspektive auf das Phänomen ‚Web 2.0‘. In ihrem Beitrag „Dispositiv 2.0. Wie Subjekte sich im Web 2.0 selbst und gegenseitig regieren“ wird das unter dem Schlagwort *Web 2.0* verhandelte mediale Phänomen aufgegriffen, dessen hervorstechendes Merkmal vor allem die Partizipation von Mediennutzern zu sein scheint. Hoffarth interessiert sich für den kreativen Umgang mit schriftlicher Sprache im WWW, der ihres Erachtens auf kulturelle Praxen verweist, die Text als Medium zur jugendlichen Selbstinszenierung nutzen. Ein Ziel dieser Inszenierung ist dabei auch immer, ihre Grenzen aufzuzeigen. Mit der Operationalisierung des foucaultschen Dispositivbegriffs lassen sich Praxen des Doing Difference im Netz auch als Praxen des Doing Self konzipieren. Selbstinszenierungen greifen jedoch nicht nur gestalterisch auf Selbsttechnologien zurück, sondern vielmehr auch normativ. Im Text wird an heuristischen Beispielen die Logik der hier verhandelten Regeln unter dem Begriff „Selbsttechnologie“ theoretisch bearbeitet.

Der Sammelband schließt mit einem Beitrag des Sprachwissenschaftlers *Roman Opiłowski* (Wrocław), der in „Wie komplex ist die Fremdreferenz in der Werbung? Zur Diskursivität multimodaler Texte“ aufzeigt, wie sich Werbung strategisch unterschiedlicher Zeichenressourcen (z.B. Sprache und Bild) bedient. Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass immer mehr Medientexte den Raum der bipoligen sprachlichen Intertextualität verlassen und sich selbst durch vielfältige Formen bzw. Strategien der Bezugnahmen konstituieren. Für die Text- und Diskurslinguistik bedeutet das, den Übergang von der grundlegenden Intertextualität

zur multimodalen Diskursivität zu vollziehen. In der Printwerbung – als einem effektiven Ort derartiger Referenzen – wirken intertextuelle und interbildliche Relationen externer Art zusammen und etablieren bestimmte Werbeexemplare zu einem kohärenten Gesamttext mit einer Botschaft und einem Appell. Solche Werbeanzeigen entfalten eine diskursive Macht im Sinne einer Werbestrategie, indem sie den Rezipienten zur Herstellung der Referenz herausfordern, ein fremdes Text- und Bildwissen in die aktuelle Anzeige einfügen und einen aktuellen Werbetext konstruieren lassen. Darüber hinaus zeigt sich die diskursive Macht des Werbediskurses im Eindringen in werbliche Textmuster, die als abstrakte Schemata für andere, intertextuelle und interbildliche Werbesemiosen funktionieren. Der Beitrag diskutiert an entsprechenden Werbebelegen die diskursive Komplexität eines Einzeltextes und reflektiert auf dieser Grundlage semantische, handlungsbezogene, rezeptive und persuasive Dispositive in der Werbung.

## Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2009): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bilit-Homplewicz, Zofia (2009): Sind Diskurs und dyskurs terminologische Tautonyme? Zu Unterschieden im Verständnis der Termini in der deutschen und polnischen Linguistik, in: Henn-Memmesheimer, Beate/Franz, Joachim (Hrsg.): Die Ordnung des Standards und die Differenzierung der Diskurse. Akten des 41. Linguistischen Kolloquiums in Mannheim 2006, Frankfurt a.M.: Peter Lang, 49–59.
- Bucher, Hans-Jürgen/Duckwitz, Amelie (2005): Medien und soziale Konflikte, in: Jäckel, Michael (Hrsg.): Mediensoziologie. Grundfragen und Forschungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 179–199.
- Bühmann, Andrea/Schneider, Werner (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld: transcript.
- Dreesen, Philipp/Judkowiak, Joanna (2011): Passiv im Osten, kollektiv schuldig und selbstverständlich in Europa – Kritik an deutschen und polnischen Schulbüchern des Faches Geschichte mittels kontrastiver Diskurslinguistik, in: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 1, 1–31.
- Duszak, Anna/House, Juliane/Kumięga, Łukasz (2010) (Hrsg.): Globalization, Discourse, Media: In a Critical Perspective/Globalisierung, Diskurse, Medien: Eine kritische Perspektive, Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fraas, Claudia/Klemm, Michael (2005) (Hrsg.): Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.

- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse – Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten, in: Warnke, Ingo H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände, Berlin/New York: de Gruyter, 27–52.
- Jäger, Siegfried (<sup>5</sup>2009): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Münster: Unrast.
- Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (2008) (Hrsg.): Foucault-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung, Stuttgart u.a.: Metzler.
- Keller, Reiner (<sup>3</sup>2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (<sup>2</sup>2006) (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keppler, Angela (2005): Medien und soziale Wirklichkeit, in: Jäckel, Michael (Hrsg.): Mediensoziologie. Grundfragen und Forschungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 91–106.
- Kerchner, Brigitte/Schneider, Silke (2006) (Hrsg.): Foucault. Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Konerdig (2009): Diskurslinguistik. Eine neue linguistische Teildisziplin, in: Felder, Ekkehard (Hrsg.): Sprache. Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg: Springer.
- Landwehr, Achim (2008): Historische Diskursanalyse. Frankfurt a.M.: Campus.
- Meier, Stefan (2008): (Bild-)Diskurs im Netz. Konzept und Methode für eine semiotische Diskursanalyse im World Wide Web, Köln: von Halem.
- Maletzke, Gerhard (1998): Psychologie der Massenkommunikation, in: Maletzke, Gerhard (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft im Überblick. Grundlagen, Probleme, Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Sarasin, Philipp (<sup>3</sup>2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Scollon, Ron/Scollon, Suzie (2004): Nexus Analysis. Discourse and the Emerging Internet, London: Routledge.
- Spieß, Constanze (2011): Diskurshandlungen. Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Vogel, Friedmann (2009): „Aufstand“ – „Revolte“ – „Widerstand“. Linguistische Mediendiskursanalyse der Ereignisse in den Pariser Vorstädten 2005, Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen, in: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, Berlin/New York: de Gruyter, 3–54.
- Wengeler, Martin (2011): Linguistische Diskursanalysen – deskriptiv, kritisch oder kritisch durch Deskription?, in: Schiewe, Jürgen (Hrsg.): Sprachkritik und Sprachkultur. Konzepte und Impulse für Wissenschaft und Öffentlichkeit, Bremen: Hempen, 35–48.

# **I. Theoretische Überlegungen zu Diskursen, Dispositiven, Medien, Macht**

# Medien im Spannungsfeld zwischen Diskurs und Dispositiv

Lukasz Kumięga

## 1 Diskurs über Diskursforschung

Es gibt nicht so viele Begriffe, die zu einem gegebenen Zeitpunkt in der Wissenschaft inflationär gebraucht werden. Ein gutes Beispiel bildet hier ohne Zweifel der Diskursbegriff. Das hängt unter anderem damit zusammen, dass gegenwärtige Wissenschaft im Allgemeinen und Geisteswissenschaften im Besonderen eine gewisse Vorliebe zu den so genannten „Wenden“ aufweisen. „Pragmatic turn“, „iconic turn“, „spatial turn“ sind nur einige Beispiele solcher Wenden. Vor diesem Hintergrund scheint für einige wissenschaftliche Disziplinen der Diskursbegriff als besonders gut geeignet, neue Akzentuierungen in der Beschäftigung mit sprachlichen, sozialen, politischen etc. Phänomenen zu setzen.<sup>1</sup> Daraus resultiert ein relativ breites Feld der bisher vorgelegten Diskurskonzepte, das sich entlang einiger Kriterien mehr oder weniger systematisieren lässt.

Als ein mögliches Einteilungskriterium kann ein nationalsprachliches herangezogen werden. Während die deutschsprachigen Diskurskonzepte sich insbesondere auf Michel Foucault beziehen, findet man in der englischsprachigen Critical Discourse Analysis stärkere Bezüge u.a. zur Funktionalen Systemlinguistik von Halliday (vgl. z.B. Fairclough 2010; Duszak/Fairclough 2008).<sup>2</sup> Die Bezeichnung *Critical Discourse Analysis*, die im englischsprachigen Raum oft für diverse Ansätze benutzt wird, deutet darauf hin, dass es sich dabei um ein multiperspektivistisches und vor allem interdisziplinäres Forschungsprogramm handelt. Anders verhält sich das im deutschsprachigen Raum. Diskurskonzepte, die sich auf Foucault berufen, sind in forschungsdisziplinären Kontexten entstanden und werden auch in diesen praktiziert. So existieren parallel linguistische (z.B. Diskurssemantik, vgl. Busse 2008) oder die Diskurslinguistik nach

---

1 Je nach der Fragestellung oder ggf. nach den disziplinären Grenzen jeweiliger Diskurskonzepte.

2 Bei Fairclough muss man darauf hinweisen, dass er einige Arbeiten Foucaults rezipiert hat. Das zeigt sich bei der Einführung der analytischen Kategorie „order of discourse“ (Fairclough 1993: 138). Trotzdem bleibt der Bezug auf Foucault in der englischsprachigen Variante der Diskursanalyse punktuell und prägt nicht das gesamte theoretisch-methodologische Programm.

Foucault, vgl. Spieß 2011; Warnke 2007; Spitzmüller/Warnke 2011) und sozialwissenschaftliche (die wissenssoziologische Diskursanalyse, vgl. Keller 2011) Diskurskonzeptionen.<sup>3</sup> Als eine zum gewissen Grade weitere Spielart der deutschsprachigen Diskursanalyse können noch die Ansätze der so genannten Duisburger (vgl. Jäger 2004, 2008) und Bochumer (vgl. z.B. Link 1997, 2005) Gruppe genannt werden. Hier wird ein anderes Einteilungskriterium sichtbar. Kritisch-normativ arbeiten die oben erwähnten Ansätze von Jäger und Link, d.h. der Schwerpunkt liegt in den Machtanalysen und der daraus resultierenden Diskurskritik. In dieser Hinsicht sind die beiden Diskurskonzeptionen der englischsprachigen *Critical Discourse Analysis* ähnlich. Von dieser kritisch-normativen Ausrichtung distanziert sich insbesondere die schon erwähnte Diskurslinguistik nach Foucault, die nach der Ansicht ihrer Vertreter „deskriptiv-analytisch“<sup>4</sup>, d.h. nicht wertend arbeitet.

Trotz all der Unterschiede zwischen den einzelnen deutschsprachigen Ansätzen verbindet diese ein „epistemologischer Standpunkt“ oder eine spezifische „philosophische Haltung“, wie Spitzmüller und Warnke (2011: 77) konstatieren. Vor diesem Hintergrund kann man in Bezug auf den deutschsprachigen Raum von der *postfoucaultschen Diskursforschung* sprechen.

All diese Aspekte wurden schon mehr oder weniger innerhalb des „Diskurses über Diskursforschung“ diskutiert und auch kritisch betrachtet (vgl. z.B. den Überblick bei Angermüller 2005 oder Diaz-Bone 2010; Heinemann 2011; Wodak/Januschek/Czyżewski/House/Duszek 2010). Viel wichtiger im Kontext dieses Betrags ist die Beobachtung, dass innerhalb der *postfoucaultschen Diskursforschung* sich eine Tendenz zeigt, nach dem „Mehr der diskursiven Praxis“ (Bühmann/Schneider 2007) zu suchen. Das manifestiert sich in der Rezeption des foucaultschen Dispositivbegriffs und dessen Einführung in die theoretische, aber auch methodologische Diskussion. Damit wird das Ziel verfolgt, die diskursanalytischen Fragestellungen zu erweitern. Dieser Aspekt bildet auch ein gewisses Novum in der *postfoucaultschen Diskursforschung*, auch wenn der Dispositivbegriff in anderen Disziplinen (etwa in den Medienwissenschaften) schon seit längerer Zeit wissenschaftlichen Reflexionen unterzogen wurde. In diesem Sinne verfolgt dieser Beitrag das Ziel, die aktuelle Debatte über den

3 Die hier ausdifferenzierten drei Varianten der *postfoucaultschen Diskursforschung* (linguistische, sozialwissenschaftliche und kritische) gelten inzwischen als etabliert und haben mehrere empirische Studien vorgelegt. Das bedeutet nicht, dass andere Disziplinen sich der foucaultschen Werkzeugkiste nicht genähert haben. Ein Beispiel dafür ist die Politikwissenschaft (vgl. Kerchner/Schneider 2006), wobei hier noch nicht von einer fest etablierten Forschungsperspektive innerhalb der Politikwissenschaften gesprochen werden kann. Auch innerhalb der Geschichtswissenschaften nähert man sich dem foucaultschen Diskursbegriff, indem Fragen nach diskursivem Wandel gestellt werden (vgl. Landwehr 2010).

4 Vgl. Spitzmüller/Warnke (2011).

Dispositivbegriff zu rekonstruieren und die Tendenzen dieser Debatte aufzuzeigen. Im zweiten Teil fragt der Beitrag danach, inwiefern der Dispositivbegriff für die Medienanalysen fruchtbar gemacht werden kann.

## 2 Analysen von Dispositiven und Dispositivanalyse

Versucht man die bis jetzt geführte wissenschaftliche Diskussion über den foucaultschen Dispositivbegriff einer ersten Bilanz zu unterziehen, kann man in diesem Umfeld auf zumindest zwei Tendenzen hinweisen, die zur Unterscheidung in die *Analysen von Dispositiven* und die *Dispositivanalysen* führen. Es handelt sich dabei um eine analytische Differenzierung, die als Orientierungshilfe für die Einteilung der jeweiligen Ansätze gedacht ist, was nicht bedeutet, dass die jeweiligen Konzipierungen des Dispositivbegriffs sich gegenseitig ausschließen, sondern durchaus ergänzen können.

Mit der ersten Gruppe, d.h. *Analysen von Dispositiven* sind diejenigen Ansätze gemeint, die gegenstandsbezogen Dispositive identifizieren, d.h. keinen strikt methodologischen Anspruch erheben. Hier sind einerseits Arbeiten von Foucault selbst zu nennen (z.B. seine Studien über Sexualitäts- oder Machtdispositive), andererseits auch Analysen, die in Anlehnung an den foucaultschen Dispositivbegriff gegenstandsbezogen arbeiten. Dieses Feld ist inzwischen sehr produktiv geworden. So wurden diverse Konzeptionen des Dispositivbegriffs vorgelegt, die in verschiedenen disziplinären oder subdisziplinären Kontexten praktiziert werden. Man identifiziert z.B. innerhalb der Gender Studies Gen(om)-Dispositive oder auch Geschlechterdispositive, im Rahmen der Governmentality Studies arbeitet man mit dem Führungs- oder Regierungsdispositivbegriff, in den Medienwissenschaften spricht man vom Medien-, Fernsehen oder auch Kino-Dispositiven oder in der postfoucaultschen Kritischen Diskursanalyse von Rassismus-Dispositiv und Stadtteil-Dispositiv (vgl. auch den Überblick über die jeweiligen Ansätze bei Bührmann/Schneider 2008).

Einen anderen Weg schlagen diejenigen Ansätze vor, die die Beschäftigung mit dem Dispositivbegriff in erster Linie als eine Forschungsperspektive betrachten und den Anspruch stellen, methodologische Überlegungen in Form einer Dispositivanalyse vorzulegen, d.h. es geht primär darum, den Dispositivbegriff für die Zwecke empirischer Sozialforschung zu operationalisieren. Ein solches Konzept wurde von Bührmann und Schneider (2008) entwickelt, indem eine theoretisch-konzeptionelle Verhältnisbestimmung zwischen Diskurs und Dispositiv, methodologische Basis der Dispositivanalyse und vier Leitfragen der Dispositivanalyse definiert wurden. In dieser Perspektive geht es also nicht um die Analysen von Dispositiven, „die es in der Empirie zu identifizieren gilt und die

dann mehr oder minder systematisch unter Zuhilfenahme eines bestimmten Sets von Methoden zu untersuchen sind“ (Bühmann/Schneider 2008: 152). Hier geht es vielmehr um methodologisch fundierte Analysen, die der Frage nachgehen,

welche (Wissens-)Elemente aus diskursiv vermittelten Wissensordnungen inwieweit wirkliche (und insofern machtvolle) Effekte zeitigen, als dass sie in der kollektiven wie individuellen Vermittlung im Selbst- wie Weltbezug handlungswirksam werden und dadurch (erst) auf jene Wissensordnungen rückwirken können. (Bühmann/Schneider 2008: 152)

Weniger methodologische als grundlegend klärend-theoretische Überlegungen zum Dispositivbegriff, die durchaus in methodologischen Kontexten aufgegriffen werden können, haben auch Jäger (2001), Link (2007) und Keller (2011) vorgeschlagen. Jäger modelliert den Dispositivbegriff über den Zusammenhang zwischen drei Wissens-elementen: diskursive Praxen, nicht-diskursive Praxen, Sichtbarkeiten/Vergegenständlichungen. Link interessiert der Zusammenhang zwischen instrumenteller Topik und Subjektivitäten (vgl. ausführlich dazu Link 2007). Keller definiert den Dispositivbegriff als „die materielle und ideelle Infrastruktur“ (Keller 2011: 68).

Allen diesen Ansätzen, trotz der Unterschiede sowohl in der metawissenschaftlichen und vor allem in der themenspezifischen Modellierung des Dispositivbegriffs, ist gemeinsam, dass sie auf den foucaultschen Dispositivbegriff rekurrieren. Man könnte hier – parallel zum vorgeschlagenen Begriff der *postfoucaultschen Diskursforschung* – von der *postfoucaultschen Dispositivforschung* sprechen. Sichtbar wurde zudem, dass bislang sich insbesondere die Medienwissenschaften und die kritische und sozialwissenschaftliche Variante der *postfoucaultschen Diskursforschung* relativ offen dem Dispositivbegriff gegenüber gezeigt haben. In der Diskursforschung wird vor allem die Frage diskutiert, inwiefern man mit dem Dispositiv das Mehr der diskursiven Praxis erfassen kann und inwiefern die Etablierung einer neuen Forschungsperspektive möglich ist. Diesbezüglich sind zwei Positionen erkennbar: die wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller 2011) versteht Dispositiv als eine mögliche analytische Kategorie innerhalb der Diskursforschung. Der oben erwähnte Ansatz der Dispositivanalyse spricht hingegen von der „dispositiven Konstruktion der Wirklichkeit“, worunter „Konstruktion von Wirklichkeit über diskursive und nicht-diskursive Praktiken in ihren sowohl symbolischen wie auch materiellen Äußerungsformen“ (Bühmann/Schneider 2008: 85) verstanden wird. Dies deutet darauf hin, Dispositive zwar im Verhältnis zum Diskurs zu konzipieren, aber zugleich methodologisch gesehen diese als über die Diskursforschung hinausgehende Phänomene zu betrachten.

Was im Zusammenhang mit dem Überblick über die gängigen Dispositivansätze noch sichtbar wird, ist die Tatsache, dass in der Linguistik – die sich sonst sehr intensiv mit dem Diskursbegriff beschäftigt (vgl. z.B. Busse 2008; Warnke 2007) – der Dispositivbegriff eine nur marginale Rolle spielt. In der neueren Arbeit von Spitzmüller und Warnke (2011: 109) wird zwar der Dispositivbegriff kurz erwähnt (bei der Darstellung der deutschsprachigen Kritischen Diskursanalyse von Jäger), es wird aber allgemein konstatiert, dass es sich erst einmal zeigen muss, inwiefern der Dispositivbegriff operationalisiert werden kann. Das Fehlen einer intensiven Beschäftigung mit dem Dispositivbegriff in der linguistischen Forschung ist wohl damit zu erklären, dass dort primär diskursive Praktiken (also die im Sinne von Foucault positive Existenz von Aussagen) in den Blick geraten. Die für die Dispositivforschung zentralen Fragen nach dem Erfassen von nicht-diskursiven Praktiken und nach Machtstrukturen sind bis dato in diesem Sinne für die Linguistik von sekundärer Bedeutung.

### 3 Zum Dispositivbegriff

Wichtig ist im Kontext dieses Beitrags der Versuch der Bestimmung des Dispositivbegriffs, auf den sich die oben genannten Ansätze beziehen. Trotz einer gewissen begrifflichen Unordnung im Gesamtwerk Foucaults, gibt es eine Art der Definition des Dispositivbegriffs (in Foucaults „Dispositive der Macht“, vgl. Foucault 1978), die fast in allen Ansätzen aufgegriffen und die hier auf drei Ebenen rekonstruiert wird (vgl. Hubig 2000 und Bührmann/Schneider 2008: 52-54). Die erste Ebene ist die sog. *extensionale* Ebene:

was ich unter diesem Titel [unter Dispositiv – L.K.] festzumachen versuche, ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfasst. Soweit die Elemente des Dispositivs. (Foucault 1978: 119)

Die extensionale Dimension ist also als eine Menge von Elementen aufzufassen, die das Dispositiv ausmachen/konstituieren. Die zweite Ebene ist die *intensionale*: „das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (Foucault 1978: 119). D.h. auf dieser Ebene wird deutlich, dass die oben angeführten Elemente nicht unabhängig voneinander existieren, sondern sich verknüpfen und so eine gewisse Struktur (in der foucaultschen Nomenklatur „das Netz“) bilden. Bührmann und Schneider (2008) weisen darauf hin, dass diese Verknüpfungen nicht als einfache Summe von diesen Elementen zu

verstehen sind. Mit dem von Foucault gewählten Begriff des Netzes wird nach Bührmann und Schneider (2008) eine Eigenschaft dieser Verknüpfungen angedeutet. D.h. es ist zu klären, nach welchen Mechanismen diese Verknüpfungen vollzogen werden. Damit gelangt man zu der dritten Ebene des Dispositivbegriffs, die als *strategische* bezeichnet werden kann. Die Strategie eines Dispositivs entscheidet, wie sich das Netz konstituiert. Das resultiert aus der Bestimmung des Dispositivs als „Formation, deren Hauptfunktion zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt darin bestanden hat, auf einen Notstand (urgence) zu antworten“ (Foucault 1978: 119). Auf dieser Ebene werden Funktionen der jeweiligen dispositiven Elemente sichtbar: so kann z.B. nach Foucault das Element *Diskurs* als Programm einer Institution oder als Rechtfertigung oder Verschleierung einer Praxis oder als sekundäre Interpretation einer Praxis erscheinen. In dem Sinne fungiert ein Dispositiv als „Problemlösungsoperator“ (Bührmann/Schneider 2008: 53), der die Aufgabe hat, gesellschaftliche Problemlagen zu bearbeiten und ggf. auch zu lösen. Auf der strategischen Ebene werden noch andere Aspekte sichtbar: die Formierung eines Dispositivs bedeutet im Rückschluss die De-Formierung anderer Dispositive, wodurch der Machtaspekt deutlich zum Ausdruck gebracht wird. Zusätzlich stellt sich die Frage, wer hinter der Formierung eines Dispositivs steht. Foucault spricht in dem Zusammenhang von einer „Strategie ohne dahinter stehenden Strategen“ (Foucault 1978: 132).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Foucault Dispositive als machtstrategisches Ensemble von diskursiven und nicht-diskursiven Elementen auffasst. Die oben zitierte Definition zeigt also die Konturen des foucaultschen Dispositivbegriffs, die in den jeweiligen Ansätzen entsprechend ausbuchstabiert werden.

#### **4 Dispositiv als Relationsbegriff: zum Verhältnis zwischen Diskurs und Dispositiv**

In den an den Dispositivbegriff anknüpfenden Ansätzen sieht man eine Tendenz, das Dispositiv im Verhältnis zum Diskurs zu bestimmen. Das hängt auch damit zusammen, dass viele Ansätze der postfoucaultschen Diskursforschung von der „Totalität des Diskursiven“ (Bührmann/Schneider 2008: 42) ausgehen, die insbesondere von der Dispositivanalyse teilweise in Frage gestellt wird. In diesem Sinne kann man den Dispositivbegriff zu den Relationsbegriffen zählen. Zu den Merkmalen der Relationsbegriffe gehört die Tatsache, dass sie sprachlogisch auf einen Gegenbegriff verweisen, d.h. übertragen auf die hier erörterte Problematik: was das Dispositive ausmacht, steht in einem Verhältnis zum Diskursiven. Diese

Eigenschaft des Dispositivbegriffs soll hier anhand von zwei Beispielen aufgezeigt werden.

Link (2008) führt die drei Kernelemente ein, mit denen er das Verhältnis zwischen Diskurs und Dispositiv zu erfassen sucht: (1) Während beim Dispositiv dessen Begrenztheit hervorgehoben wird, wird zu den Eigenschaften von Diskursen (wohl in Anlehnung z.B. an die Definition des Diskurses, die Jäger vorgelegt hat<sup>5</sup>) deren „systemartige Ausdehnung“ (Link 2008: 239) gerechnet. (2) Die diskursiven Elemente des Dispositivs sind nach Link interdiskursiv und transdiskursiv kombiniert. Die Interdiskursivität manifestiert sich durch die Kombinationen diverser Diskurse, die Transdiskursivität durch die Kombination zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Elementen. (3) Elemente des Wissens werden mit den Elementen der Macht verbunden, d.h. mit dem Dispositiv wird im Gegensatz zum archäologischen Diskursbegriff „die sozial stratifikatorische Dimension der Macht“ (Link 2008: 239) angesprochen, wodurch der Übergang von der foucaultschen Archäologie zur Genealogie markiert wird.

Eine zum Teil andere Verhältnisbestimmung zwischen Diskurs und Dispositiv wird von Bührmann und Schneider (2008) vorgenommen. D.h. hier wird in erster Linie gefragt, ob es „ein Sein außerhalb von Diskursiven bzw. gar außerhalb des Diskursiven schlechthin“ (Bührmann/Schneider 2008: 44) gibt bzw. geben kann. Die Beantwortung dieser Frage erfolgt vor dem Hintergrund der Annahme, dass man von der dispositiven Konstruktion der Wirklichkeit sprechen kann. Das „Mehr“ der Dispositivanalyse wird folgendermaßen erläutert:

Das Dispositivkonzept öffnet nicht-diskursives ‚Praxis-Wissen‘ (im Verhältnis zum diskursiv vermittelten Wissen) sowie Sichtbarkeiten/Vergegenständlichungen dieser Wissensformen und damit einhergehende Prozesse der Subjektivierung/Subjektivierung als zwar zusammenhängende, aber eigenständige und -sinnige Analysegegenstände einer rationalen Macht-Analyse. (Bührmann/Schneider 2008: 68)

Damit versucht man die „Totalität des Diskursiven“ in Frage zu stellen und eine Forschungsperspektive zu etablieren, die über die Beschäftigung mit dem Diskursiven sowie auch über die Vorstellung der puren Integration des Dispositivs in die Diskursforschung hinausgeht.

Insgesamt liefern sowohl der Bereich der *Analyse von Dispositiven* wie auch der Bereich der *Dispositivanalyse* (einschließlich der diskurs-orientierten Beschäftigung mit Dispositiv z.B. bei Keller 2011) sowohl theoretisch-konzeptionelle Ideen, als auch methodologische Anregungen für die empirischen Analysen der jeweiligen Praxisfelder. Aus dem Grunde wird im nächsten Schritt

---

5 Jäger definiert Diskurs als „Fluss von Wissen durch die Zeit“ (Jäger 2007: 15).

überlegt, wie diese Ausführungen auf einen konkreten Untersuchungsgegenstand, d.h. Medien übertragbar sind.

## 5 Diskurs und Medien

Prinzipiell liegt der Schwerpunkt dieses Aufsatzes in der Frage, worin der Beitrag der breit gefassten postfoucaultschen Forschung für die Analysen von Medien zu sehen ist und ggf. welche offenen Fragen bzw. Modifikationen und Erweiterungen denkbar sind, wobei insbesondere das Verhältnis Medien und Dispositiv für die weiteren Überlegungen wichtig ist. Diese Frage wird auf mehreren Ebenen aufgegriffen.

Wenn man das Verhältnis *Medien-Dispositiv* unter die Lupe nehmen möchte, muss man konsequenterweise – den Überlegungen im vierten Abschnitt folgend – vom Verhältnis *Medien-Diskurs* ausgehen.

Die Modellierung des Verhältnisses Diskurs und Medien wurde schon in einigen wissenschaftlichen Kontexten aufgegriffen. Dabei müssen jedoch einige Differenzierungen vorgenommen werden. Es gibt einige vor allem empirisch basierte Untersuchungen, bei denen man – der Nomenklatur von Parr und Thiele (2007) folgend – entweder von einer naiven Adaptation des Diskursbegriffes oder von der Übernahme der puren Signifikation sprechen kann. Der andere Bereich, der im Kontext dieser Überlegungen wichtiger ist, sind die theoretisch-methodologischen Modellierungen des Begriffspaars Diskurs und Medien, die in den Medienwissenschaften oder auch benachbarten Disziplinen entwickelt wurden (vgl. Karis in diesem Band). Da in diesem Beitrag vor allem die *post-foucaultsche Diskurs-* und *Dispositivforschung* diskutiert werden sollen, werden aus diesem Bereich zwei Beispiele herangezogen, die die Klärung des Verhältnisses zwischen Diskurs und Medien und generell die Konzipierung der Medien näher betrachten. Zum einen ist das der Ansatz der Kritischen Diskursanalyse der Duisburger Gruppe (vgl. z.B. Jäger/Jäger 2007) und zum anderen der Ansatz der Mediendiskursanalyse der sog. Chemnitzer Gruppe (vgl. z.B. Fraas/Meier 2004).

Im Duisburger Ansatz, der auf die Analysen vieler diskursiven Ebenen übertragbar ist<sup>6</sup>, spielt die Beschäftigung mit der Ebene Medien eine wichtige Rolle und wurde in mehreren empirischen Arbeiten vorgelegt. Medien werden in diesem Ansatz als Orte verstanden, an denen thematisch definierte Diskurse ausgetragen werden. Mit dem gesamten analytischen Instrumentarium versucht man insbesondere den Aspekt der Macht und den daraus resultierenden Aspekt der Diskurskritik zu erfassen. So wird z.B. die „Bildzeitung“ als „Großregulator“

---

6 Jäger nennt als diskursive Ebenen u.a. Politik, Alltag, Wissenschaft, vgl. Jäger (2007).

(Jäger/Jäger 2007: 73) genannt, um darauf hinzuweisen, dass Medien prinzipiell zur Produktion und Reproduktion bestimmter Diskurse beitragen, d.h. sich verschiedenen Regulations- und Normalisierungstechniken bedienen. Analytisch gesehen sind bei diesem Modell vor allem die folgenden Kategorien wichtig, die die macht- und diskurskritisch-orientierte Analyse stützen: die von Link übernommenen Begriffe der Kollektivsymbolik und der Normalität sowie die Kategorie der Diskursverschränkung, mit der sich bestimmte Diskurs- bzw. Machteffekte erfassen lassen (zu den einzelnen Begriffen vgl. Jäger/Jäger 2007). Bei der näheren Betrachtung der Kategorie der Diskursverschränkung kann man einige Ähnlichkeiten zum Dispositivbegriff feststellen. Wenn man davon ausgeht, dass die zentrale Eigenschaft des Dispositivs darin besteht, dass diverse Elemente strategisch und machtbezogen miteinander verknüpft werden, kann man hier von einem zwar diskursbezogenen, aber durchaus dispositivähnlichen Mechanismus sprechen bzw. von einer minimalen Eigenschaft bzw. Eigenart des Dispositiven. So zeigt Jäger in seinem Ansatz der Kritischen Diskursanalyse, dass einige Diskurse bzw. einige empirisch erfasste Diskursstränge (zu diesem Begriff vgl. Jäger/Jäger 2007) u.a. in medialen, aber auch in alltagsdiskursiven Kontexten strategisch mit anderen Diskurssträngen verknüpft werden und dadurch bestimmte Machteffekte hervorrufen. Über diesen Mechanismus werden die oben erwähnten Regulierungs- und Normalisierungstechniken der Medien sichtbar. Ein Beispiel einer solchen Diskursverschränkung ist die von Margarete Jäger (1996) empirisch erfasste Ethnisierung von Sexismus: „türkische oder moslemische Männer seien sexistisch, sie unterdrückten Frauen in besonderer Weise. Eine solche Ethnisierung dient im Einwanderungsdiskurs als Begründung dafür, dass ein Zusammenleben mit Türken oder Moslems für uns nur schwer oder gar nicht möglich ist“ (M. Jäger 1996).

Im Chemnitzer Ansatz, der wegen des expliziten Bezuges auf Foucault in die *postfoucaultsche Diskursforschung* (in der linguistischen Variante) integriert werden kann, spricht man explizit vom Mediendiskursbegriff. Ausgegangen wird dabei vom Wissensbegriff<sup>7</sup>, um Mediendiskurse als „Bausteine gesellschaftlicher Wissenskstitution“ (Fraas/Klemm 2005: 1) zu definieren. Die empirischen Arbeiten dieser Forschungsgruppe sind fokussiert auf die sog. Online-Diskurse. Zu Recht wird darauf hingewiesen, dass innerhalb vieler Disziplinen und Subdisziplinen (inklusive der *foucaultschen Diskursforschung*), die sich mit Medien beschäftigen, insbesondere Textkorpora untersucht werden<sup>8</sup>, die aus Printmedien zusammengestellt sind. Vor diesem Hintergrund wird das Forschungsinteresse auf die Netzkommunikation und auf die „Schnittstellen der medialen on- und

---

7 Der Wissensbegriff wird hier jedoch um konstruktivistische und wissenssoziologische Perspektiven erweitert (vgl. Fraas/Meier 2004).

8 Das zeigt auch das Beispiel des Duisburger Ansatzes.

offline-Kommunikation“ (Fraas/Meier 2004: 77) verschoben. Die Bestimmung der Online-Diskurse bzw. generell der Netzkommunikation als Untersuchungsgegenstand erfordert selbstverständlich zusätzliche, insbesondere methodologische Überlegungen, die aus der Spezifik dieser Kommunikationsform resultieren. In dem Sinne stellt der Chemnitzer Ansatz den Anspruch herauszuarbeiten, „wie medienspezifische Bedingungen auf die jeweilige Kommunikation Einfluss haben“ (Fraas/Meier 2004: 84). Dieser Einfluss im Kontext des Online-Mediums manifestiert sich insbesondere durch dessen drei Eigenschaften, zu denen Multimedialität, Multimodalität und Multicodierung der dort generierten Texte gezählt werden. Das bedeutet, dass diese Texte (viel stärker als im sog. offline-Bereich) solche semiotischen Elemente ansprechen wie verbaler Text, Typografie, Logos, Bilder, Zeichnungen, Farbwahl, Layout etc. (vgl. Fraas/Meier 2004: 89), die als eingebunden in diverse Diskurse aufgefasst werden, was zum Beispiel über die Analysen der Inszenierung der visuellen Elemente aufgezeigt werden kann (vgl. ausführlicher dazu Meier 2008).

Nicht nur die erwähnten semiotischen Eigenschaften, sondern auch unterschiedliche technische Merkmale der Netzkommunikation (wie z.B. Verlinkung) werden als „diskurskonstituierende Elemente“ (Fraas/Meier 2004: 89) betrachtet. Verlinkungen werden in dem Sinne zu diskursiven Elementen, weil ein bestimmter Text eines bestimmten Textproduzenten einer bestimmten kommunikativen Absicht folgend „auf Fremdtex te bezogen und in deren Zusammenhang kontextualisiert wird“ (Fraas/Meier 2004: 89). Bei diesem Punkt machen sich die Überlegungen des Mediendispositivansatzes der Medienwissenschaften bemerkbar, die im folgenden Abschnitt näher besprochen werden und bei denen – auch wenn mit anderen methodologischen Zielen – der Aspekt der technischen bzw. apparativen Eigenschaft der Medien in den Vordergrund der Betrachtung rückt.

Hervorzuheben ist ferner die Konzipierung des Internets als eines Raumes, der die Artikulation diverser Gegendiskurse ermöglicht.<sup>9</sup> Dies wird am Beispiel der Debatte über die Wehrmachtsausstellung exemplifiziert (Fraas/Meier 2004). Während im Chemnitzer Ansatz der Schwerpunkt auf der Beschreibung der dort identifizierbaren sprachlichen und visuellen Elemente liegt, ist es möglich über diese Untersuchungsebene hinauszugehen. D.h. zum einen kann empirisch gezeigt werden, welche Gegendiskurse ein Eigenleben führen, d.h. keinen Zugang in die breite Öffentlichkeit (z.B. in die Mainstream- bzw. Leitmedien) erfahren, und umgekehrt, welche Gegendiskurse unter welchen medialen bzw. gesellschaftlich-politischen Bedingungen zum Gegenstand allgemeingöffentlicher De-

---

9 Vor dem technologischen Wandel und vor der Etablierung des Internets als Massenmedium, gehörte vor allem Straße zum Ort des Austragens von Gegendiskursen. Die demokratischen Entwicklungen in den arabischen Ländern zeigen deutlich, wie das Internet zur Mobilisierung eines Straßenprotests genutzt werden kann.

batten werden. Ein gutes Beispiel dazu ist „Gazeta Polska“ im polnischsprachigen Raum. Nach dem Flugzeugsabsturz in Smolensk am 10.04.2010, infolge dessen Polens Staatspräsident Lech Kaczyński, seine Ehefrau, zahlreiche Abgeordnete des Parlaments, Regierungsmitglieder, hochrangige Offiziere, Kirchenvertreter, leitende Vertreter von Zentralbehörden sowie Vertreter von Verbänden der Opferangehörigen des Massakers von Katyń ums Leben kamen, sind in Polen zwei konkurrierende Deutungsmuster dieses Ereignisses präsent, die sich sprachlich in den Lexemen *Unfall/Katastrophe* versus *Attentat* manifestieren.<sup>10</sup> Während die Mainstreammedien das Ereignis als *Unfall/Katastrophe* auslegten, hat insbesondere die schon erwähnte „Gazeta Polska“ das Deutungsmuster *Attentat* aufgegriffen und ihre Berichterstattung vor diesem Hintergrund gestaltet. Dadurch ist die Auflage dieser Wochenzeitung innerhalb eines Monats um 112% gestiegen (<http://www.wirtualnemedia.pl/artykul/polityka-liderem-gazeta-polska-wyprzedzila-przekroj#>). Auch das Internet (das Internetfernsehen „Gazeta Polska TV“: <http://vod.gazetapolska.pl/>) wurde dazu genutzt, das Deutungsmuster *Attentat* in die breitere Öffentlichkeit zu tragen. Darüber hinaus war die Wochenzeitung an der Mobilisierung zu verschiedenen straßenorientierten Protestaktionen beteiligt. All diese Entwicklungen haben dazu geführt, dass die Mainstreammedien das Deutungsmuster *Attentat* aufgegriffen haben, wodurch dieses Deutungsmuster – das als Gegendiskurs betrachtet werden kann – in die breite Öffentlichkeit eingegangen und zum Gegenstand semantischer Kämpfe (im Sinne von Felder 2006) oder Deutungskämpfe (im Sinne von Jäger/Jäger 2007) geworden ist. Solche Prozesse der Emergenz von Gegendiskursen können nicht nur als Rekonstruktionen der sprachlichen bzw. visuellen Elemente analysiert werden, aber – wie oben erwähnt – als Arenen diverser Deutungskämpfe, als Hinweise auf das fehlende mediale Angebot der Mainstreammedien, als Hinweise dafür, welche Rolle z.B. dem Internet bei der Durchsetzung bestimmter Gegendiskurse zukommt oder auch als Hinweise auf die sozial-politischen Prozesse.

Zusammenfassend lassen sich einige Merkmale der diskursorientierten (in der postfoucaultschen Variante) Beschäftigung mit Medien identifizieren. Der Duisburger Ansatz schreibt sich in das Paradigma ein, bei dem vor allem Textkorpora ins Zentrum der Analysen rücken, anhand deren man auf die mit der Macht verbundenen Aspekte z.B. der Diskursregulierung schließt und auf dieser Grundlage Evidenzen bzw. „Wahrheiten“, die durch die Medien (re-)produziert werden offenbart und einer Kritik unterzieht. Der Chemnitzer Ansatz versucht sich von den reinen textkorpora-orientierten Analysen zu lösen, indem die Analysen der sog. Online-Diskurse in den Vordergrund gerückt werden. Das hat

---

10 Übersetzt in die Kategorien der sog. politischen Semantik handelt es sich dabei um den Mechanismus der Bezeichnungskonkurrenz (vgl. Klein 1989).

zwei wichtige Konsequenzen, d.h. es werden zwei relativ neue „diskurs-konstituierende“ Aspekte in die Analysen aufgenommen: visuell-semiotische Elemente und das technische Moment der Netzkommunikation.

Sowohl bei dem Aspekt der Regulierungs- und vor allem der Normalisierungstechniken des Duisburger Ansatzes, wie auch bei der Berücksichtigung der technisch-apparativen Eigenschaft der Netzkommunikation und der dadurch eröffneten Untersuchungsmöglichkeiten im Chemnitzer Ansatz sieht man einige Anschlussmöglichkeiten an die Überlegungen, die im Kontext der Verhältnisbestimmung Medien-Dispositiv erörtert werden, die im Folgenden näher besprochen werden.

## 6 Dispositiv und Medien

Die Verbindung dieses Begriffspaares ist insbesondere in dem in diesem Beitrag ausdifferenzierten Bereich der *Analysen von Dispositiven* erfolgt und zwar in medienwissenschaftlichen Kontexten. Generell wird in dieser Perspektive eine gewisse Distanzierung zu monokausalen Analysen von Textkorpora oder Medieninhalten betont. Durch den Bezug auf den foucaultschen Dispositivbegriff wird ein mehrdimensionales Modell vorgelegt, das sich von linearen und monokausalen Erklärungsansätzen zu unterscheiden sucht (vgl. dazu z.B. Stauff 2005). Medien in dieser Forschungsperspektive erscheinen als Produkte einer komplexen Maschinerie als gesellschaftlich oder kulturell grundlegende Wahrnehmungsanordnungen und nicht als bloße Kommunikationskanäle oder Distributoren von Inhalten.

Generell wird in diesem Bereich zwischen zwei Perspektiven unterschieden, d.h. zwischen bipolaren und multipolaren Erklärungsansätzen (vgl. Stauff 2005). Für die bipolaren Ansätze, die bisher die Medienwissenschaft einigermaßen dominiert haben, ist die Untersuchungsachse: technisch-institutionell-apparative Anordnung und Mensch/Subjekt/Praktiken von zentraler Bedeutung. D.h. es wird danach gefragt, wie diese Anordnung Vorgaben für die Konstitution von Subjekten und Praktiken bereit stellt (Stauff 2005: 125). Ein Beispiel dafür ist das Kino-Dispositiv, das durch seine zentralistische Perspektive Einfügung und Stilllegung der Zuschauer ermöglicht und dadurch zur Reproduktion bestimmter ideologischer Mechanismen beiträgt (vgl. dazu ausführlich Stauff: 2005). So eine analytische Ausrichtung, die in der Medienwissenschaft u.a. auch auf das Fernsehen übertragen wurde, stößt bei Stauff (2005) auf Kritik. D.h. dieses bipolare Modell ist nach Stauff nicht die Basis bzw. der Kern des „dispositiven“ Funktionierens der Medien, sondern nur als *ein* konstitutives Element des ganzen dispositiven Mechanismus zu betrachten. Als eine Alternative zu diesem Modell wird

in Anlehnung an die Überlegungen Foucaults zum Sexualitätsdispositiv die Beschäftigung mit der Diskursivierung (in Form von Diskursen und Praktiken) bestimmter Medien (bei Stauff: 2005 ist das Fernsehen) vorgeschlagen, die ein Medium „sichtbar und handhabbar“ (Stauff 2005: 165) machen. Damit geht auch eine andere Konzipierung des Machtbegriffes einher, die im Gegensatz zur repressiven Macht des bipolaren Ansatzes der Macht eine Produktivität zuspricht. Medien in dieser Perspektive sind auf mehreren Untersuchungsebenen analytisch zu erfassen: als Instanzen, die kollektive gesellschaftliche Phänomene nachvollziehbar und handhabbar machen, als Instanzen, die Subjekte hervorbringen und als Instanzen, die an die staatlichen und industriellen Mechanismen gebunden sind (vgl. dazu Stauff 2005).

Diese Vorüberlegungen strukturieren die in den Medienwissenschaften gängigen dispositivanalytischen Ansätze. Viel wichtiger für diesen Beitrag ist die Klärung des Verhältnisses zwischen Dispositiv und Medien. Diesbezüglich sind vor allem die zwei möglichen Vorgehensweisen denkbar (vgl. dazu ausführlicher bei Stauff 2005). Man kann einzelne Medien (z.B. Fernsehen, Kino, Internet etc.) als Dispositive betrachten. In dieser Perspektive geht es insbesondere um das Erfassen der Spezifik eines Einzelmediums als Dispositiv, um auf dieser Basis die Herausarbeitung von Differenzen zwischen den Einzelmedien zu erfassen. In der anderen Perspektive werden Medien als Teilelemente von umfassenden Dispositiven modelliert. Hier liegt der Fokus auf dem Erfassen von Überschneidungsmomenten zwischen Medien und anderen kulturellen oder gesellschaftlichen Mechanismen.

Besonders fruchtbar erscheint vor allem die zweite Perspektive, die hier kurz skizziert werden soll. In Anlehnung an die Begrifflichkeiten von Foucault (1983), Deleuze (1996), aber auch von Link (1997) unterscheidet Stauff zwischen Makro- bzw. Gesamtdispositiven und Mikro- bzw. Hilfsdispositiven. Ein Makro- oder Gesamtdispositiv ist als ein Phänomen aufzufassen, das fast alle Diskurse und Praktiken prägt bzw. durchdringt, die in einer Kultur oder einer Gesellschaft vorzufinden sind. Diese sind subjektkonstituierend und erzeugen bestimmte Machteffekte. Dabei sieht man die Anknüpfungen an die oben differenzierte strategische Ebene des foucaultschen Dispositivbegriffs. D.h. Makrodispositive sind hier als Antworten (oder Problemlösungsoperatoren) auf bestimmte soziale, politische, ökonomische Problemlagen konzipiert, die zu einem gegebenen Zeitpunkt strategisch eigene Rationalitäten für bestimmte Problemlagen produzieren. Dass solche Makrodispositive (vor allem im Zeitalter der Informations- oder Mediengesellschaft) die Medien durchdringen bzw. dass Medien sogar selbst als Mechanismen oder noch zugespitzter formuliert Instrumente dieser Makrodispositive konzipiert werden können, liegt auf der Hand. Diese Perspektive kann also zeigen, dass Medien keinen Eigenlogiken unterzogen sind,

sondern in diverse Mechanismen eingebettet sind, die in verschiedenen gesellschaftlich- oder kulturell bedingten Praxisfeldern vorzufinden sind. Als ein Beispiel eines solchen Makrodispositivs, das sich in verschiedenen Diskursen und Praktiken bemerkbar macht, ist das von Link in Anlehnung an Foucault beschriebene Normalitätsdispositiv. Unter Normalität (in der Gegenüberstellung zu Normativität, vgl. Link 1997) versteht Link den Mechanismus der Bildung von Normalfeldern in diversen Referenzbereichen wie z.B. Gesundheit, Migration etc. und bezeichnet es als eine Kommunikationsbasis aller modernen okzidentalen Gesellschaften. Auf der diskursiven Ebene *Politik* identifiziert Link das sog. politische Normalitätsdispositiv, das die politischen Diskurse und Praktiken entlang der Links-Rechts-Achse strukturiert. Diese Strukturierung kann gesellschafts- und kulturbedingt verschieden modelliert werden. In Deutschland ist beispielsweise der Mechanismus der positiven Diskursivierung der politischen Mitte und der negativ-stigmatisierenden Diskursivierung der extrem linken und rechten Ränder relativ stark ausgeprägt und wird institutionell<sup>11</sup> verfestigt über die stark normativ aufgeladenen Begriffe des Links- und Rechtsextremismus. Vor diesem Hintergrund kann man z.B. fragen, inwiefern Medien Regelmäßigkeiten, Macht- und Subjekteffekte stützen, die sich auch in anderen Institutionen und Praxisbereichen auffinden lassen.

Dass ein politisches Normalitätsdispositiv in die Medien eingeht bzw. durch die Medien genutzt oder sogar reproduziert wird, liegt auf der Hand. Hier kann die diskurskritische bzw. dispositivkritische Forschung ansetzen, wenn es darum geht, die in den Medien durch ein solch geartetes Normalitätsdispositiv (re)produzierenden Evidenzen offen zu legen und einer Kritik zu unterziehen. Denkbar sind in dem Kontext auch die vergleichenden Studien. Z.B. das Fehlen des Links- oder Rechtsextremismusbegriffs in der öffentlichen Debatte in Polen oder präziser gesagt das Fehlen einer im Vergleich zu Deutschland strikten amtlich-juristischen Füllung dieser Begriffe hat verschiedene Konsequenzen bei der u.a. medialen Kategorisierung verschiedener diskursiver Ereignisse. Ein Beispiel dafür sind die Ereignisse in Norwegen vom 22. Juli 2011. In dem Kontext konnte man beobachten, dass in Polen eine medial getragene Debatte über Begrifflichkeiten und sogar über die Plausibilität von einigen Begrifflichkeiten geführt wurde – d.h. um die Frage, wie die Einstellungen von Breivik einzustufen sind. Es wurden die Fragen gestellt, ob diese als radikal, christlich-fundamentalistisch etc. bezeichnet werden können. Die Begriffe *extremistisch* und *rechtsextremistisch* tauchten in diesem Kontext im Gegensatz zu Deutschland nur punktuell auf.

---

11 Beispielsweise über die Öffentlichkeitsarbeit einiger staatlicher Institutionen wie dem Verfassungsschutz.

Zusammenfassend betrachtet bedeutet die makrodispositivanalytische Perspektive die Verlagerung des Forschungsinteresses – d.h. die Verlagerung von Analysen der Medien als Träger von bestimmten Inhalten auf die Analysen der Medien, die als „gesellschaftlich oder kulturell grundlegende Wahrnehmungsanordnungen“ (Stauff 2005: 126) begriffen werden. Noch präziser z.B. auf die Printmedien bezogen: nicht der Autor eines Textes und auch nicht der Text steht hier im Zentrum der Analyse, sondern die Anordnung der (z.B. institutionellen, gesellschaftlichen oder kulturbedingten) Elemente und die daraus resultierende Struktur, die die Textproduktion prägt. Bei so einer begrifflichen Konzipierung des Makro- bzw. Gesamtdispositivs ist darüber hinaus zu fragen, inwiefern er als diskurs- bzw. dispositivanalytische Alternative (einschließlich aller damit einhergehenden theoretischen wie auch methodologischen Konsequenzen), zu den gängigen Begriffen der *Kultur* oder *Gesellschaft* betrachtet werden kann. Vor allem Diskursforschung hat bis jetzt viele „international-vergleichende“ (vgl. z.B. Niehr 2002) Studien vorgelegt. Zu fragen ist in dem Kontext, inwiefern die *postfoucaultsche Diskurs- und Dispositivforschung* auf Begriffe angewiesen ist, die schon von anderen Disziplinen oder Subdisziplinen für ihre eigenen Forschungszwecke kontextualisiert wurden und inwiefern durch Rückgriff auf die foucaultsche Begrifflichkeit eigene – weil erkenntnistheoretisch auch anderen Fragestellungen verpflichtet – begriffliche Nomenklatur etabliert werden sollte, um den Anspruch zu erfüllen, als eine separate und eigenständige Subdisziplin anerkannt zu werden. Für die vergleichenden Studien bietet sich hierfür der oben diskutierte Begriff des Makrodispositivs an.

Mikrodispositive (Deleuze 1996; Link 1997; Stauff 2005) hingegen werden als weniger umfassende Regulations- und Rationalisierungsmechanismen aufgefasst, deren Wirksamkeit im Vergleich zu Gesamtdispositiven kleiner ist und sich insbesondere in bestimmten Milieus bzw. bestimmten gesellschaftlichen Bereichen manifestieren, aber durchaus auch die Makrodispositive stützen können. Übertragen auf die Medien kann man in der mikrodispositivanalytischen Perspektive danach fragen, welcher Mikro- bzw. Hilfsdispositive sich die einzelnen Medien bedienen bzw. welche Mikrodispositive durch bestimmte Medien produktiv-strategisch genutzt werden. Link spricht von den sog. Hilfsdispositiven und nennt als Beispiele mathematische oder statistische Verfahren (wie z.B. Wahlprognosen oder Meinungsumfragen). Stauff (2005) erweitert noch den Begriff des Mikrodispositivs, indem er z.B. Journalismus folgendermaßen konzipiert:

so könnte beispielsweise Journalismus als ein Dispositiv verstanden werden, wenn gezeigt werden soll, dass dieser eine geregelte Praxis ist, die durch eine Vielzahl an Mechanismen (zu denen etwa zeitliche Rhythmen, die Ausbildung, die technischen

Apparate, das journalistische Selbstverhältnis u.a. zu zählen wären) systematisch bestimmte Macht- und Wissensformen produziert. (Stauff 2005: 120)

Stauff geht davon aus, dass so ein Dispositiv medienübergreifend, d.h. nicht angebunden an einzelne Medien zu verstehen ist. Interessanterweise kann man aber z.B. im polnischsprachigen Raum Medien identifizieren, die über eigene journalistische „Schulen“ verfügen, wo Journalisten ausgebildet werden. Zum einen ist das die an Radio Maryja (einen katholischen Radiosender in Polen) gebundene „Hochschule der Sozio- und Medienkultur“ mit Sitz in Thorn und zum anderen die an TVN24 (einen Informationssender in Polen) gebundene „Schule TVN24“, die bezahlte Wochenendschulungen für Journalisten anbietet. Inwiefern es sich dabei um eine „Infrastruktur [bestimmter – Ł.K.] Diskurse“ (Keller 2011) handelt bzw. um ein journalistisches, aber einzelmedienspezifisches Hilfsdispositiv, müsste empirisch nachgewiesen werden.

Bis jetzt wurde der Bereich der *Analyse von Dispositiven* in den Blick genommen und die Frage, wie der Gegenstand Dispositiv dort mit dem Gegenstand Medien in Verbindung gesetzt wurde. Ergänzend dazu soll noch darauf hingewiesen werden, welche Untersuchungsperspektiven für Medienanalysen die *Dispositivanalyse* (Bührmann/ Schneider 2008) liefert bzw. liefern kann. Am Beispiel der neueren Entwicklungen in der Medientechnologie versucht man dem Aspekt der Subjektivierung<sup>12</sup> „User“ nachzugehen d.h. der Frage „wie Menschen sich über den Gebrauch von Dingen subjektivieren und welche (Macht-) Folgen dies hätte“ (Bührmann/Schneider 2012). Hier sieht man einige Ähnlichkeiten zum oben diskutierten Bereich der *Analyse von Dispositiven*, innerhalb derer die Achse technisch-institutionelle Anordnungen und Subjektbildung in den Blick genommen wird. Während dort aber nur diese Achse analysiert wird und in dem Sinne ein bipolarer Ansatz vorgelegt wird, versucht die *Dispositivanalyse* multipolar zu arbeiten.

Als eine Untersuchungsebene, die von Bührmann und Schneider im Kontext der Internetkommunikation als unterbeleuchtet qualifiziert wird und anhand derer sich auch das von ihnen postulierte Mehr der Dispositivanalyse ableiten lässt, ist die Frage, ob Internetnutzer „sich selbst als User deuten und wahrnehmen sowie auch, über welche Praktiken dieses Selbsterleben, diese Selbstwahrnehmung und -deutung befördert wird“ (Bührmann/Schneider 2012). D.h. in die

---

12 Subjektivierung bzw. Subjektivierung wird zweidimensional betrachtet: zum einen als Subjektformierung bzw. Subjektpositionierung, worunter „diskursiv produzierte und vermittelte normative Vorgaben“ verstanden werden und zum anderen als Subjektivierungsweise, die als „formierende und darstellende Praktiken des Selbst-Verständnisses und Selbst-Verhältnisses von Subjekten“ aufgefasst werden (Bührmann/Schneider 2008: 69).

Nomenklatur von Bühmann und Schneider übersetzt: Es geht hier nicht um die Analysen der Subjektformierung, sondern um die Analyse der Subjektivierungsweise. Die Rekonstruktion von unterschiedlichen Praktiken und die Fokussierung auf die Wechselverhältnisse zwischen diesen Praktiken, die das „Selbsterleben“ der Internetnutzer konstituieren, bildet eine von möglichen dispositiv-analytischen Fragestellungen. Am Beispiel der Subjektivierung *User* wird danach gefragt,

wie menschliche und nicht-menschliche Akteure bzw. Akteurinnen über soziale Praktiken an der Materialisierung von Usern und an der Materialisierung von technischen Artefakten beteiligt sind und dies wiederum (gesellschafts-)theoretisch zu kontextualisieren wäre. Damit ist letztlich eine macht-/herrschaftsanalytisch sensibilisierbare Perspektive eröffnet, die die Materialisierung der Subjektform *User* zu seiner Subjektivierungsweise empirisch in Bezug setzt. (vgl. ausführlicher Bühmann/Schneider 2012)

Diese Forschungsperspektive versucht auch den gesellschaftlichen Wandel – bezogen auf die mediale Kommunikation den technologischen Wandel – zu erfassen. Am Beispiel der Medienkommunikation wären die Analysen der Transformation der Subjektivierung denkbar. Bühmann und Schneider diskutieren diesen Aspekt – wie gezeigt – anhand der Internetkommunikation. Diese Gedanken sind aber auch auf die anderen Medien zu übertragen bzw. man kann auch die einzelnen Medien in dispositivvergleichender Perspektive betrachten, wie dies Neumann (2002) vorschlägt, indem er u.a. der Frage der Subjektivierung nachgegangen ist und einen passiven Fernsehzuschauer einem aktiven Internetnutzer gegenüberstellt. Im Bereich des Fernsehens sind aber seit einigen Jahren Entwicklungen zu beobachten, die nicht mehr von einem rein passiven Fernsehzuschauer sprechen lassen. Z.B. durch die Einführung solcher Fernsehformate wie Castings- oder Wettbewerbs-Medienformate, wo Zuschauer entscheiden, wer die jeweilige Staffel einer Casting-Sendung gewinnt, entsteht eine andere Subjektivierung des Fernsehzuschauers. Auch einige publizistische Sendungen, versuchen die Zuschauer in das Sendungsgeschehen zu involvieren, indem geschlossene Fragen an die Zuschauer zu einem bestimmten sozial-politischen Phänomenen gestellt werden. Inwiefern diese Subjektivierung durch die Medien selbst inszeniert wird, ist eine empirisch zu klärende Frage, die sich der Instrumentarien der Dispositivanalyse gut bedienen kann.

Insgesamt geht aus diesen Überlegungen hervor, dass der Ansatz der *Dispositivanalyse* im Gegensatz zu dem Bereich der *Analyse von Dispositiven* nicht ausschließlich auf der Makroebene angesiedelt ist, sondern auch mikroanalytisch arbeitet und in dem Sinne als ein Versuch zu lesen ist, die makro- und mikroanalytische Perspektive zu verbinden. Dieser Aspekt bildet ein Defizit vor allem

innerhalb der Diskursforschung, die meistens entweder mikro- oder makroanalytisch vorgeht.

## 7 Zusammenfassung und Ausblick

Insgesamt muss man feststellen, dass sowohl die *postfoucaultsche Diskursforschung*, der Bereich der *Analyse von Dispositiven* und die *postfoucaultsche Dispositivanalyse* diverse theoretische Konzepte und vor allem unterschiedliche analytische Kategorien vorgelegt haben. Ziel dieses Beitrags war es, aufzuzeigen, wie man mit dem Dispositivbegriff über die Beschäftigung mit dem Diskursiven hinaus arbeiten kann bzw. welche alternative Fragestellungen, die durchaus an die Analysen des Diskursiven anschließbar sind bzw. sogar aus der Beschäftigung mit dem Diskursiven resultieren, möglich sind. Der größte Vorteil des dispositiven Ansatzes (in den jeweiligen zwei ausdifferenzierten Varianten) besteht darin, dass mit diesem Konzept Medien in verschiedener Reichweite untersuchbar sind, z.B. als Teilelemente von Gesamtdispositiven, als Instanzen, die sich über Hilfsdispositive einrichten oder als Instanzen, die bestimmte Subjektivierungen hervorbringen. Ein gemeinsames Merkmal all dieser Zugänge ist in der Tatsache zu sehen, dass man Medien, aber auch andere gesellschaftliche Phänomene als nach bestimmten Mikro- oder Makrostrategien fungierende und bestimmte Subjekt- und Machteffekte entfaltende Komplexe ansieht und daran anknüpfend mehrdimensionale analytische Modelle für empirische Zwecke konzipiert. Dabei muss man auch feststellen, dass insbesondere das junge Feld der *Dispositivanalyse* in medialen Kontexten noch relativ großen Forschungsbedarf hat – im Vergleich zu zahlreichen medienorientierten Studien der *postfoucaultschen Diskursforschung* und im Vergleich zum medienwissenschaftlich orientierten Analysen von Dispositiven. Das in der *postfoucaultschen Dispositivanalyse* angesprochene Postulat der Verbindung zwischen Mikro- und Makroebene kann sich für Medienanalysen als besonders fruchtbar erweisen.

## Literatur

### a) Quellen

<http://www.wirtualnemedial.pl/artykul/polityka-liderem-gazeta-polska-wyprzedzila-przekroj#> (10.09.2011).

<http://vod.gazetapolska.pl/> (14.09.2011).

## b) Forschungsliteratur

- Angermüller, Johannes (2005): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland: zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung, Konstanz: UVK, 23–48.
- Bühmann, Andrea D./Schneider, Werner (2012): Vom ‚discursive turn‘ zum ‚dispositive turn‘? Folgerungen, Herausforderungen und Perspektiven für die Forschungspraxis, in: Caborn Wengler, Joannah/Hoffarth, Britta/Kumięga, Łukasz (Hrsg.): Raum – Bildung – Politik. Forschende Verortungen des Dispositiv-Begriffs, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, im Druck.
- Bühmann, Andrea D./Schneider, Werner (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld: transcript.
- Bühmann, Andrea D./Schneider, Werner (2007): Mehr als nur diskursive Praxis? – Konzeptionelle Grundlagen und methodische Aspekte der Dispositivanalyse, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 8(2), Art. 28; <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702281> (22.10.2011).
- Busse, Dietrich (2008): Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung, in: Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, Berlin/New York: de Gruyter, 57–88.
- Deleuze, Gilles (1996): Lust und Begehren, Berlin: Merve.
- Diaz-Bone, Rainer (2010): Was ist der Beitrag der Diskurslinguistik für die Foucaultsche Diskursanalyse? Review Essay. Foucault. Theorie und Gegenstände/Ingo Warnke & Jürgen Spitzmüller (Hrsg.) (2008). Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 11(2), Art. 19; <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1002191> (24.10.2011).
- Duszak, Anna/House, Juliane/Kumięga, Łukasz (2010) (Hrsg.): Globalization, Discourse, Media: In a Critical Perspective/Globalisierung, Diskurse, Medien: eine kritische Perspektive, Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego.
- Duszak, Anna/Fairclough, Norman (2008) (Hrsg.): Krytyczna Analiza Dyskursu. Interdyscyplinarne podejście do komunikacji społecznej, Kraków: Universitas.
- Fairclough, Norman (2010): Analysing discourse. Textual analysis for social research, London/New York: Longman.
- Fairclough, Norman (1993): Critical discourse analysis and the marketization of public discourse: the universities, in: Discourse & Society 4/2, 133–168.
- Felder, Ekkehard (2006) (Hrsg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften, Berlin/New York: de Gruyter.
- Foucault, Michel (1983): Sexualität und Wahrheit, Bd. 1.: Der Wille zum Wissen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve.

- Fraas, Claudia/Klemm, Michael (2005): Diskurse – Medien – Mediendiskurse. Begriffs-erklärungen und Ausgangsfragen. In: Fraas, Claudia/Klemm, Michael (Hrsg.): Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang Verlag, 1–8.
- Fraas, Claudia/Meier, Stefan (2004): Diskursive Konstruktion kollektiven Wissens on- und offline, in: Beißwenger, Michael/Hoffmann, Ludger/Storrer, Angelika (Hrsg.): Internetbasierte Kommunikation. OBST – Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 68, Duisburg: Red. OBST, 77–102.
- Heinemann, Wolfgang (2011): Diskursanalyse in der Kontroverse, in: *tekst i dyskurs – text und diskurs* 4, 2011, 31–67.
- Hubig, Christoph (2000): „Dispositiv“ als Kategorie;  
[http://sammelpunkt.philo. at:8080/561/1/Dispositiv.pdf](http://sammelpunkt.philo.at:8080/561/1/Dispositiv.pdf) (10.10.2011).
- Jäger, Margarete (1996): Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs, Duisburg: DISS.
- Jäger, Margarete/Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jäger, Siegfried (2008) (Hrsg.): Wie kritisch ist die Kritische Diskursanalyse? Ansätze zu einer Wende kritischer Wissenschaft, Münster: Unrast.
- Jäger, Siegfried (2007): Diskurs als „Fluss von Wissen durch die Zeit“. Ein transdisziplinäres politisches Konzept zur Deutung gesellschaftlicher Wirklichkeit, in: Jäger, Margarete/Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15–38.
- Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Münster: Unrast.
- Jäger, Siegfried (2001): Dispositiv, in: Kleiner, Marcus (Hrsg.): Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken, Frankfurt a. M.: Campus, 72–89.
- Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (2008) (Hrsg.): Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung, Stuttgart/Weimar: Verlag J.B. Metzler.
- Kammler, Clemens/Parr, Rolf (2007) (Hrsg.): Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kerchner, Brigitte/Schneider, Silke (2006) (Hrsg.): Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner (2011): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klein, Josef (1989) (Hrsg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kumięga, Łukasz (2010): Abgrenzung oder Kopplung? Diskursive Strategien im medienorientierten Rechtsextremismus, in: Duszak, Anna/House, Juliane/Kumięga, Łukasz (Hrsg.): Globalization, Discourse, Media: In a Critical Perspective/Globalisierung, Diskurse, Medien: Eine kritische Perspektive, Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego, 211–238.
- Landwehr, Achim (2010) (Hrsg.): Diskursiver Wandel, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Link, Jürgen (2008): Dispositiv, in: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hrsg.): Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart/Weimar: Verlag J.B. Metzler, 237–242.

- Link, Jürgen (2007): Dispositiv und Interdiskurs. Mit Überlegungen zum Dreieck Foucault – Bourdieu – Luhmann, in: Kammler, Clemens/Parr, Rolf (Hrsg.): Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 219–238.
- Link, Jürgen (2005): kultuRRevolution – ein notwendiges Konzept. Interview mit Jürgen Link, in: DISS-Journal 14/2005, 17–18.
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Neumann, Arndt (2002): Das Internet-Dispositiv, in: tiefenschärfe WS 2002/03, 10–12.
- Meier, Stefan (2008): Bild und Frame – eine diskursanalytische Perspektive auf visuelle Kommunikation und deren methodische Operationalisierung, in: Duszak, Anna/House, Juliane/Kumięga, Łukasz (Hrsg.): Globalization, Discourse, Media: In a Critical Perspective/Globalisierung, Diskurse, Medien: Eine kritische Perspektive, Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego, 369–389.
- Niehr, Thomas (2002): International vergleichende Diskurs- und Argumentationsanalyse. Vorstellung eines Forschungsprogramms, in: ELiSe: Essener Linguistische Skripte – elektronisch 2/2002; [http://www.uni-due.de/imperia/md/content/elise/ausgabe\\_2\\_2002\\_niehr.pdf](http://www.uni-due.de/imperia/md/content/elise/ausgabe_2_2002_niehr.pdf) (5.09.2011).
- Parr, Rolf/Thiele, Matthias (2007): Foucault in den Medienwissenschaften, in: Kammler, Clemens/Parr, Rolf (Hrsg.): Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 83–112.
- Seitter, Walter (2004): Michel Foucault. Struktur, Entscheidung, Ordnung, Stil, in: Hofmann, Martin L./Corta, Tobias F./Niekisch, Sybille (2004) (Hrsg.): Culture club. Klassiker der Kulturtheorie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 163–185.
- Spieß, Constanze (2011): Diskurshandlungen. Theorie und Methode der linguistischen Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte. Berlin/New York: de Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse, Berlin/New York: de Gruyter.
- Stauff, Markus (2005): Das neue Fernsehen. Machtanalyse, Gouvernementalität und digitale Medien, Hamburg: Lit.
- Warnke, Ingo (2007) (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände, Berlin/New York: de Gruyter.
- Wodak, Ruth/Meyer, Michael (2009) (Hrsg.): Methods of Critical Discourse Analysis, London: Sage.
- Wodak, Ruth/Januszek, Franz/Czyżewski, Marek/House, Juliane/Duszak, Anna (2010): Perspektiven der Kritischen Sozialwissenschaften im Allgemeinen und der Kritischen Diskursanalyse im Speziellen, in: Duszak, Anna/House, Juliane/Kumięga, Łukasz (Hrsg.): Globalization, Discourse, Media: In a Critical Perspective /Globalisierung, Diskurse, Medien: Eine kritische Perspektive, Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego, 559–596.

# Massenmediale Eigenlogiken als diskursive Machtstrukturen. Oder: Ich lasse mir von einem kaputten Fernseher nicht vorschreiben, wann ich ins Bett zu gehen habe!

*Tim Karis*

## 1 ‚Medienmacht‘ und ‚Mediendiskurs‘

Die Begriffe *Medien* und *Macht* sowie *Medien* und *Diskurs* laden zu Komposita ein: *Medienmacht*, *Mediendiskurs*. Die Aura der Selbstverständlichkeit, mit der sich diese Wortschöpfungen umgeben, hat eine systematische diskurstheoretische Auseinandersetzung mit den sich dahinter verbergenden Vorstellungen bislang erschwert. Derzeit besteht eine Schräglage zwischen der *diskursanalytischen* Bearbeitung medialer Daten und der *diskurstheoretischen* Auseinandersetzung mit Medienphänomenen. Während in Diskursanalysen regelmäßig Presstexte und (seltener) audiovisuelles Material untersucht werden, befasst sich die theoretische Debatte weiterhin nur in sehr begrenztem Umfang mit Massenmedien.<sup>1</sup> Letzteres dürfte in erster Linie darin begründet sein, dass Medien den „blinden Fleck des Bibliomanen Foucault“ (Ernst 2004: 243) darstellen. Foucaults Quellen sind im Wesentlichen wissenschaftliche und literarische Texte; seine Studien gelten der Analyse historischer Diskurse. Anders als viele DiskursforscherInnen heute hat Foucault nicht zeitgenössische Debatten untersucht, sondern seinen Blick konsequent in die Vergangenheit gerichtet. Zwar unterstrich er

die Medialität, weil Materialität des Diskurses in Opposition zu den Kategorien des ‚Geistes‘, der ‚Mentalität‘, des ‚Werks‘ [...]; doch hat ihn diese Medialität darüber hinaus kaum interessiert. (Dotzler 2006: 19)

Daher sind die theoretischen wie analytischen Mittel zur Untersuchung von – um diesen Begriff noch einmal zu verwenden – Mediendiskursen in der Foucaultschen Werkzeugkiste schlichtweg nicht vorhanden. *Mediendiskursanalysen* stehen folglich auf einem wackligen Fundament und es gilt zu konstatieren, dass es

---

1 Die Begriffe *Medien* und *Massenmedien* werden im Folgenden dem Alltagsgebrauch entsprechend synonym verwendet.

der Diskursforschung bislang nicht gelungen ist, die Spezifik der ‚Massenmedialität‘ des Diskurses adäquat zu beschreiben und damit „das Projekt fortzudenken, wo Foucault endet: mit dem Auftauchen technischer Medien jenseits der Schrift.“ (Ernst 2004: 243)

Angesichts dieser Situation liegt es nahe, diejenigen Disziplinen zu konsultieren, die Medien zu ihren zentralen Gegenständen zählen – Kommunikationswissenschaft und Medienwissenschaft – und die Frage zu stellen, wie das Verhältnis von Medien, Macht und Diskurs in diesen Fächern gedacht wird.<sup>2</sup> Insbesondere gilt es, Ansätze ins Auge zu fassen, die in diesen Disziplinen aus der Foucault-Rezeption heraus entstanden sind. Foucaultsche Konzepte jedoch wurden in der Kommunikationswissenschaft nur sehr vereinzelt aufgegriffen und auch innerhalb der Medienwissenschaft kann der Stellenwert des Foucaultschen Denkens als „mehr als nur heterogen“ (Parr/Thiele 2007: 84) bezeichnet werden. Konkret existiert kein „dezidiertes Versuchs der Medienwissenschaften im engeren Sinne, die Spezifik von Mediendiskursen mit Rekurs auf Foucault zu bestimmen.“ (Parr/Thiele 2007: 85) Diese Randlage Foucaults in Kommunikations- und Medienwissenschaft schränkt die Anschlussfähigkeit von in diesen Disziplinen entwickelten Konzepten an die diskurstheoretische Diskussion erheblich ein. Besonders problematisch erscheint in diesem Zusammenhang die in Kommunikations- und Medienwissenschaft weiterhin bestehende Dominanz repressiver Machtmodelle (vgl. Stauff 2005a: 9).

Es gilt folglich, das Verhältnis von Diskurs, Medien und Macht so zu beschreiben, dass es sowohl in der Diskursforschung als auch in Kommunikations- und Medienwissenschaft anschlussfähig ist. Die folgende Darstellung ist dabei von zwei Prämissen geleitet: Erstens gehe ich davon aus, dass Medien und Diskurs in einem unauflösbaren Verhältnis zu denken sind. Eine solche Perspektive erscheint zielführend, da damit die Medialität der Diskurse als Notwendigkeit, als „Bedingung des Aussagens“ (Sarasin 2006: 64) und nicht als etwas Drittes, dem Diskurs Äußerliches verstanden wird. Zweitens gilt es, sich von repressiven Machtmodellen zu lösen und auch in Bezug auf Medienmacht die produktive Seite der Macht in den Blick zu nehmen: „In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches.“ (Foucault 1977: 250) Mein Vorschlag besteht darin, Medienmacht als die Möglichkeit der Massenmedien zu definieren, Sagbarkeiten produzieren zu können, d. h. die Gegenstände herzustellen, von denen man in der Gesellschaft sprechen kann. Ein solches Verständnis wäre

---

2 Da die Tätigkeitsbereiche beider Fächer sich überschneiden, kann nicht in jedem Fall trennscharf unterschieden werden, welche Konzepte welcher der jeweiligen Disziplinen entstammen. Dieses vorausgesetzt, wird dennoch im Folgenden zwischen beiden Disziplinen soweit möglich differenziert, wobei der Großteil der Ausführungen sich auf die stärker geisteswissenschaftlich ausgerichtete Medienwissenschaft bezieht.

kompatibel mit Foucaults Dispositiv-Begriff insofern unter Dispositiv „die materielle und ideelle Infrastruktur, d. h. die Maßnahmenbündel, Regelwerke, Artefakte, durch die ein Diskurs (re)produziert wird und Effekte erzeugt“ (Keller 2005a: 229) verstanden wird. Medienmacht ist darüber hinaus, so meine These, insofern ein ambivalentes Phänomen, als sich mit ihr nicht nur die Möglichkeit verbindet, etwas Neues sagen zu können, sondern auch der Zwang, immer etwas Neues sagen zu müssen. Die Dynamik dieses Mechanismus definiert sich als die Massenmedialität des Diskurses. Diese kann, wie ich darstellen werde, auf Grundlage systemtheoretischer Vorstellungen und unter Zuhilfenahme systemtheoretischer Begrifflichkeiten beschrieben werden.

Den genannten Thesen werde ich mich im Wege einer Kritik gängiger, mit den Begriffen Medienmacht und Mediendiskurs verbundenen Vorstellungen annähern und dabei den Stand der Debatte skizzieren – insbesondere hinsichtlich der Adaption foucaultscher Konzepte in der Medienwissenschaft. Hervorzuheben sein wird dann die Arbeit von Markus Stauff, worin sich – orientiert an Dispositivbegriff und Gouvernementalitäts-Konzept – eine der konsequentesten Übertragungen diskurstheoretischer Begrifflichkeiten auf die Medienspezifik findet. Daran anschließend werde ich einen Vorschlag unterbreiten, wie Medienmacht als die Macht, etwas Neues sagen zu können und zu müssen, kohärent beschrieben werden kann und dabei systemtheoretische Konzepte, insbesondere Niklas Luhmanns *Die Realität der Massenmedien* hinzuziehen. Damit schließen die Überlegungen sowohl an die aktuelle Fachdiskussion innerhalb der Kommunikationswissenschaft als auch an den sich entwickelnden Dialog zwischen Diskurs- und Systemtheorie an.

## 2 Medium und Diskurs: Ein unauflösbares Verhältnis

Ebenso wie der Diskursbegriff in der Diskursforschung ist auch der Medienbegriff in den mit ihm befassten Disziplinen umstritten und so verwundert es nicht, dass bezüglich des Verhältnisses der Begriffe *Medium* und *Diskurs* zueinander ebenfalls kein Konsens besteht. Rolf Parr und Matthias Thiele (2007: 104-105) nennen vielmehr gleich fünf in der Medienwissenschaft verbreitete Modellierungen des Verhältnisses von Diskurs und Medien, die auch außerhalb dieser Disziplin in ähnlicher Form kursieren. Das erste dieser Modelle nimmt eine Ersetzung des Diskurses durch die Medien an. ‚Diskurs‘ wird in dieser Vorstellung gleichbedeutend mit der Literatur bzw. der Epoche der Buchkultur (vgl. z. B. Dotzler 2006: 19). Mit dem Aufkommen moderner (technischer) Medien, so die These, verliere der Diskurs (die Literatur) seine Funktion für die Erschaffung sozialer Wirklichkeit an die Massenmedien. Diese Argumentation stützt sich auf

die Tatsache, dass Foucault selbst keine massenmedialen Quellen untersucht hat und den Großteil seiner Betrachtungen spätestens um 1850 enden lässt. Dieser auf die Foucaultsche Empirie bezogene Einwand ist aus der Theoriearchitektur Foucaults jedoch nicht abzuleiten, weshalb wenig Anlass besteht, davon auszugehen, dass eine Auseinandersetzung mit massenmedialem Material notwendigerweise eine „Erweiterung des Diskursbegriffs“ (Dotzler 2006: 20) erfordert. Gleichwohl gilt es, die zweifellos andersartige Medialität massenmedialer Diskurse nicht schlichtweg zu ignorieren, sondern sie systematisch zu berücksichtigen. Der Mediendiskurs ist folglich von einem Diskurs, wie Foucault ihn untersuchte, zu unterscheiden – dies jedoch macht den Diskurs nicht mit den Medien identisch.

Häufiger als Vorstellungen von einer Ersetzung des Diskurses durch die Medien finden sich in der Debatte hierarchische Modelle. Parr und Thiele nennen deren zwei: In der ersten Variante sind es die Medien, die Diskurse hervorbringen bzw. bestimmen, was letztlich Diskurs wird.<sup>3</sup> In der zweiten Variante ist es gerade umgekehrt: „Jetzt sind es vor allem die Diskurse, die die Medien als Ereignis, Innovation, Fortschritt usw. gesellschaftlich durchsetzen.“ (Parr/Thiele 2007: 105) Hierarchische Modelle finden sich auch in abgeschwächten Formen, in denen es weniger darum geht, welche der beiden Entitäten – Medium oder Diskurs – die jeweils andere ultimativ hervorbringt, als vielmehr darum, welche die jeweils andere in ihrer empirischen Daseinsform determiniert. Besonders häufig findet sich die Vorstellung, wonach Medien ‚von außen‘ Einfluss auf den Diskurs nehmen. Medien werden in dieser Denkform zum machthabenden Subjekt, das dem Diskurs seinen Willen aufzwingen und ihn in gewünschte Richtungen lenken kann. Macht – im weberschen Sinne – wird damit bei den Medien verortet und der Diskursbegriff nähert sich dem habermasschen Verständnis insofern an, als ein von medialen Einflüssen freier Diskurs als Ideal angesehen wird. Ebenfalls an Habermas gemahnt die häufig zu findende Bezeichnung der Medien als ‚Arena‘ des Diskurses (vgl. z. B. Gerhards 2004: 300), womit gerade das Gegenteil bezeichnet werden soll: eine Determinierung der Medien durch den Diskurs. Im Arena-Verständnis sind Medien lediglich Austragungsort des Diskurses und damit dessen Wirken vollkommen unterworfen. Dass Diskurse in Medien anzutreffen sind, erscheint mithin als historisches Spezifikum, nicht aber als bedenkenswerter, die diskursive Realität prägender Tatbestand.<sup>4</sup>

3 Bemerkenswert erscheint die Nähe dieser Vorstellung zu dem in der Kommunikationswissenschaft bekannten Agenda-Setting-Approach. Der in den 1970er Jahren entwickelte Ansatz geht von der Annahme aus, dass Medien zwar keinen Einfluss darauf haben, was Rezipienten zu einem bestimmten Gegenstand denken, wohl aber determinieren, worüber überhaupt geredet (bzw. nachgedacht) werden kann.

4 Die Notwendigkeit der Unterscheidung der Diskursbegriffe Foucaults und Habermas‘ hat Jürgen Link vor dem Hintergrund der diskursanalytischen Auseinandersetzung mit Massenme-

Diskurs und Medien, wie dies in hierarchischen Modellen geschieht, als einander gelegentlich zufällig in die Quere kommende Faktoren im Feld der öffentlichen Meinungsbildung zu begreifen, wobei mal der einen, mal der anderen der beiden Entitäten Macht zugesprochen wird, widerspricht der Foucaultschen Theorieanlage fundamental:

Die Idee, dass es an einem gegebenen Ort oder ausstrahlend von einem gegebenen Punkt irgendetwas geben könnte, das eine Macht ist, scheint mir auf einer trügerischen Analyse zu beruhen. (Foucault 1978: 126)

Damit ist ein Verhältnis der Über- oder Unterordnung zwischen Diskurs und Medien ausgeschlossen. Mehr noch: Beide überhaupt als separate Entitäten aufzufassen, leistet konventionellen Machtmodellen Vorschub. Damit ergibt sich die paradoxe Situation, wonach Diskurs und Medium weder identisch noch different sein können. Dieses Paradoxon lässt sich nur auflösen, indem – wie in einigen Modellen vorgeschlagen (vgl. Parr/Thiele 2007: 105) – Medien und Diskurs in einem „unauflösbaren Verhältnis“ (ebd.) der Wechselwirkung und Interdependenz gedacht werden. Zu der bei Foucault konstitutiven (aber kaum ausgearbeiteten) Vorstellung, dass Diskurse notwendigerweise medial sind, tritt mithin die Überzeugung, dass Medien notwendigerweise diskursiv sind. Auf dieser Grundlage, so meine These, lässt sich Medienmacht im oben angedeuteten Sinne als produktive Macht beschreiben.

### 3 Medium und Macht

Mehr noch als im Falle des Mediendiskurs-Begriffs, ist zunächst erforderlich, die angestrebte Konzeption einer produktiven Medienmacht von gängigen Vorstellungen von Medienmacht abzugrenzen. Diese finden sich nicht zuletzt auch in der öffentlichen Debatte. So titelte beispielsweise die Internet-Zeitung *Welt Online* am 29. November 2009: „Kampf ums ZDF: Die FDP attackiert Roland Koch und will die Medienmacht des Koalitionspartners brechen.“ (Vitzthum 2009) Die Tageszeitung *taz* forderte am 10. Dezember 2009: „Wir wollen das Fernsehen zurück“ und vertrat die Auffassung, beim ZDF und anderen Medienanstalten hätten „Exekutive und PolitikerInnen die Macht an sich gerissen.“ (Grimberg 2009) Hintergrund der Berichterstattung war ein Beschluss des Verwaltungsrats

---

dien hervorgehoben. Nach Link sind mediale Debatten, „keine eigenen Diskurse, sondern diskursive Ereignisse [...] innerhalb eines Diskurses.“ Ferner finden solche Diskurse „nicht innerhalb eines speziellen Diskurses à la Foucault statt, sondern in einer Öffentlichkeit (Habermas), in der sich verschiedene Diskurse à la Foucault untereinander [...] schneiden.“ (Link 2005: 80)

des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF), den Vertrag des damaligen Chefredakteurs Nikolaus Brender nicht zu verlängern und einen neuen Chefredakteur zu installieren. In vielen Medien wurde diese Maßnahme als Versuch der politischen Einflussnahme auf den Fernsehsender gewertet. Die Medien erschienen mithin als Opfer einer repressiven, äußeren Macht – in diesem Fall der Politik. Entsprechende Praktiken, die so alt zu sein scheinen, wie die Medien selbst, existieren in sehr unterschiedlich ausgeprägten Erscheinungsformen und können zusammenfassend als Zensurpraktiken bezeichnet werden. Zensur jedoch ist – das erscheint im Rahmen einer Diskussion des Machtbegriffs entscheidend – überhaupt nur dann als eine im Sinne des Zensierenden sinnvolle Praxis einzustufen, wenn die Annahme besteht, dass die Medien selbst über Macht verfügen, die Macht nämlich, die zu zensierende Mitteilung zu verbreiten und damit Wirkungen zu erzielen. Wenn also Medien Opfer von politischer (oder auch ökonomischer) Macht werden, dann steht hinter dieser Maßnahme die Vermutung, dass sich bereits vorhandene Macht durch den Einsatz von Medien (oder gerade die Unterlassung dessen) vergrößern lässt.

Nach einer gängigen Vorstellung wird folglich Macht als Substanz verstanden, die bei den Medien lokalisiert ist bzw. über die Medien verfügen können. Stauff unterscheidet innerhalb dieses Modells zwei Typen:

Dieses Modell taucht sowohl in einer öffentlichkeitstheoretischen Variante auf, die die Macht des Fernsehens vor allem im (systematischen, weil beispielsweise kommerziell motivierten) Unterschlagen von bestimmten Themen und Meinungen lokalisiert, als auch in einer sozialpsychologischen Variante, die einen negativen Einfluss des Mediums auf eine vorgängige Subjektivität zum Thema machen. (Stauff 2005a: 11)

Beide Varianten finden ihren Niederschlag in Texten und Institutionen, deren politische Aufgabe darin besteht, „Medienmacht“ systematisch zu begrenzen. Zu denken ist hinsichtlich der öffentlichkeitstheoretischen Variante beispielsweise an die Regelungen im Rundfunkstaatsvertrag, wonach ein einzelnes Programm „die Bildung der öffentlichen Meinung nicht in hohem Maße ungleichgewichtig beeinflussen“ (RStV § 25 Abs. 2) darf. Ein Unternehmen darf „bundesweit im Fernsehen eine unbegrenzte Anzahl von Programmen veranstalten, es sei denn, es erlangt dadurch vorherrschende Meinungsmacht.“ (RStV § 26 Abs. 1) Eine solche ergibt sich nach Auffassung des Gesetzgebers aus dem Erreichen bestimmter Zuschaueranteile:

Erreichen die einem Unternehmen zurechenbaren Programme im Durchschnitt eines Jahres einen Zuschaueranteil von 30 vom Hundert, so wird vermutet, dass vorherrschende Meinungsmacht gegeben ist. (RStV § 26 Abs. 2)

Hinsichtlich der sozialpsychologischen Variante ist an Einrichtungen wie die Deutsche Islam-Konferenz zu denken, deren Tätigkeit unter anderem einer „Informationspolitik zum Abbau von Vorurteilen in türkischen und deutschen Medien“ (BAMF 2009) gewidmet ist. Vermutet wird also, dass in der Medienberichterstattung verbreitete Einstellungen gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen von den rezipierenden Subjekten übernommen werden.<sup>5</sup> Zweierlei ist an diesen alltäglichen Vorstellungen von Medienmacht von Interesse: Erstens liegen ihnen Kommunikationsmodelle zugrunde, die einen einseitigen Informationstransport von einem Sender (Medien) zu einem Empfänger (Publikum) voraussetzen, wobei die Annahme impliziert ist, dass das Publikum die ‚Botschaft‘ der Medien übernimmt. Zweitens, und damit einhergehend, wird in den oben dargestellten Vorstellungen Macht als repressiv, substantialistisch, lokalisierbar und kumulierbar gedacht.

Sowohl in der Kommunikations- als auch in der Medienwissenschaft gelten Transmissions-Modelle (Stimulus-Response-Modelle), wie sie hier zugrundeliegen, als antiquiert und die Geschichte der Disziplinen ist in weiten Teilen von dem Bemühen geprägt, mediale Allmachtsvorstellungen zu überwinden. Mit der Infragestellung von Stimulus-Response-Modellen und der Relativierung von Medienmacht ist jedoch die Überwindung repressiver Machtmodelle keineswegs gewährleistet. Stattdessen war eine Relativierung der Medienmacht insbesondere in der kommunikationswissenschaftlichen Modellbildung häufig gleichbedeutend mit einer theoretischen Verschiebung der Macht von den Kommunikatoren auf eine andere Komponente des Kommunikationsprozesses, sei es das Publikum, das soziale Umfeld oder die ‚Meinungsführer‘.<sup>6</sup> Die in der Kommunikationswissenschaft gängige Unterscheidung von Kommunikationsmodellen in solche, die ‚starke Medienwirkungen‘ postulieren und solche, die von ‚schwachen Medienwirkungen‘ ausgehen, entspricht ebenfalls einem Festhalten an gängigen Machtvorstellungen, da diese Unterscheidung letztlich auf die Frage nach mehr oder weniger Medienmacht hinausläuft.

---

5 Die Tätigkeiten der Medien – das erscheint bezeichnend – gelten mithin einerseits als dem Pluralismus potentiell zuwiderlaufend, gleichzeitig aber als willkommenes Mittel, vermeintlich durch einseitige Berichterstattung entstandene Probleme zu lösen. Medien gelten traditionell sowohl als „Gefahr für eine objektive und pluralistische Meinungsbildung“ (Stauff 2005a: 203) als auch als Mittel „der Staatsbevölkerung eine demokratische Meinungsbildung zu ermöglichen.“ (203)

6 Der Begriff ‚Meinungsführer‘ wird in der Kommunikationswissenschaft in Anlehnung an den bereits in den 1940er Jahren in einer Forschergruppe um den Soziologen Paul Lazarsfeld entwickelten *Two-Step-Flow*-Ansatz verwendet. Lazarsfeld und Kollegen gingen davon aus, dass Wirkungen von Medienbotschaften sich nicht unmittelbar aus der Rezeption, sondern aus der Verstärkung durch als Multiplikatoren fungierende Meinungsführer aus dem Umfeld der Rezipienten ergeben.

Auch in der Medienwissenschaft, die sich intensiver als die Kommunikationswissenschaft mit Foucault auseinandergesetzt hat, sind repressive Machtmodelle nicht überwunden. Zu unterscheiden sind hier im Wesentlichen zwei Forschungsstränge, die ich im Folgenden kurz vorstellen werde. Eine erste, in den Cultural Studies entwickelte und verbreitete Richtung stellt Praktiken der Aneignung von Medieninhalten durch das Publikum in den Mittelpunkt. Innerhalb der zweiten Forschungsrichtung, die Foucaults Dispositiv-Begriff zum Ausgangspunkt der Überlegungen macht, sind wiederum zwei Varianten zu unterscheiden: In einer ersten Variante werden einzelne Medientechniken als Dispositive konzipiert. Medienmacht gilt in dieser Variante als in die Technik eingeschrieben. In einer zweiten Variante wird nicht das Materiale des Dispositiv-Konzepts betont, sondern dessen Eigenschaft als Ermöglichungsstruktur von Diskursen. Auf diese letztgenannte Variante können sich die Überlegungen zu einer produktiven Medienmacht stützen.

### 3.1 *Die active-audience-Forschung der Cultural Studies*

Die Cultural Studies zählen die Populärkultur zu ihren zentralen Gegenständen und sehen in Massenmedien einen, wenn nicht *den* wesentlichen Motor zur Produktion und Aufrechterhaltung symbolischer Wissensordnungen in der Moderne. Im Ausgang der Beschäftigung der Cultural Studies mit Massenmedien steht

eine differenzierte Behandlung der (massen-)medialen Kommunikation als sozialer Faktor. Medien werden so immer bereits in einem größeren phänomenologisch-kommunikativen Kontext verortet und in ihrer Bedeutung für gesellschaftlichen Wandel untersucht. (Adolf 2007: 75)

Damit ist ein Verharren in Stimulus-Response-Modellen ausgeschlossen und die Multidimensionalität des massenmedialen Kommunikationsvorgangs, seine Verwobenheit in und mit Kultur rückt in den Mittelpunkt. Als das wichtigste kommunikationstheoretische Modell der Cultural Studies kann Stuart Halls Encoding/Decoding-Modell gelten, das sich in Kürze wie folgt beschreiben lässt (vgl. Hall 2001a und 2001b): Der Prozess des *Encoding*, also die Formung von Informationen zu Nachrichten, erfolgt auf Grundlage spezifischer massenmedialer Strukturen, also beispielsweise Formatvorgaben, aber auch aufgrund der schieren journalistischen Notwendigkeit, Selektionen sowohl hinsichtlich des *Ob* als auch des *Wie* der Präsentation treffen zu müssen (vgl. Hall 2001b: 352f). Hall spricht von ‚professionellen Codes‘, die den Encoding-Prozess anleiten. Diese Codes selbst, vor allem aber deren Anwendung, gründen jedoch keineswegs in objektiven Maßstäben, sondern basieren auf Urteilen, die als kontingente kultu-

relle Muster zu fassen sind. Auf ebensolchen Mustern – Hall spricht von ‚Bedeutungsstrukturen 1‘ – basieren auch die in die Produktion des Medienangebots einfließenden Deutungen der vermittelten Informationen durch die Journalisten. Der Encoding-Prozess erscheint mithin als komplexe soziale Praxis, die keine zufälligen Ergebnisse hervorbringt, sondern zugleich Wirklichkeit produziert und Kultur reproduziert. Das Komplement zu diesem Prozess ist das *Decoding*, welches Hall ebenfalls als soziale Praxis konzipiert: Rezipienten interpretieren Medienangebote vor dem Hintergrund spezifischer kultureller ‚Bedeutungsstrukturen 2‘ und sozialer Kontexte. Das Medienangebot ist damit „auf nicht hintergehbare Weise zwischen ‚encoding‘ (Produktion) und ‚decoding‘ (Rezeption) lokalisiert“ (Hepp 2004: 111f) und damit notwendigerweise polysem.

Dieses Postulat von der strukturell bedingten Mehrdeutigkeit von Medientexten hat unterschiedliche Forschungen angeregt. Für viele Jahre dominant war diejenige Richtung, die Halls Modell zum Ausgangspunkt von *active-audience*-Studien gemacht hat.<sup>7</sup> Dieser Forschungszweig kann sich auf eine der wenigen Massenmedien betreffenden Äußerungen Foucaults stützen:

Man beklagt sich immer, daß die Medien die Leute manipulieren. Etwas Menschenverachtung steckt in dieser Vorstellung. Demgegenüber glaube ich, daß die Leute reagieren; je mehr man sie überzeugen will, desto mehr stellen sie sich Fragen. Der Geist ist nicht weich wie Wachs. Er ist eine reaktive Substanz. (Foucault 1999a: 18)

Ausgehend von der Annahme, dass es die Rezipienten sind, die einer Kommunikation letztlich Bedeutung verleihen, gerieten Fragen nach den Strategien der Rezipienten zur Erhöhung des Lese- oder Fernsehvergnügens in den Mittelpunkt des forscherschen Interesses. Als Charakteristikum der im Rahmen der Cultural Studies entstandenen Publikumsstudien nennt Andreas Hepp die Annahme,

[...] dass die Nutzung von Medien kein Prozess der ‚Übernahme‘ von und oder ‚Assimilation‘ an bestimmte Medieninhalte ist [...], sondern ein Vorgang des ‚Sich-Zu-Eigen-Machens‘ der Medieninhalte.“ (Hepp 2004: 164)

Der Ansatz, Prozesse der *Aneignung* – so die zentrale Begrifflichkeit – zu untersuchen, hat sich in einer Vielzahl von erhellenden Studien niedergeschlagen.<sup>8</sup> Der *active-audience*-Ansatz der Cultural Studies hat allerdings auch Kritik her-

---

7 Eine zweite Forschungsrichtung nimmt Halls Modell zum Ausgangspunkt für die Verfolgung der Fragestellung, wie es trotz der theoretisch autonomen Encoding- und Decoding-Prozesse und der fehlenden Äquivalenz zwischen den Bedeutungsstrukturen 1 und den Bedeutungsstrukturen 2 dennoch zu Verständnis kommt. Gefragt wird also danach, durch welche Machtmechanismen die Polysemie des Medienangebots eingeschränkt wird.

8 Ein ausführlicher Überblick über diese Forschungen findet sich bei Hepp (2004: 164-253).

vorgerufen. Ein Kritikpunkt lautet, die eingenommene ethnographische Mikroperspektive habe dazu geführt, dass die Makroperspektive auf Medienkultur als Ganzes aus dem Blick geraten sei. Dadurch, so die Kritik, sei der ehemals explizit kritische Ansatz der Cultural Studies verwässert worden.<sup>9</sup> Die entsprechende Auseinandersetzung ist als Cultural-Studies-Variante einer ‚Revisionismus-Debatte‘ bekannt und muss hier nicht weiter besprochen werden (vgl. Hepp 2004: 139-150).

Unter machttheoretischen Gesichtspunkten ist ein zweiter Kritikpunkt an den *active-audience-studies* von größerer Bedeutung. Wie Markus Stauff (2005a) überzeugend darlegt, zielt zwar die Anlage der Rezeptionsforschung der Cultural Studies auf eine Dezentrierung von Medien, doch werden repressive Machtmodelle dadurch keineswegs überwunden. Vielmehr führe die Annahme, dass Medienkommunikation letztlich nur im Moment der Aneignung vollständig (und mithin beobachtbar) werde, zu einer „Hierarchisierung und Zentrierung der medialen Funktionsmechanismen“ (Stauff 2005a: 90). Rezeption werde damit zu einem „privilegierten Ort der Wahrheit“ (90) stilisiert, zu einem „Gravitationszentrum, das alle Fragen und Analysen, aber auch jegliche Modellbildung um sich herum anordnet“ (94). In dieser Vorstellung bleiben Medien „eine zentrale (und repressive) Machtinstanz; lediglich ihre ‚Durchschlagskraft‘ wird angezweifelt.“ (98) Medienmacht als repressive Instanz wird damit nicht aufgelöst, sondern lediglich zwischen Kommunikatoren und Rezipienten aufgeteilt. Rezeption wird damit gleichbedeutend mit einem mehr oder weniger machtvollen Widerstand – gegen die Macht.

### 3.2 *Dispositive I: Medien als Dispositive*

Repressive Modelle von Medienmacht lassen sich folglich nicht dadurch überwinden, dass die in Stimulus-Response-Modellen bei den Kommunikatoren (den Journalisten) liegende Macht in der Theorie-Architektur auf andere Komponenten im Kommunikationsgefüge verteilt wird. Stattdessen gilt es, dieses Gefüge selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken. Dispositiv-Modelle erscheinen zu diesem Zweck zumindest potentiell besonders leistungsfähig, allerdings haben sich auch in Dispositiv-Modellen repressive Vorstellungen von

---

9 An diesem Punkt tritt die Ambivalenz hervor, die die kritische Medienforschung ganz allgemein prägt: Einerseits hat sie sich auf die Fahnen geschrieben, Inhalte der Medien auf mögliche Voreingenommenheit – den *bias* – hin zu untersuchen. Andererseits widerstrebt es ihr, zu vermuten, dass Rezipienten diesen Medieninhalten bewusstseinsfrei ausgeliefert sind. Dem Manipulationsverdacht steht also die Annahme gegenüber, dass Rezipienten sich nicht manipulieren lassen – womit sich dann allerdings die Medieninhalte von einem sozialen zu einem allenfalls ästhetischen Problem wandelten.

Medienmacht erhalten. Dies gilt insbesondere für diejenigen Ansätze, die die Medientechnik in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken und Medienmacht auf Technik zurückführen.

Zunächst ist festzustellen, dass sich die oben beschriebene Schräglage zwischen diskursanalytischer und diskurstheoretischer Bearbeitung von Medien bezogen auf den Dispositivbegriff innerhalb der Medienwissenschaft in umgekehrter Form findet: Während die theoretische Auseinandersetzung so weit vorangeschritten ist, dass der Dispositiv-Begriff in den Medienwissenschaften als „etabliert“ (Stauff 2005a: 109) und „geläufig“ (111) gelten kann, ist das Feld der Dispositivanalyse forschungspraktisch kaum erschlossen (vgl. Schneider/Hirse-land 2005: 251). Während Letzteres interdisziplinär gilt, kommt der Medienwis-senschaft in Bezug auf die theoretische Bearbeitung des Dispositiv-Begriffs allerdings insofern eine Ausnahmestellung zu, als der Dispositiv-Begriff den „am häufigsten rezipierte[n] Theoriebaustein Foucaults“ (Parr/Thiele 2007: 92) innerhalb der Medienwissenschaften darstellt. Die besondere Vorliebe der Medi-enwissenschaft für den Dispositiv-Begriff lässt sich auf zwei Gründe zurückfüh-ren: Erstens ist die Foucaultsche Konzeption eines „entschieden heterogenen Ensembles“ (Foucault 1978: 119) unmittelbar anschlussfähig an Versuche der Medienwissenschaft, sich von einfachen Stimulus-Response-Modellen zu lösen und das Zusammenspiel unterschiedlicher Komponenten (Kommunikator, Publi-kum, Kultur, Technik etc.) für die Wirkmächtigkeit von Medien zu betonen. Die „völlige Offenheit und damit vielfältigste Anschließbarkeit“ (Parr/Thiele 2007: 102) der Foucaultschen Konzeption an medienwissenschaftliche Fragestellungen hat allerdings auch einer Verwässerung des Begriffs Vorschub geleistet, so dass ‚Dispositiv‘ mitunter als schlichtes Synonym für jeglichen Zusammenhang von Faktoren und/oder Phänomenen gebraucht wird (vgl. Parr/Thiele 2007: 102 so-wie Hans 2002: 22). Der zweite Grund liegt in der technischen Semantik in der Foucaultschen Dispositiv-Konzeption und in der sich daraus ergebenden Bet-onung der Materialität des Dispositivs. Das französische ‚dispositif‘ kann als (technische) Anlage, Apparat oder Vorrichtung übersetzt werden; Foucault nutzt den Begriff um die „quasi-technologische Funktionsweise“ der hochver-dichteten diskursiven Regelstrukturen zu bezeichnen.<sup>10</sup> Diese Foucaultsche Kon-zeption ist damit anschlussfähig an Fragestellungen der Medienwissenschaft die – in der Tradition des bekannten Mc-Luhan-Diktums ‚The Medium is the Mes-sage‘ – nach den Machteffekten der Medientechnik fragen, nach der schon unab-hängig von Medieninhalten bestehenden Determinierung der Rezeption.

Dieses in der Medienwissenschaft dominante Verständnis von Dispositiv hat sich im Fach insbesondere in Ansätzen niedergeschlagen, in denen Einzel-

---

10 Vgl. zum Begriff Dispositiv bzw. frz. ‚dispositif‘ die Bemerkungen Günter Dammanns „zum Fall einer Nicht-Übersetzung“ (Dammann 2002).

medien als Dispositive modelliert werden (vgl. Stauff 2005a: 122). So existieren beispielsweise Modelle vom Kino als Dispositiv, Fernsehen als Dispositiv, Radio als Dispositiv oder Internet als Dispositiv,<sup>11</sup> wobei die entsprechenden Ansätze

die subjektive und gesellschaftliche Wirksamkeit von Einzelmedien in der Regel damit [erklären], dass diese durch ihre materielle Anordnung nicht nur den symbolischen Prozessen („innerhalb“ des Mediums, sondern auch der Wahrnehmung und ‚Nutzung‘ des Mediums eindeutige Vorgaben machen. (Stauff 2005a: 110)

In der Filmtheorie der 1970er Jahre wurde zunächst das Kino als Dispositiv modelliert.<sup>12</sup> Als besonders einflussreich kann der Ansatz von Jean-Louis Baudry gelten, der im Wesentlichen drei Eigenschaften des Kinos als konstitutiv für dessen dispositiven Charakter hervorhebt: die durch die Kamera gewährleistete Zentralperspektivität der Darstellung, die Bewegungskontinuität auf der Leinwand sowie die starre Positionierung der Zuschauer im Kinosaal (vgl. Parr/Thiele 2007: 93). Insbesondere am letztgenannten, in vielen Ansätzen zentralen Punkt wird deutlich, wie stark Baudry und andere den Dispositiv-Begriff vom Panopticon-Modell her denken: Das Verhältnis zwischen apparativ-technischer Anordnung und rezipierendem Subjekt wird zum entscheidenden Kriterium; die erzwungene Regungslosigkeit der Zuschauer im Kinosaal erscheint als Fluchtpunkt medialer Machtwirkungen. Damit jedoch wird die Foucaultsche Konzeption in mehrfacher Hinsicht eingengt: Zum einen entfaltet das Panopticon bei Foucault keine Wirkmächtigkeit per se, sondern lediglich in seiner Eigenschaft als Teilelement eines Gesamtdispositivs Disziplin (vgl. Stauff 2005a: 130). Zum anderen wird durch den Fokus auf panoptische Strukturen ein Schwerpunkt auf die Materialität der Anordnung gelegt. Resultat dieser zweifachen Zuspitzung ist eine Homogenisierung und Vereindeutigung des Machtverständnisses: Macht wird nicht als produktiver, in den Relationen eines heteroge-

---

11 Da Modelle zu Kino und Fernsehen als Dispositiv oben diskutiert werden, seien hier nur Beispiele für die anderen genannten Medientechniken kurz erwähnt: Carsten Lenk expliziert sein Dispositiv-Modell am Beispiel des in der Forschung häufig vernachlässigten Mediums Radio (Lenk 1995). Arndt Neumann kontrastiert Internet und Fernsehen über den Dispositiv-Begriff und geht – panoptische Vorstellungen aufrechterhaltend – davon aus, dass an die Stelle eines passiven Fernsehzuschauers ein aktiver Internetnutzer getreten sei (Neumann 2002). Hendrik Pletz hat darüber hinaus jüngst den Vorschlag in die Diskussion eingebracht, den Videorecorder, der bislang häufig im Zusammenhang eines Wandels im Dispositiv Fernsehen Erwähnung fand, selbst als Dispositiv zu begreifen (Pletz 2010 i. V.).

12 Anzumerken ist, dass einige medienwissenschaftliche Adaptionen des Dispositiv-Begriffs sich nicht auf Foucault beziehen oder sich schon vor dem Erscheinen des Begriffs bei Foucault entwickelten (vgl. Stauff 2005a: 133f.)

nen Ensembles wirksamer Mechanismus verstanden, sondern als eine repressive, in Medientechnik eingeschriebene Substanz.<sup>13</sup>

Seit Ende der 1980er Jahre wurden die in Bezug auf das Kino entwickelten Dispositiv-Ansätze in der Medienwissenschaft auf das Fernsehen übertragen. Die in der Theoriedebatte anhand des Mediums Fernsehen entwickelten Ansätze sind besonders vielfältig und für meine Argumentation anschlussfähig, so dass ich mich im Folgenden auf Bemerkungen zum Massenmedium Fernsehen als Dispositiv beschränke. Fernsehen wurde in der Forschung zunächst – wie das Kino – als ein das Sehen in spezifischer Weise disziplinierender Apparat verstanden, der „spezifische räumliche Relationen erstellt.“ (Stauff 2005a: 144) Dieser komplexe Sachverhalt findet sich nirgends so anschaulich und pointiert wiedergegeben, wie in dem Sketch ‚Fernsehabend‘ des Humoristen Loriot. Der Zeichentrickfilm zeigt ein Ehepaar, das auf einer Couch sitzend in Richtung des Fernsehgeräts blickt, wobei die Pointe darin besteht, dass das Gerät kaputt ist. Im Verlauf des Sketchs beginnen die Eheleute zu streiten:

Er: Heute brauchen wir, Gott sei Dank, überhaupt nicht erst in den blöden Kasten zu gucken. // Sie: Nee, es sieht aber so aus, als ob du hinguckst. // Er: Ich? // Sie: Ja. // Er: Nein! Ich sehe nur ganz allgemein in diese Richtung. Aber du guckst hin. Du guckst da immer hin. [...] Sie: Wir können doch einfach mal ganz woanders hingucken. // Er: Woanders? Wohin denn? // Sie: Zur Seite, oder nach hinten. // Er: Nach hinten? Ich soll nach hinten sehen? Nur weil der Fernseher kaputt ist, soll ich nach hinten sehen? Ich lass mir doch von einem Fernsehgerät nicht vorschreiben, wo ich hinsehen soll. (Loriot 1977)

Ansätze zu einem Verständnis von Fernsehen als Dispositiv beschränken sich jedoch nicht auf Analogiebildungen zum Kino. Beispielsweise wird das Panopticon-Modell in Bezug auf das Fernsehen insofern anders akzentuiert, als nicht die Materialität des Apparats, sondern der Mechanismus des Sehen-und-Gesehen-Werdens im Vordergrund steht (vgl. Stauff 2005a: 144). Im Rahmen von Game- oder Quiz-Shows werden Zuschauer in die Lage versetzt, Leistungen der Kandidaten zu bewerten – nicht selten in der Annahme eigener Überlegenheit. Noch deutlicher erscheint die Nähe panoptischer Vorstellungen zu Sendeformaten wie *Big Brother*, deren gesamte Anlage in der Möglichkeit der Beobachtung der Kandidaten durch die Zuschauer besteht. Entscheidender als diese sich von Kino-Dispositiv-Ansätzen unterscheidenden Deutungen des Panopticon-Modells sind die in der Forschung erkannten Unterschiede in Bezug auf die Positionierung der Zuschauer:

---

13 Jan Hans bezeichnet diese Variante eines Dispositiv-Verständnisses aufgrund seiner Verbreitung vor allem in der deutschen Medienwissenschaft als das „deutsche Dispositiv“ (vgl. Hans 2002: 26).

Jederzeit kann der Zuschauer ohne Umstände aufstehen und sich im Raum bewegen, kann dadurch aus dem Kontakt mit dem Bildschirm geraten oder sich nur noch in extrem verzerrter Seitensicht wahrnehmen, kann den Raum ganz verlassen und an der Fernsehkommunikation nur mehr akustisch teilhaben, kann wieder zurückkommen etc. (Hickethier 1995: 65)

Anders als das Kino ermöglicht also das Fernsehen dem Zuschauer, seine starre Positionierung aufzugeben. Man kann – mit Lorient gesprochen – „einfach mal ganz woanders hingucken“.<sup>14</sup> Wichtigster Bezugspunkt der Forschung für eine Modellierung des Fernsehens als Dispositiv wurde daher seine spezifische Heterogenität, die sich in der Beweglichkeit der Zuschauer, unterschiedlichsten Nutzungsformen und differenzierten Angebotsstrukturen zeigt. Insbesondere letztere stehen häufig unter dem Stichwort ‚Programmstruktur‘ im Mittelpunkt der theoretischen Debatte. Auch bei Lorient verschiebt sich der Fokus zum Ende seines Sketchs von der technischen auf die programmliche Wirkmächtigkeit des Fernsehens:

Sie: Heute ist der Apparat ja nun kaputt. // Er: Gott sei Dank. Da kann man sich wenigstens mal unterhalten. // Sie: Oder früh ins Bett gehen. // Er: Ich gehe nach den Spätnachrichten der Tagesschau ins Bett. // Sie: Aber der Fernseher ist doch kaputt. // Er: Ich lasse mir von einem kaputten Fernseher nicht vorschreiben, wann ich ins Bett zu gehen habe! (Lorient 1977)

In die Fachdebatte übersetzt ließe sich formulieren: Programmschemata können zu habitualisierten Nutzungsverhalten führen, die von den Subjekten internalisiert werden.<sup>15</sup> Knut Hickethier, der die einflussreichste Arbeit zum Fernsehen als Dispositiv im deutschsprachigen Raum vorgelegt hat, geht über diese Annahme hinaus, wenn er die Eigenschaft der Programmstruktur als Fluss (mit Raymond Williams: *flow*) hervorhebt. Hickethier versteht das Programm nicht als unverbundene Abfolge von (jeweils für sich genommen wirksamen) Einzelelementen, sondern als einen Gesamtzusammenhang, der gerade als Komposition wirksam ist. Spezifikum des Fernsehdispositivs sei – neben seiner histori-

14 Mit Lorient ließe sich die Annahme einer Aufhebung der starren Positionierung der Zuschauer allerdings auch in Zweifel ziehen: Trotz der theoretischen Möglichkeit des Woanders-Hinsehens ist der Blick weiterhin auf das Fernsehgerät fixiert, selbst – und in dieser humoristischen Überhöhung liegt die Deutlichkeit der Tendenz – wenn das Fernsehen kaputt ist. Relativierend jedoch ist hinzuzufügen, dass Lorient zweifellos den Fernsehalltag in der Zeit vor Einführung des Privatfernsehens und mithin vor dem Aufkommen des Phänomens des *Zapping* im Blick hat. Sein Sketch ist insofern nicht zuletzt ein Dokument der Geschichte des Dispositivs Fernsehen.

15 Zu denken ist neben Nachrichtensendungen auch an andere wiederkehrende Fernsehformate wie Seifenopern oder Fernsehfilmreihen.

schen Veränderbarkeit<sup>16</sup> – die ihm eigene „innere Variabilität der dispositiven Elemente“ (Hickethier 1995: 81). Das Dispositiv Fernsehen wirke daher gerade durch (und nicht trotz) der Dynamik des Programmflusses, dessen Wirkmächtigkeit vor allem darin bestehe, Zuschauern Teilhabemöglichkeiten zu suggerieren, eine Teilhabe „des sich Anschließens an und Einschaltens in permanent laufende Erzählströme, Diskurse und parallele Welten.“ (81) Anders als das Kino wirke Fernsehen also nicht dadurch, dass es die Zuschauer machtvoll einer ultimativ ‚anderen‘ Wirklichkeit aussetze, sondern dadurch, dass es Zuschauern den Eindruck vermittele, selbst und eigeninitiativ Teil dieser Wirklichkeit zu sein.

Hickethier entwickelt damit eine Vorstellung von produktiver Medienmacht, an die sich, wie ich unten darstellen werde, in theoretischer wie methodischer Hinsicht anschließen lässt. Unterbelichtet bleibt bei Hickethier jedoch das m. E. für das Verständnis von Medienmacht konstitutive Phänomen der Eigendynamik. Hickethier denkt Medien als eine Art Machtcontainer, als etwas, das von außen „mit Macht ausgestattet“ (Stauff 2005a: 156) wird und nicht selbst durch seine Eigenlogiken Machtstrukturen entwickelt. Dieses zeigt sich besonders in Hickethiers These, wonach „auch staatliche und halbstaatliche Einrichtungen als Machtinstanzen auf die Fernsehkommunikation [einwirken].“ (Hickethier 1995: 70) Grund dieser Bemühungen sei das Wissen darum, „daß die Beherrschung gesellschaftlicher Diskurse [...] ein existentieller Bestandteil von Machtsicherung ist.“ (70-71) Fernsehen wird somit in Hickethiers Vorstellung mit Macht aufgeladen, einer Macht, die im Moment der Fernsehnutzung auf die Zuschauer trifft. Diesen wiederum bleibt nur, sich dieser Macht entweder zu fügen oder ihr – analog der oben aufgeführten Vorstellungen der Cultural Studies – zu widerstehen.

### 3.3 Dispositive II: Medien als Regierungstechnologien

Die medienwissenschaftliche Adaption des Dispositiv-Begriffs (bzw. der kreative Umgang damit) hat zu Vorstellungen von Medienmacht beigetragen, die sich von konventionellen Reiz-Reaktions-Schemata deutlich unterscheiden und positiv abheben. Dennoch bleiben viele Ansätze ganz oder in Teilen weiterhin in repressiven Machtvorstellungen verhaftet. Ein Grund dafür liegt in der häufigen Technikzentriertheit der Ansätze, ein weiterer darin, dass die geschilderten Modellierungen sich – auch aber nicht nur erkennbar an der Omnipräsenz panoptischer Vorstellungen – an den von Foucault in *Überwachen und Strafen* angestellten Überlegungen zum Dispositiv Disziplin orientieren. Markus Stauff geht in

---

16 Vgl. zur Geschichte des Mediums Hickethier (1995: 64-68).

seiner Auseinandersetzung mit dem Dispositiv-Begriff einen anderen Weg, indem er sich, was zunächst kontraintuitiv erscheint, am Sexualitätsdispositiv orientiert, das Foucault in *Sexualität und Wahrheit* herausarbeitet. Stauffs Ansatz – insbesondere seine Konzeption von Fernsehen als Regierungstechnologie im Sinne Foucaults – ist in weiten Teilen vom Spätwerk Foucaults geprägt, das in der diskurstheoretischen Debatte bislang eine vergleichsweise geringe Beachtung erfahren hat.<sup>17</sup> Einige Kerngedanken des späten Foucault seien hier daher – in der gebotenen Kürze und soweit sie für Stauffs Ansatz relevant sind – im Überblick skizziert.

Im ersten Teil seiner Studie *Sexualität und Wahrheit (Der Wille zum Wissen, 1976)* weist Foucault die Vorstellung zurück, Sexualität sei ein ahistorisches (anthropologisches) Phänomen, das in der abendländischen Geschichte auf vielfältige Weise unterdrückt worden sei und nunmehr (im 20. Jahrhundert) eine Befreiung erfahre. Statt Repressionshypothesen anzuhängen, betont Foucault die Prozesse der Hervorbringung eines Gegenstands Sexualität, die sich nicht zuletzt in denjenigen Institutionen vollzögen, denen man gemeinhin eine unterdrückende Funktion attestiere:

Denken wir nur an den Eifer, mit dem unsere Gesellschaften seit mehreren Jahrhunderten mittlerweile all die Institutionen vermehrt haben, die dazu bestimmt sind, die Wahrheit des Sexes zu erpressen, und damit selbst eine spezifische Lust produzieren. Denken wir an die maßlose Pflicht zum Geständnis und an all die zwiespältigen Lüste, die es gleichzeitig durchkreuzen und wünschbar machen: Beichte, Erziehung, Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, Ärzten und Kranken, Psychiatern und Hysterischen, Psychoanalytikern und Patienten. (Foucault 1999b: 129)

„Sexualität“ entstehe folglich erst im Prozess ihrer Diskursivierung. Die repressive Komponente der Geschichte der Sexualität, die Foucault durchaus sieht, habe sich nur vor dem Hintergrund eines in den Diskursivierungen zum Ausdruck kommenden „Willens zum Wissen“ (Foucault 1999b: 129) allererst bilden können. Zwei das Spätwerk Foucaults prägende Akzentsetzungen sind in Foucaults Ausführungen zum Sexualitätsdispositiv virulent: Erstens geht es Foucault um die sich durch das Sexualitätsdispositiv vollziehenden Prozesse der Subjektbildung – eine Perspektive, die als eine der wichtigsten Grundlagen der Gender und Queer-Studies gilt. Zweitens – und hier entscheidender – betreibt Foucault im Zuge seiner Auseinandersetzung mit Sexualität eine Fortentwicklung seiner Machttheorie. Diese Entwicklung ist insbesondere mit dem Begriff der ‚Bio-

---

17 Die Studie von Markus Stauff bezieht sich explizit auf das Fernsehen. Die darin entwickelten theoretischen Vorstellungen können jedoch, insoweit sie die wirklichkeitskonstruierende Funktion des Mediums betreffen, in Bezug auf Massenmedien allgemein Gültigkeit beanspruchen.

Macht‘ verknüpft, worunter Foucault jenen zeitgenössischen Machttypus versteht, der auf den Erhalt, die Verlängerung und die Verbesserung des Lebens zielt und dabei mit Bezugsgrößen wie ‚Bevölkerung‘ und ‚allgemeine Gesundheit‘ operiert. Sexualität wird vor dem Hintergrund dieser Machtform zu einer staatlich (und statistisch) beobachteten Planungsgröße: „Der Sex rückt zum Gegenstand von Analysen, Diskursen, Geboten und Disziplinen auf.“ (Ruoff 2007: 81) Foucaults Augenmerk verlagert sich insofern von einer den Körper formierenden Disziplinarmacht auf eine die Bevölkerung regulierende Bio-Macht, wobei beide Machttypen sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern nebeneinander existieren und auch im Zusammenspiel wirksam werden. Anschaulich ist in diesem Zusammenhang die von Foucault in der Vorlesung *In Verteidigung der Gesellschaft* gebrauchte Bezeichnung der unterschiedlichen Machttypen als ‚Serien‘: „Wir haben also zwei Serien: die Serie Körper – Organismus – Disziplin – Institutionen; und die Serie Bevölkerung – biologische Prozesse – Regulierungsmechanismen – Staat.“ (Foucault 1999c: 295)

Der Verweis auf den Staat deutet eine ebenfalls das Spätwerk Foucaults prägende Entwicklung an: Foucault, der zuvor in erster Linie die Machtmechanismen überschaubarer Institutionen (die Klinik, das Gefängnis) untersucht hatte, richtete seinen Blick nun auf den Staat und verstand diesen als eine „Resultante gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse“ (Lemke 2001: 108). Mit dieser Verschiebung ging eine Erweiterung des Foucaultschen Instrumentariums insbesondere um den Begriff der ‚Regierung‘ bzw. der ‚Gouvernementalität‘ einher.<sup>18</sup> ‚Regierung‘ bezeichnet bei Foucault nicht, wie im alltagssprachlichen Sinne, die oberste Ebene der staatlichen Exekutive, sondern „das Ensemble von Reflexionen, Strategien und Technologien, das auf die Kontrolle und Bearbeitung eines Gegenstandsbereichs zielt.“ (Stauff 2005b: 91) Gouvernementalität als Machtform zeichnet sich erstens dadurch aus, dass die durch sie zu regelnden Gegenstandsbereiche nicht als vorgängig betrachtet werden, sondern erst im Wege der Problematisierung handhabbar werden. Das heißt: Die Technologien und Mechanismen der Regierung und der zu regierende Gegenstand konstituieren sich wechselseitig (vgl. 91). Zweitens – und damit einhergehend – stellt Gouvernementalität als Machtform keine abstrakt-generellen Regeln auf, die auf den zu regelnden Gegenstandsbereich angewendet werden, sondern die Regulierung vollzieht sich in Abhängigkeit von den Eigenarten des Gegenstands. Dadurch werden „Potenziale zur Selbstregierung, die innerhalb eines Gegenstandsbereichs verortet werden, [gestärkt] und strukturiert.“ (91) Insofern kann Regierung als Bindeglied zwischen strategischen Machtbeziehungen und Herrschaftszuständen sowie zwischen Macht und Subjektivität (vgl. Lemke 2001: 109) verstanden werden.

---

18 Beide Begriffe werden von Foucault mitunter synonym gebraucht (vgl. Große Kracht 2006: 2).

In der weiten Bedeutung des Wortes ist Regierung nicht eine Weise, Menschen zu zwingen, das zu tun, was der Regierende will; vielmehr ist sie immer ein bewegliches Gleichgewicht mit Ergänzungen und Konflikten zwischen Techniken, die Zwang sicherstellen und Prozessen, durch die das Selbst durch sich selbst konstruiert oder modifiziert wird. (Foucault 1993: 203f., zitiert nach der Übersetzung bei Lemke 2001: 119)

In den Mittelpunkt der Machtanalyse rücken damit diejenigen Mechanismen und Technologien, die jenseits traditionell staatlicher Tätigkeit angesiedelt sind und der Selbstverpflichtung des Einzelnen bedürfen. Foucault gebraucht zur Bezeichnung dieser Technologien den Begriff der *Regierungstechnologien*, worunter „alle Verfahren, Institutionen, aber auch geregelten Praktiken und Diskurse verstanden werden, die einen Gegenstandsbereich definieren, ein Wissen von ihm produzieren und regulierende Zugriffe mit den Praktiken der Selbstregulierung verschränken“ (Stauff 2005b: 92). Diese Regierungstechnologien sind nicht als stabile Verbotsmechanismen, sondern als veränderbare Strukturen zu verstehen, die permanent modifiziert, und hinterfragt werden können (vgl. 92). Auf Grundlage dieser Vorstellung lassen sich politische Prozesse der Gegenwart auf neuartige Weise beschreiben – man denke an Zustände eines dauerhaften Reformbedarfs in Sozialsystemen oder an die Formel von einer Entwicklung der Gesellschaft hin zur ‚Postdemokratie‘ (Crouch 2008).

Markus Stauff konzentriert sich auf die Rolle der Medien in Zeiten der Gouvernamentalität und vertritt die Auffassung, das Fernsehen stelle im Sinne Foucaults eine Regierungstechnologie dar. In Anlehnung an Foucaults Ausführungen zur Sexualität geht Stauff zunächst davon aus, dass auch ‚das Fernsehen‘ nicht per se existiert, sondern im Wege einer fortlaufenden Problematisierung produziert wird. Wie Sexualität sich historisch zu einem selbstverständlichen Gegenstand konstituiert habe, so erhalte auch das Fernsehen erst in Prozessen der Diskursivierung Plausibilität und Rationalität. Das Fernsehen werde jedoch nicht nur problematisiert, sondern sei seinerseits „in die Machtmechanismen unserer Kultur involviert, insofern es Gegenstände (Praktiken, Diskurse, Subjekte etc.) hervorbringt, vervielfältigt und als Zugriffspunkte der Macht handhabbar macht.“ (Stauff 2005a: 168) Vor dem Hintergrund dieses Dualismus des Fernsehens – als problematisiertes und problematisierendes Phänomen – deutet Stauff das Fernsehen als Regierungstechnologie:

Das Fernsehen wird als Problem wahrgenommen und deshalb zum Objekt intensiver Regierungstätigkeit. Umgekehrt gilt aber auch, dass das Fernsehen als ein wichtiger Mechanismus zur Regierung des Verhaltens von Individuen sowie der gesamten Bevölkerung betrachtet [wird]. (Stauff 2005a: 203)

Die gesamte Bevölkerung betreffende Phänomene werden folglich durch die Regierungstechnologie Fernsehen allererst nachvollziehbar und handhabbar. Zugleich werden die vielfältigen Praktiken der Zuschauer, die Technologien des Selbst, als für diesen Vorgang konstitutiv vorausgesetzt. Stauff begründet seine These unter anderem anhand einer Vielzahl von Beispielen aus dem Bereich des familiären Alltags, die belegen, dass Fernsehen „gerade dadurch, dass [es] problematisch, uneindeutig und gestaltungsoffen bleibt, dazu beiträgt, das Familienleben hervorzubringen, zu definieren und zu optimieren“ (Stauff 2005b: 100). Dadurch, dass beispielsweise Empfehlungen die Frage betreffend kursieren, was das angemessene Fernsehen für Kinder sei, werde Kindheit über das Fernsehen in spezifischer Weise definiert (vgl. 106f.).

Stauff gelingt es mit seinem Ansatz, Modelle von repressiver Medienmacht zu überwinden und konsequent Medienmacht als produktiven Mechanismus in den Blick zu nehmen. Die Effekte des Fernsehens führt Stauff mithin nicht auf eine apparative Konstellation, sondern auf ein Ensemble von Praktiken und Diskursen zurück. Die Wirksamkeit von Medienmacht erklärt sich nach Stauff – wie eingangs gefordert – aus der Hervorbringung „neuer Gegenstände, neuer Wissensformen und Subjektivitäten.“ (Stauff 2005a: 11) Mitunter bleibt bei Stauff jedoch unklar, inwieweit sich diese Fähigkeit der Medien aufgrund ihrer Eigenschaft als Regierungstechnologie auf bestimmte Gegenstandsbereiche beschränkt. So betrachtet Stauff die Wirklichkeitskonstruktionen des Fernsehens in der Regel nur insoweit, wie durch das Fernsehen Gegenstände als potentielle Objekte von Regierungshandeln in den Blick kommen. Dabei liegt Stauffs Augenmerk fast immer auf Phänomenen aus dem unmittelbar medialen Bereich. So nennt er beispielsweise Medienkompetenz als ein Phänomen, dass erst durch die Problematisierung in den Medien zu einem „eigenständigen Problem und Ziel der Regulierung der Bevölkerung“ (vgl. 174) geworden sei. Die Institution der Einschaltquote sei ein „Mechanismus des Fernsehens, der dem politisch oder ökonomisch kalkulierenden Zugriff auf die Kollektive ‚Bürger‘ oder ‚Konsumenten‘ eine eigene Rationalität verleiht.“ (173)<sup>19</sup> Eine Wirkmächtigkeit des Mediums würde insofern nur dort angenommen, wo es Gegenstände reguliert bzw. zur Selbstregulierung anbietet. Unterbelichtet blieben damit diejenigen medialen Konstrukte, die sich nicht unmittelbar auf die Zuschauer als (mediennutzendes) Kollektiv beziehen – zu denken ist hier an die bei Hickethier angeführten „Erzählströme, Diskurse und parallele Welten.“ (Hickethier 1995: 81) Stauff ist folglich entgegenzuhalten, dass Medien nicht nur die Gegenstände erschaffen, die man regeln kann, sondern auch die Gegenstände, von denen man sprechen kann. Sie schaffen nicht nur Regulative, sondern auch Narrative.

---

19 Stauff recurriert an dieser und anderer Stelle auf die Normalismustheorie Jürgen Links (vgl. Link 1997).

Ein weiterer Kritikpunkt an Stauff betrifft die in seinem Ansatz fehlende Berücksichtigung der Eigenschaft der Massenmedien, Wirklichkeit nicht nur hervorbringen zu können, sondern dieses auch zu müssen, d. h. permanent zur Produktion von Neuheit verpflichtet zu sein. Es ist, wie oben angedeutet, gerade diese Eigenschaft der Medien, die meines Erachtens den Kern der Massenmedialität des Diskurses ausmacht und seine Dynamik begründet.<sup>20</sup> Dieser Mechanismus lässt sich – im Sinne eines Verständnisses des Systems Massenmedien als Dispositiv und in Ergänzung der Stauffschen Überlegungen – unter Zuhilfenahme systemtheoretischer Konzepte beschreiben.

#### 4 Massenmedien in der Systemtheorie

In der diskurstheoretischen Debatte war in den vergangenen Jahren regelmäßig von „punktuellen Affinitäten“ (Parr 2003) bis hin zu „frappierenden Analogien“ (Link 2003: 58) zwischen den Theoriegebäuden Foucaults einerseits und Niklas Luhmanns andererseits die Rede.<sup>21</sup> Eine deutliche Ähnlichkeit beider Anlagen besteht beispielsweise in dem Umstand, dass Luhmann ebenso wie Foucault von verselbständigten Prozessen sozialer Wirklichkeitskonstruktion ausgeht – die luhmannsche Autopoiesis ist von einem ähnlichen Grundgedanken geprägt wie der Foucaultsche Diskurs. Sehr unterschiedlich sind hingegen die Machtkonzeptionen Luhmanns und Foucaults: Bei Luhmann ist Macht als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium einem gesellschaftlichen Teilbereich (der Politik) zugeordnet, bei Foucault ist Macht ein „produktives Netz [...], das den ganzen sozialen Körper durchzieht.“ (Foucault 1978: 35) Die in der Fachdebatte verstreuten Hinweise auf Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Luhmann und Foucault haben die Diskussion zweifellos belebt. Bislang noch zu selten in die Betrachtung einbezogen wurden jedoch diejenigen Elemente der jeweiligen Theorieanlagen, die geeignet sein könnten, Leerstellen beim jeweils anderen auszufüllen. Insbesondere Luhmanns Ausführungen zu Massenmedien, welchen er nicht nur eine Monographie, sondern auch einen beträchtlichen Teil seines Hauptwerks *Die Gesellschaft der Gesellschaft* widmet, wurden bislang von der diskurstheoretischen Forschung nicht aufgegriffen. Aus meiner Sicht bietet sich eine diskurstheoretische Luhmann-Rezeption in diesem Bereich aus einer Viel-

20 Vgl. zur Frage des Zusammenhangs von Diskurs, Massenmedien und Wandel sowie zum Verhältnis von Diskurs- und Systemtheorie Karis (2010).

21 Überblicksdarstellungen zum Stand der Debatte finden sich in der Ausgabe 45/46 (2003) der von Jürgen Link und Rolf Parr herausgegebenen Zeitschrift *kultuRRevolution* sowie bei Reinhardt-Becker (2008).

zahl von Gründen an. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass Funktionssysteme im luhmannschen Sinne ebenso wie Dispositive vom Mangel her zu denken sind:

Funktionale Differenzierung besagt, daß der Gesichtspunkt der Einheit, unter dem eine Differenz von System und Umwelt ausdifferenziert ist, die Funktion ist, die das ausdifferenzierte System (also nicht: dessen Umwelt) für das Gesamtsystem erfüllt. [...] Die Funktion liegt im Bezug auf ein Problem der Gesellschaft, nicht im Selbstbezug oder in der Selbsterhaltung des Funktionssystems. (Luhmann 1998: 745f.)

Für das Dispositiv gilt analog, dass sein Entstehen von dem Vorhandensein eines „kulturellen Notstand[s]“ (Hans 2002: 24) abhängt, „der das Dispositiv erst auf den Plan ruft.“ (24.) Der Erfolg, das heißt: die Beständigkeit eines Dispositiv ist insofern abhängig von seiner Eignung, ein gesellschaftliches Problem zu lösen, oder – vom Subjekt her gedacht – ein Begehren zu stillen. Wenn Stauff die Funktion eines Medien-Dispositivs darin sieht, die Gegenstände von denen die Gesellschaft sprechen kann, zu produzieren und damit Wirklichkeit handhabbar zu machen, findet sich diese Vorstellung bei Luhmann wieder: Die ausdifferenzierte Gesellschaft bedarf einer Instanz der Selbstbeschreibung, die Anschlusskommunikation herstellt. Eine Auseinandersetzung mit der Systemtheorie lohnt ferner aufgrund des Umstands, dass hier mit Begriffen wie ‚Programm‘ und ‚Kode‘ ein Instrumentarium bereit steht, das Komponenten wie Kommunikator, Mitteilung und Rezipient transzendiert und die mediale Wirkmächtigkeit gerade aus dem Zusammenwirken ihrer Komponenten erklärt. Anders gesagt: Dispositiv-Konzepte können sich zur Beschreibung des ‚Ensembles‘ Massenmedien im luhmannschen Begriffsrepertoire bedienen. Ein letzter Punkt betrifft das Phänomen des Verhältnisses von Kontinuität und Wandel: Mit Anleihen bei der Systemtheorie ist es möglich, Medienphänomene auch in ihrem spezifischen, die Mediengesellschaft gerade konstituierenden Zwang zum immer Neuen zu beschreiben, denn ebenso wie die elaborierten Dispositiv-Modelle erklärt Luhmann die Wirkungsweisen der Massenmedien nicht aus ihrer vermeintlichen Einheitlichkeit, sondern aus ihrer Instabilität heraus.<sup>22</sup>

Luhmann entwickelt sein Verständnis von Massenmedien – in diesem Gestus Foucault wiederum nicht unähnlich – aus der Ablehnung gängiger Vorstellung von Massenmedien und Gesellschaft heraus:

„Die Tradition besagt, daß die Stabilität des Gesellschaftssystems auf Konsens beruhe – wenn nicht auf einem explizit/implizit abgeschlossenen Sozialvertrag und wenn nicht länger auf gemeinsam geglaubter Religion, dann doch auf konsensuell

---

22 Dieses Phänomen habe ich an anderer Stelle unter der Fragestellung beschrieben, wie diskursiver Wandel in massenmedialen Gesellschaften gedacht werden kann (vgl. Karis 2010).

akzeptierten Hintergrundüberzeugungen, wie Jürgen Habermas sie in seinem Begriff von Lebenswelt untergebracht hat. Wäre dem so, wären Massenmedien ein destabilisierender Faktor, der alles daran setzt, diese Voraussetzungen zu zerstören und sie durch etwas zu ersetzen, was Franzosen vielleicht symbolische Gewalt nennen würden. Tatsächlich beruht jedoch die Stabilität (= Reproduktionsfähigkeit) der Gesellschaft in erster Linie auf der Erzeugung von Objekten, die in der weiteren Kommunikation vorausgesetzt werden können [...] Daß es solche Objekte gibt, verdankt die moderne Gesellschaft dem System der Massenmedien.“ (Luhmann 2004: 177)

Damit stellt Luhmann sich in einem Schritt gegen zwei Positionen: Erstens gegen die Annahme einer singulären, gesellschaftliche Einheit stiftenden Entität und zweitens gegen die Annahme, diese Entität finde ihr Zentrum oder auch nur ihren Handlanger in den Massenmedien. Luhmann grenzt sich damit nicht nur von den Massenbetrugs-Thesen der Frankfurter Schule, sondern auch von Foucault ab, welchen er – wenn man die wenigen Aussagen Luhmanns über Foucault richtig deutet – als Strukturalisten ansah.<sup>23</sup>

Konstitutiv für Luhmanns Modell ist die Vorstellung, dass Gesellschaft „nicht durch Reformulierung ihrer Einheit als Postulat integriert [wird], sondern in der Form der Rekonstruktion der Einheit als Differenz.“ (Luhmann 1998: 618) Entsprechend gründe die Stabilität der Gesellschaft auf ihrer andauernden Destabilisierung, die sich als Prozessierung einer Differenz in den Massenmedien vollziehe. Diese Differenz – terminologisch als ‚binärer Kode‘ konzipiert – ist bei Luhmann die Unterscheidung Information/Nicht-Information. Eine Information wird als etwas Unerwartetes (im Idealfall gar etwas Unerhörtes) verstanden. Die Information steht damit stets im Widerspruch zu dem bis dato geltenden gesellschaftlichen Wissen und wirkt insofern irritierend. Da die Bekanntmachung einer Information notwendigerweise zum Bekannt-Sein der Information und damit zum Verlust ihrer informativen Eigenschaft führt, müssen Medien zur Erhaltung des Systems immer wieder neue Aussagen produzieren und mithin Aufmerksamkeit generieren.

23 Luhmann deutet Foucaults Machtbegriff als eine „Aufblähung politischer Begriffe zu einem die Gesamtgesellschaft übergreifendem Format“ (Luhmann 1998: 1088) und versteht Foucaults Machtmodell als gesellschaftliches Einheitsprinzip, von dem er die systemtheoretische Denkweise in Differenzen explizit abgrenzt: „Whereas Foucault would speak in terms of the power of discourse over our suffering bodies, systems theory analyses a relationship between system and environment.“ (Luhmann 1986: 4) Dass Foucault es – ebenso wie Luhmann – gerade nicht darum ging „die Kategorien der kulturellen Totalitäten zu benutzen (ob es nun Weltanschauungen, die Idealtypen oder der besondere Geist von Epochen sind), um der Geschichte auch gegen ihren Willen die Formen strukturaler Analysen aufzuzwingen“ (Foucault 2008: 490), scheint Luhmann zu übersehen.

Der Negativwert des Codes dient zwar auch der Reflexion insofern, als er die Auswahl der Informationen steuert; aber zugleich schluckt er alle Informationen, verwandelt sie durch die bloße Tatsache ihrer Mitteilung in Nichtinformationen und zwingt das System, von Moment zu Moment Neues zu bieten. (Luhmann 1998: 1015)

Faktischer Effekt dieser Dauertätigkeit ist nach Luhmann das Entstehen von Welt- und Gesellschaftsbeschreibungen, die Erzeugung von Objekten, die in Anschlusskommunikationen vorausgesetzt werden können, die Erschaffung dessen, „was in der gesellschaftlichen Kommunikation als ‚Wissen‘ behandelt werden kann“ (Luhmann 1998: 1106). In konzentrierter Form findet sich diese Vorstellung im ersten Satz der Monographie *Die Realität der Massenmedien*: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.“ (Luhmann 2004: 9) Luhmann betont, dass der enorme Status, der Massenmedien in dieser Konzeption zukommt, nicht dahingehend zu missdeuten ist, dass Massenmedien nach Luhmanns Vorstellung eine soziale Steuerungsfunktion zukäme. Die Funktion der Massenmedien liege weder in einer „Sozialisation oder Erziehung in Richtung auf Konformität mit Normen“ (174), noch in einer Art Maschinerie zur Herstellung von Konsens (vgl. Luhmann 1998: 1098f) oder zur Manipulation der ‚öffentlichen Meinung‘ (1105). Stattdessen sei die Funktion der Massenmedien darauf beschränkt, „ein Beobachten von Beobachtern zu ermöglichen“ (1099) und mithin „Kommunikation in Gang zu bringen und weiterzuführen“ (1107).

Luhmann ist offenkundig daran gelegen, Massenmedien konsequent ‚machtfern‘, das heißt in seinem Verständnis als nicht-repressiven, sondern produktiven Mechanismus zu begreifen. Vor dem Hintergrund der geschilderten diskurstheoretischen Debatte – insbesondere Stauffs Verständnis von Massenmedien als Dispositiv – lässt sich Luhmann jedoch insofern diskurstheoretisch umdeuten, als gerade in dieser Produktivität der Massenmedien ihre eigentliche Macht gesehen wird. Massenmedien wären in einer derartigen Vorstellung nicht deswegen mächtig, weil sie im Sinne von Repressionsthesen bestimmte Vorstellungen durchsetzen oder Einstellungen hervorrufen, nicht, weil sie in bestimmter Weise durch ihre technische Beschaffenheit die Wahrnehmung determinieren, sondern weil sie die Gegenstände herstellen, von denen man sprechen kann.<sup>24</sup> Damit erscheinen Massenmedien und Diskurs, wie oben gefordert, in einem unauflösbaren Verhältnis: Auf der einen Seite produzieren Massenmedien Sag-

---

24 Luhmann bleibt insoweit in repressiven Machtmodellen verhaftet – der „Machteffekt von Komplexitätsreduktion bleibt bei Luhmann im toten Winkel.“ (Link 2005: 94). Vgl. auch Borch (2004).

barkeiten und mithin Diskurse, auf der anderen Seite werden die Räume des (massenmedial) Sagbaren durch den Diskurs systematisch begrenzt.

Soweit erscheinen die systemtheoretische Konzeption von Massenmedien und das oben vorgestellte Verständnis von Massenmedien als Dispositiv kompatibel: Massenmedien produzieren gesellschaftliche Sagbarkeiten. Der Mehrwert des systemtheoretischen Ansatzes gegenüber Dispositiv-Konzepten besteht nunmehr darin, dass es mit Luhmann möglich wird, die Produktivität der Medien auf einen distinkten Mechanismus zurückzuführen, der zugleich den spezifisch massenmedialen Neuheits-Zwang bedingt. Dieser Mechanismus manifestiert sich im Kode Information/Nicht-Information, der als eine Art basale Sagbarkeitsregel, als *sine qua non* verstanden werden kann. In dieser Sagbarkeitsregel liegt die Ursache dafür, dass überhaupt eine Aussage erscheinen kann, aber auch dafür, dass immer eine Aussage erscheinen muss, denn anders kann das System seine Autopoiesis nicht vollziehen. Aus der ständigen Prozessierung der Differenz zwischen Nicht-Information und Information, zwischen Gesagtem und Noch-Nicht-Gesagtem entsteht das Sagbare. Oder anders: Das Sagbare ist die Einheit der Differenz zwischen Gesagtem und Noch-Nicht-Gesagtem. Genau in diesem Sinne ist Medienmacht die Chance, etwas Neues sagen zu können und zugleich der Zwang, immer etwas Neues sagen zu müssen.

## 5 Methodischer Ausblick

Anlass der oben stehenden Betrachtung war die konstatierte Schräglage zwischen diskursanalytischer Bearbeitung von Medienprodukten und der diskurs-theoretischen Auseinandersetzung mit diesen Phänomenen. Abschließend gilt es die Frage aufzuwerfen, inwieweit sich die vorgeschlagene theoretische Ausrichtung in der empirischen Forschung niederschlagen könnte. Hierzu zwei Vorschläge:

Erstens: Die beschriebene Dynamik des Mediendiskurses, die sich aus der Differenz zwischen Gesagtem und Sagbarem erklärt, lässt sich nicht punktuell, sondern nur über einen längeren Zeitraum hinweg beobachten. Einzelne Artikel oder Fernsehbeiträge sind insofern immer sowohl als Produkt eines längerfristigen medialen Prozesses als auch als Ausgangspunkt der Fortsetzung dieses Prozesses zu verstehen. Insofern bietet es sich an, Mediendiskurse in *longue-durée*-Studien zu untersuchen und Stadien ihrer Entwicklung sowie Prozesse der Verdichtung und Symbolbildung zu beschreiben.

Zweitens: Der Mehrwert einer Dispositivanalyse im Vergleich zur Diskursanalyse könnte nunmehr darin bestehen, diese Prozesse nicht mehr nur auf der Ebene der Medieninhalte, sondern im gesamten dispositiven Gefüge zu su-

chen. Als Instrument für eine solche Suchbewegung bietet sich Luhmanns Programm-Begriff an. Unter Programmen versteht Luhmann Regeln, die dem binären Kode eines Systems untergeordnet sind und den Zweck erfüllen, Kriterien festzulegen, „unter welchen Bedingungen die Zuteilung des positiven bzw. negativen Wertes richtig erfolgt“ (Luhmann 1998: 362). Programme sind mit anderen Worten Entscheidungshilfen: Wann ist eine Information eine Information? In Bezug auf Massenmedien nennt Luhmann Programme auch „Selektionsweisen“ (1999) und konzipiert sie in großer Nähe zu den aus der Kommunikationswissenschaft bekannten ‚Nachrichtenwerten‘. Luhmann nennt beispielsweise hohe Quantitäten, Personenbezüge und Konflikthaftigkeit als Eigenschaften einer Information, die es wahrscheinlich machen, vom System der Massenmedien als solche erkannt zu werden (vgl. 1999f.). Auch Selektionsprogramme sind, wie der Kode Information/Nicht-Information, als Sagbarkeitsregeln und insofern als Machtmechanismen zu begreifen: Keine mediale Aussage kann erscheinen, ohne dass sie ein Selektionsprogramm durchlaufen hat, ohne dass sie einen Nachrichtenwert besitzt. Insofern sind Medienaussagen Produkte bestimmter Selektionsprogramme.

In einer dispositivanalytischen Perspektive lassen sich im gleichen Sinne auch die anderen Bestandteile des medialen Ensembles verstehen. So stellen etwa journalistische Redaktionen „ein Selektionsprogramm dar, das sich zu einer Organisation verfestigt hat.“ (Blöbaum 2004: 210) Auch das Publikum ist als operative Fiktion Produkt einer programmlichen Verdichtung und der technische Apparat ist letztlich ein massenmediales Programm, das man ein- und ausschalten kann. „Das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (Foucault 1978: 119), ist das System Massenmedien. Medienanalysen als Machtanalysen zu begreifen heißt folglich, diese Vernetzungen in ihrem Gewordensein zu hinterfragen und in ihren vielfältigen Wirkmächtigkeiten zu beschreiben.

## Literatur

- Adolf, Marian (2007): A Goad for Everyone Else. Die Medienkulturwissenschaft der Cultural Studies, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 4, 66–89.
- Blöbaum, Bernd (2004): Organisationen, Programme und Rollen. Die Struktur des Journalismus in systemtheoretischer Perspektive, in: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 201–216.
- Borch, Christian (2004): Zur Kritik der Sanktionen, in: kultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskursforschung 23, 20–25.
- Crouch, Colin (2008): Postdemokratie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Dammann, Günter (2002): ‚Le dispositif‘ als ‚das Dispositiv‘. Bemerkungen zum Fall einer Nicht-Übersetzung, in: tiefenschärfe, WS 2002/03, 4–6.
- Dotzler, Bernhard J. (2006): Diskurs und Medium. Zur Archäologie der Computerkultur, München: Fink.
- Ernst, Wolfgang (2004): Das Gesetz des Sagbaren. Foucault und die Medien, in: Gente, Peter (Hrsg.): Foucault und die Künste, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 238–259.
- Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1993): About the Beginning of the Hermeneutics of the Self, in: Political Theory 21, 198–227.
- Foucault, Michel (1999a): Der maskierte Philosoph. Gespräch mit Christian Delacampagne, in: Engelmann, Jan (Hrsg.): Michel Foucault. Botschaften der Macht. Foucault-Reader Diskurs und Medien, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 13–21.
- Foucault, Michel (1999b): Das Abendland und die Wahrheit des Sexes, in: Engelmann, Jan (Hrsg.): Michel Foucault. Botschaften der Macht. Foucault-Reader Diskurs und Medien, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 127–132.
- Foucault, Michel (1999c): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–76), Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2008): Archäologie des Wissens, in: Michel Foucault. Die Hauptwerke. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 471–699.
- Gerhards, Jürgen (2004): Diskursanalyse als systematische Inhaltsanalyse. Die öffentliche Debatte über Abtreibungen in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 2: Forschungspraxis, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 299–324.
- Grimberg, Steffen (2009): Wir wollen das Fernsehen zurück!, in: die tageszeitung, 10.12.2009, 1.
- Große Kracht, Klaus (2006): „Gouvernementalität“ – Michel Foucault und die Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: Zeithistorische Forschungen 3, Online Ausgabe; <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-GKracht-2-2006>, zuletzt geprüft am 16.09.11.
- Hall, Stuart (2001a): Kodieren/Dekodieren, in: Adelman, Ralf/Hesse, Jan O./Keilbach, Judith (Hrsg.): Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft. Theorie, Geschichte, Analyse, Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 105–124.
- Hall, Stuart (2001b): Die strukturierte Vermittlung von Ereignissen, in: Adelman, Ralf/Hesse, Jan O./Keilbach, Judith (Hrsg.): Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft. Theorie, Geschichte, Analyse, Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 344–375.
- Hans, Jan (2002): Das Medien-Dispositiv, in: tiefenschärfe, WS 2001/02, 22–28.
- Hepp, Andreas (2004): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hickethier, Knut (1995): Dispositiv Fernsehen. Skizze eines Modells., in: montage/av 4, 63–83.

- Karis, Tim (2010): Foucault, Luhmann und die Macht der Massenmedien. Zur Bedeutung massenmedialer Eigenlogiken für den Wandel des Sagbaren, in: Landwehr, Achim (Hrsg.): *Diskursiver Wandel*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 237–251.
- Keller, Reiner (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lemke, Thomas (2001): *Gouvernementalität*, in: Kleiner, Marcus S. (Hrsg.): *Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 108–122.
- Lenk, Carsten (1999): *Der Dispositiv-Begriff als theoretisches Paradigma der Medienforschung*, in: *Rundfunk und Geschichte* 22, 5–17.
- Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutsche Verlagsanstalt.
- Link, Jürgen (2003): *Wieweit sind (foucaultsche) Diskurs- und (luhmannsche) Systemtheorie kompatibel*, in: *kultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskursforschung* 45/46, 58–62.
- Link, Jürgen (2005): *Warum Diskurse nicht von personalen Subjekten ‚ausgehandelt‘ werden. Von der Diskurs- zur Interdiskurstheorie*, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*, Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 77–100.
- Loriot (1977): *Fernsehabend*, in: *Loriot III, Erstausrstrahlung am 16.05.1977. Transkribiert nach der DVD-Edition Loriot – Gesammelte Werke aus Film und Fernsehen* (2005).
- Luhmann, Niklas (1986): *Love as Passion. The Codification of Intimacy*, Stanford/Calif.: Stanford University Press.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2004): *Die Realität der Massenmedien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Parr, Rolf (2003): *Punktuelle Affinitäten, ungeklärte Verhältnisse: (Inter-)Diskursanalyse und Systemtheorie. Zur Einführung in die überfällige Debatte >Luhmann und/oder Foucault<*, in: *kultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskursforschung* 45/46, 55–57.
- Parr, Rolf/Thiele, Matthias (2007): *Foucault in den Medienwissenschaften*, in: Kammler, Clemens/Parr, Rolf (Hrsg.): *Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme*, Heidelberg: Synchron, 83–112.
- Pletz, Hendrik (2010): *Diskursiver Wandel und technische Praxis. Differenzierende Wiederholung im medialen Dispositiv des Videorekorders*, in: Landwehr, Achim (Hrsg.): *Diskursiver Wandel. Zum Stand der historischen Diskursanalyse*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 311–333.
- Reinhardt-Becker, Elke (2008): *Niklas Luhmann*, in: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich J. (Hrsg.): *Foucault-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung*, Stuttgart: Metzler, 213–218.
- Ruoff, Michael (2007): *Foucault-Lexikon. Entwicklung – Kernbegriffe – Zusammenhänge*, Paderborn: Fink.

- Sarasin, Philipp (2006): Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd. 1: Theorien und Methoden, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 55–78.
- Schneider, Werner/Hirsland, Andreas (2005): Macht – Wissen – gesellschaftliche Praxis. Dispositivanalyse und Wissenssoziologie, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung, Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 251–276.
- Stauff, Markus (2005a): Das neue Fernsehen. Machtanalyse, Gouvernementalität und digitale Medien, Münster: Lit.
- Stauff, Markus (2005b): Zur Gouvernementalität der Medien. Fernsehen als ‚Problem‘ und ‚Instrument‘, in: Gethmann, Daniel/Stauff, Markus (Hrsg.): Politiken der Medien, Zürich: Diaphanes, 89–110.
- Vitzthum, Thomas (2009): Kampf ums ZDF: Die FDP attackiert Roland Koch und will die Medienmacht des Koalitionspartners brechen, in: Welt Online; <http://www.welt.de/die-welt/politik/article5364632/Kampf-ums-ZDF-Die-FDP-attackiert-Roland-Koch-und-will-die-Medienmacht-des-Koalitionspartners-brechen.html>, zuletzt geprüft am 16.09.11.

## **II. Grenzen und Erweiterung der Diskursanalyse**

# **Das Dispositiv als Erweiterungspostulat linguistischer Diskursanalyse – ein Vorschlag zur Analyse öffentlich-politischer Mediendiskurse**

*Constanze Spieß*

## **1 Vorbemerkungen**

Grundkonsens linguistischer Diskursanalysen im Anschluss an Foucault ist die recht allgemeine Auffassung von Diskursen als sprachlich konstituierten Wissensformationen. Seit der Beschäftigung mit den Schriften Foucaults innerhalb der Linguistik haben sich unterschiedliche Formen linguistischer Diskursanalyse und Diskursbegriffe herausgebildet (vgl. Busse 1987; Busse/Teubert 1994; Gardt 2007; Jäger <sup>2</sup>2006; Konecny 2009; Spieß 2011; Warnke 2007; Warnke/Spitzmüller 2008). Dass es sich bei der linguistischen Diskursanalyse um einen mittlerweile fest etablierten Forschungsteilbereich handelt, zeigen die fachwissenschaftlichen Diskurse über Gegenstände, Methoden und theoretischen Anbindungen der linguistischen Diskursanalyse und nicht zuletzt die zahlreichen, in jüngster Zeit erschienenen empirischen Forschungsarbeiten (vgl. Bubenhofer 2009; Domasch 2006; Radeiski 2010; Spitzmüller 2005; Spieß 2011; Ziem 2008).

Ausgangspunkt diskursanalytischer Bemühungen ist die Bestrebung ein stärkeres Gewicht auf kontextuelle, situative, außersprachliche Faktoren zu legen. Zwar wird zuweilen an linguistischen diskursanalytischen Verfahren Kritik verschiedenlicher Art hervorgebracht (z.B. Diaz-Bone 2010; Keller 2007, Marxhausen 2010; Schröter/Carius 2008) insbesondere dass diese in der Ausprägung vor allem der diskurssemantischen Schule um Busse (1987), Busse/Teubert (1994) oder Warnke/Spitzmüller (2008) nur das sprachliche Material fokussierten bzw. sich zu sehr auf Sprache konzentrierten und außersprachliche Faktoren nur am Rande thematisierten, den Handlungsaspekt von Diskursen jedoch vernachlässigten (vgl. hierzu Marxhausen 2010: 10ff.) und institutionelle Bedingungen und Zusammenhänge nicht einbezogen (vgl. Schneider/Hirsland 2005). Im Zusammenhang der Kritik wird betont, dass auch außersprachliche Materialitäten und gesellschaftliche Faktoren in eine Diskursanalyse integriert werden müssten. M.E. ist diese Kritik nicht ganz korrekt. Seit Beginn der linguistischen

Beschäftigung mit der foucaultschen Diskursanalyse durch Busse (1987) wurde immer wieder mehr oder weniger explizit deutlich gemacht, dass eine Konzentration nur auf das sprachliche Material zu kurz greift. Vielmehr sind Sprache und Gesellschaft als in einem gegenseitigen Bedingungs- und Abhängigkeitsverhältnis zu sehen. Dies machen in jüngerer Zeit u.a. Warnke/Spitzmüller (2008) oder Roth (2008) insofern deutlich, als sie der Akteursebene in ihren Auseinandersetzungen mit dem Diskursbegriff große Bedeutung beimessen oder indem Diskurslinguistik (vgl. hierzu Spieß 2011) an die sprachpragmatische Tradition angebunden wird. Impliziert wird damit, dass Diskursakteure Teil der sprachlichen Handlungen sind, Sprachhandlungen immer schon in gesellschaftlichen Zusammenhängen stehen und von diesen maßgeblich geprägt werden. Damit wurde mehr oder weniger explizit gemacht, dass linguistische Diskursanalyse einem handlungstheoretisch basierten Konzept von Sprache folgen muss, will sie die unterschiedlichen sprachlichen Phänomene als sprachliches Wissen in ihrer Bezüglichkeit und Bedingtheit zu und durch außersprachliche, kontextuell und situativ bedingte Faktoren adäquat erfassen. Zunehmend gibt es zudem die Bemühungen, die Kontextanalyse<sup>1</sup> im Hinblick auf die Integration multimodaler Aspekte (Text-Bild-Interaktionen etc.) und Materialisierungen auszuweiten und das Bedingungs- und Abhängigkeitsverhältnis zu erfassen (vgl. Meier 2008).

Die systematische Erfassung der außersprachlichen Faktoren und die methodische Integration dieser Erfassung in ein Analyse- und Deutungsmodell ist bislang für ganz spezifische Kontextfaktoren und für die Diskursakteure konzeptualisiert und z.T. auch umgesetzt worden (vgl. Warnke/Spitzmüller 2008; Spieß 2011). Es bedarf an dieser Stelle einer weitergehenden Klärung, welche Faktoren in welcher Weise in eine linguistisch perspektivierte Analyse integriert werden können und werden müssen, um dadurch Aufschluss über die Abhängigkeitsrelationen erhalten zu können. Die methodische Zugriffsweise sowie die Frage, welche Faktoren in die Analyse integriert werden sollen oder müssen, hängt dabei

---

1 Busse (2007) hat eine Differenzierung des Kontext- und Kontextualisierungsbegriffes im Hinblick auf diskursanalytische Fragestellungen vorgelegt, die für diskursanalytische Zwecke von großer Bedeutung sind. Auf diese kann hier nicht näher eingegangen werden. Busse geht davon aus, dass sich Kontexte auf unterschiedlichen Ebenen realisieren und immer schon einen dynamischen Aspekt – den Aspekt der Emergenz – enthalten. Eine sprachbezogene Kontextanalyse sollte demnach verschiedene Kontextebenen beachten: die Kontextualisierung von Lexemen im Wortfeld, im Satz und im Text, im Prädikationsrahmen und im Wissensrahmen (vgl. dazu auch Busse 1991). Daraus ergeben sich verschiedene Kontextualisierungstypen wie „rahmenbezogene Kontextualisierung, Intertextualität, Interdiskursivität oder topologische Kontextualisierung“ (Busse 2007: 94-96), die alle eng miteinander zusammenhängen. Je nach Erkenntnisinteresse kann die Kontextanalyse enger oder weiter gefasst werden, wobei die rahmenbezogene Kontextualisierung am weitesten gefasst ist und sämtliche Faktoren der Wissensgenerierung enthalten kann.

zwangsläufig auch vom anvisierten Untersuchungsgegenstand ab und ergibt sich aus einer ersten Sichtung der Daten.

Gerade im Hinblick auf massenmediale Diskurse ist es sinnvoll, ein Beschreibungsmodell zu entwerfen, das vor allem auch die Eigenlogik und Strukturprinzipien der Medien im Kontext von Öffentlichkeit und öffentlicher Kommunikation sowie das Konstruktionspotenzial der Medien ernst nimmt und in die Analyse mit einbezieht. Um die verschiedenen sprachlich relevanten Faktoren zu bündeln, soll hier die Diskursanalyse um den Dispositivbegriff erweitert und dieser für linguistische Fragestellungen operationalisiert werden. Ausgangspunkt bildet dabei der Zugriff über Diskurse. Am Beispiel des massenmedialen Diskurses um die Einführung des Betreuungsgeldes bzw. um die Garantie von Betreuungsplätzen in Kindertageseinrichtungen für Kinder unter drei Jahren im Jahre 2007 in Deutschland soll aufgezeigt werden, in welcher Weise sich die Eigenlogik der Massenmedien sprachlich manifestiert, inwiefern hier sprachliche und außersprachliche Faktoren ineinandergreifen und inwiefern sie als Teile von Dispositiven ihre Wirkmacht entfalten. In einem ersten Schritt wird das für Dispositive relevante Verhältnis von Diskurs, Wissen und Macht beschrieben, in einem zweiten Schritt die Methodisierbarkeit einer erweiterten Diskursanalyse thematisiert, um im Anschluss daran insbesondere die Rolle, Struktur und Funktion der Massenmedien im Hinblick auf Dispositive und Diskurse zu erörtern und danach zu fragen, auf welche Art und Weise die Selektionskriterien massenmedialer, politischer Öffentlichkeit bzw. der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Kommunikation als Elemente des medialen Dispositivs – Aufmerksamkeit/Nicht-Aufmerksamkeit sowie die Selektionskriterien Neuigkeitswert, Prestigewert und Konfliktwert<sup>2</sup> – die sprachliche Produktion beeinflussen bzw. wie sich diese Eigenlogik der Medien im konkreten Sprachgebrauch niederschlägt.

Mit dem Bezug auf den foucaultschen Dispositivbegriff können Perspektiven einer diskursanalytisch ausgerichteten Linguistik gerade im Hinblick auf die Erschließung massenmedialer Diskurse aufgezeigt werden. Am Beispiel des Betreuungsdiskurses wird schließlich zu zeigen sein, welche Rolle Öffentlichkeit für die Funktion und Konstruktion von Diskursen spielt und wie sich die öffentlichkeitswirksamen Strukturprinzipien der Massenmedien im Sprachgebrauch

---

2 Dem luhmannschen Spiegelmodell von Öffentlichkeit zufolge besteht die primäre Funktion von massenmedialer Öffentlichkeit in der Ermöglichung der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung, also in der Transparenzfunktion. Nachrichten werden nach dem binären Code Aufmerksamkeit/Nichtaufmerksamkeit selektiert. Aufmerksamkeitssteigernde Selektionskriterien sind der Neuigkeitswert von Informationen, der Konfliktwert von Nachrichten, der Prominenz- und Prestigewert von Sprechern und Akteuren sowie der Betroffenheitswert. Vgl. Luhmann (1970: 10-13).

einerseits niederschlagen, andererseits aber auch wie Diskurse auf diese Strukturprinzipien angewiesen sind. Damit werden *Öffentlichkeit* und *Massenmedialität* als Strukturelemente von Diskursen aber zugleich zu einem Teilelement eines Dispositivs, innerhalb dessen der Diskursausschnitt zu verorten ist.

## 2 Diskurs – Wissen – Macht: Dispositive als diskursiv erzeugte massenmediale Erscheinungen

Der Dispositiv-Begriff Foucaults lässt sich kaum ohne Rückgriff auf den Diskursbegriff Foucaults erschließen, beide Begriffe sind im Kontext der foucaultschen Diskurstheorie zu sehen und stehen in engem Bezug zueinander. (Vgl. hierzu auch Schneider/Hirsland 2005: 252f.) Deutlich wird das bereits an folgender Aussage, wenn Foucault erläutert, was ein Dispositiv ist:

Was ich unter diesem Titel festzumachen versuche, ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfaßt. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann. (Foucault 1978: 119-120)

Bereits in der *Archäologie des Wissens* stellt Foucault Diskurse zu außerdiskursiven Praktiken in Bezug, ohne darin jedoch genauer auf diesen Sachverhalt einzugehen bzw. das Verhältnis zu konturieren, wenn er schreibt:

Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben. (Foucault 1981: 74)

Es handelt sich darum, die diskursiven Praktiken in ihrer Komplexität und in ihrer Dichte erscheinen zu lassen, zu zeigen, daß Sprechen etwas tun heißt – etwas anderes, als das auszudrücken, was man denkt, das zu übersetzen, was man weiß, etwas anderes auch, als die Strukturen einer Sprache spielen zu lassen [...]. (Foucault 1981: 298)

An anderer Stelle in der *Archäologie des Wissens* definiert er Diskurse als

Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören. Er bildet keine rhetorische oder formale, unbe-

schränkt wiederholbare Einheit, deren Auftauchen oder Verwendung in der Geschichte man signalisieren (und gegebenenfalls erklären) könnte. Er wird durch eine begrenzte Zahl von Aussagen konstituiert, für die man eine Menge von Existenzbedingungen definieren kann. Der so verstandene Diskurs ist keine ideale und zeitlose Form [...]. (Foucault 1981: 170)

Das Verhältnis von Diskurs, nicht-diskursiven Praktiken, Subjekten, außersprachlichen Gegenständen bzw. Vergegenständlichungen bleibt in der Archäologie also zunächst ungeklärt und lässt Raum für Interpretationen in verschiedene Richtungen zu.

Erst in einer späteren Schaffensphase lotet Foucault das Verhältnis zwischen Diskursen, Subjekten, Macht und Wissen etwas konkreter aus, indem er Diskurse als nicht autonom, sondern von zahlreichen außerdiskursiven, sozialen Praktiken, Objektivierungen, Subjektivierungen abhängig sieht (vgl. dazu Foucault 1978). Die Verbindung der unterschiedlichen Elemente untereinander, die Einfluss auf den Diskurs nehmen, beschreibt nun Foucault als Dispositiv, als Rahmen bzw. als Infrastruktur für diskursive Ereignisse.<sup>3</sup> Dispositive sind eine Antwort auf gesellschaftliche Notstände und sie bieten demnach Lösungsmöglichkeiten für diese Notstände an.<sup>4</sup> Im Foucaultschen Sinne wird somit Wissen/ werden Diskursformationen durch ein Zusammenspiel diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken, Materialisierungen und Subjektivierungen generiert, wobei der Aspekt der Macht eine zentrale Rolle spielt. Diskursive und nicht-diskursive Praktiken stehen in einem engen gegenseitigen Bedingungs- und Abhängigkeitsverhältnis. Dieses Verhältnis beschreibt Foucault in seiner zweiten Schaffensphase als Relationen. Hierzu greift er auf den Machtbegriff zurück, den er aber nicht als einen hegemonialen Machtbegriff konzeptualisiert. Vielmehr stellt Macht für Foucault ein notwendiges Beziehungsgefüge dar: Macht hat eine bestimmende und eine produktive Seite (Foucault 1978). Das Gefüge zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken ist für ihn ein solches Machtgefüge (vgl. Foucault 1978: 123).

Eine weitergehende Bestimmung und Konzeptualisierung des Begriffes bleibt bei Foucault aus, so dass seine Aussagen zum Dispositiv ganz unterschiedliche Interpretationen provoziert haben. In welchem Verhältnis jedoch steht der

---

3 Im Wesentlichen kann zwischen zwei Dispositivbegriffen unterschieden werden, die jeweils etwas anderes bedeuten: einmal kann ein Dispositiv als Vorrichtung aufgefasst werden, zum andern als flexible und dynamische Infrastruktur. Vgl. hierzu ausführlicher Karis in diesem Band. Vgl. darüber hinaus Agamben (2008), der sich in seiner Konzeptualisierung des Dispositivbegriffs mit dessen Geschichte auseinander gesetzt hat.

4 Auch Texte werden im Kontext der linguistischen Textanalyse und Gattungsanalyse als Lösungsmöglichkeiten für kommunikative Probleme aufgefasst (vgl. Luckmann 1988, vgl. Günthner/Knoblauch 1994).

Dispositiv-Begriff zum Diskursbegriff im Kontext linguistischer Fragestellungen? Was ist das Mehr an Dispositiven gegenüber Diskursen? Um darauf eine Antwort finden zu können, muss zunächst noch einmal auf den Diskursbegriff rekurriert werden.

Im linguistischen Kontext gibt es zahlreiche Ansätze, die den foucaultschen Diskursbegriff für spezifisch linguistische Fragestellungen weiter entwickelt und operationalisiert haben. Dabei dominiert die Auffassung, Diskurse als heterogene, vielschichtige Phänomene/Wissensformationen zu betrachten, die methodisch durch eine Mehrebenenanalyse zu erfassen sind (vgl. hierzu Spieß 2008, 2011 und Warnke/Spitzmüller 2008). Diskurse können dabei als ein Bündel von Merkmalen aufgefasst werden, die nicht alle zugleich vorhanden sein müssen, um von einem Diskurs sprechen zu können. Spieß (2011) geht im Anschluss an Foucault (1981) von folgenden Merkmalen aus:

- Textverband/Aussagenverband
- Serialität und Ereignishaftigkeit
- Prozessualität und Sukzessivität
- Dialogizität und Intertextualität
- Gesellschaftlichkeit und soziale Praxis
- Öffentlichkeit und Massenmedialität (vgl. auch Spieß 2011: 110-135)

Dass nicht ausschließlich sprachliche Phänomene Eingang in die linguistische Analyse finden sollen, ist keine neue Erkenntnis. Die pragmatische Theoriebildung und Vertreter, die in dieser Tradition stehen und Sprache als soziales Gebilde sehen, betonen, dass eine kontextsensitive Sprachanalyse sinnvoll ist (vgl. Bühler 1999, vgl. Humboldt 1963, vgl. Vološinov 1975 etc., vgl. Wittgenstein 1984).<sup>5</sup>

Erste Schritte zu einer linguistischen Erweiterung der Diskursanalyse hin zu einer Dispositivanalyse sind bereits getan, insofern durch eine sprachpragmatische Fundierung des Diskursbegriffes außersprachliche Faktoren nicht einfach aus der Analyse ausgeblendet werden. Fasst man die Akteure als für Diskurse notwendige Elemente, so muss hier noch eine weitere Dimension/Ebene Berücksichtigung finden, die im Kontext linguistischer Bemühungen oftmals nicht the-

---

5 Dass vor allem institutionelle Zusammenhänge sprachliches Handeln beeinflusst, wird gegenwärtig v.a. im Kontext gesprächsanalytischer Untersuchungen verfolgt und analysiert, vgl. z.B. im Hinblick auf die Institution Schule/Hochschule Levy-Tödter/Meer (2009), vgl. im Hinblick auf Organisationen und Institutionen Habscheid (2008), vgl. im Hinblick auf Kommunikation im Gesundheitswesen zwischen Arzt-Patient Spranz-Fogasy/Lindtner (2009). Eine diskursanalytische Perspektive im Anschluss an Foucault wird in diesen Untersuchungen jedoch nicht favorisiert.

matisiert aber stillschweigend vorausgesetzt bzw. nur am Rande in den Blick genommen wird: die Ebene der Materialisierungen und Vergegenständlichungen, auch Objektivationen genannt. Objektivationen sind Materialitäten ehemals diskursiv verhandelter Themen, die wiederum die Möglichkeitsbedingung von diskursiven und auch nicht-diskursiven Praktiken darstellen. Während die deskriptive Diskurslinguistik sich dem Dispositivbegriff bislang noch nicht genähert hat, gilt das für die kritische Diskursanalyse oder die wissenssoziologische Diskursanalyse nicht. So nimmt Jäger (2006: 108) Bezug auf den Dispositivbegriff und beschreibt diesen als einen „prozessierende[n] Zusammenhang von Wissen, welches in Sprechen/Denken – Tun – Vergegenständlichung eingeschlossen ist.“

Im Kontext (wissens)soziologischer Auseinandersetzungen gibt es eine rege Diskussion um den Dispositivbegriff. Diskurse stehen immer schon in einem Komplex von „Mittel[n], Mechanisme[n] und Maßnahmen, die zur Bearbeitung eines bestimmten Handlungsproblems eingerichtet werden (Institutionen bzw. Organisationen, die die Diskurse erzeugen, Gesetze, Regelwerke, Klassifikationen, Bauten, Erziehungsprogramme usw.).“ (Keller 2006: 136). Keller plädiert dafür, Diskursanalyse nicht nur textbezogen zu praktizieren, sondern die Analyse von Vergegenständlichungen, Subjektivationen/Akteuren, Machtwirkungen als Teil der Diskursanalyse zu begreifen (Keller 2008: 99). Der Bezug zum Dispositivbegriff enthält damit Verweise zu verschiedenen Wissensebenen und -typen<sup>6</sup>, die Dispositive generieren. Schneider/Hirsland heben drei Momente des Dispositivbegriffs hervor: das Moment des heterogenen Ensembles, das Moment der Vernetzung und der Wirkweise sowie das Moment der Problemlösung (vgl. Schneider/Hirsland 2005: 259). Verwunderlich ist es, dass der Dispositivbegriff in der deskriptiven Diskurslinguistik bislang kaum eine Rolle spielt.<sup>7</sup> Die Hervorhebung der Verflechtung von sprachlichen und außersprachlichen Faktoren im Prozess der Konstitution von Bedeutung<sup>8</sup> legt es nahe, sich auch aus linguisti-

---

6 Vgl. hierzu Busse (1991: 149-150). Busse differenziert verstehensrelevantes Wissen in verschiedene Ebenen, Typen und Modi des Wissens. Als Ebenen von Wissen kennzeichnet Busse die kommunikative und interaktive Vorgeschichte, den Moment des Verstehens sowie die Nachgeschichte. Wissenstypen stellen für ihn zum Beispiel Textnormenwissen (zu dem das Wissen um die Gebrauchsweisen von Texten zählt), Textweltwissen, Wissen über gesellschaftliche und alltagspraktische Zusammenhänge (Lebenswelt), Erfahrungswissen, Bewertungswissen und Wissen um Weltanschauungen und allgemeine Normen dar. Dieses tritt nach Busse in verschiedenen Modi auf, so kann es als Gewissheit hervorgebracht werden aber auch als für falsch gehaltenes Wissen deklariert werden, es kann sich um Unterstellungen oder Vermutungen, um Wahrscheinlichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten, um Mögliches oder Unmögliches handeln.

7 Innerhalb der Kritischen Diskursanalyse nimmt Jäger (2006) Bezug auf den Dispositivbegriff, konzeptualisiert aber Macht – anders als der späte Foucault – auch als restriktives Moment.

8 Diskurse fassen sie als eine „Praxis des Bedeutens“, Diskurse bringen also Bedeutung hervor. Vgl. Schneider/Hirsland (2005: 258f).

scher Perspektive dem Begriff des Dispositivs zu nähern und ihn für linguistische Zwecke im Kontext der Diskursanalyse zu schärfen und für linguistische Fragestellungen fruchtbar zu machen (vgl. Bührmann/Schneider 2008). Gerade die Fundierung der Diskurslinguistik durch einen pragmatischen Sprachbegriff verlangt aber den Bezug zu außersprachlichen Faktoren, und diskurslinguistische Konzepte zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie immer schon über rein sprachliche Faktoren hinausweisen und als Effekt von Diskursen sich in Vergegenständlichungen manifestieren. Eine tiefenstrukturelle bzw. tiefensemantische Analyse von Diskursen verweist auf Diskurs beschränkende bzw. beeinflussende Normen, Ideen, Institutionen und Mechanismen<sup>9</sup>. Diese Vergegenständlichungen sind über Sprachanalyse zugänglich. Diskurse materialisieren sich und diese Materialisierungen (Vergegenständlichungen bzw. Objektivationen) haben wiederum Auswirkungen auf die Diskurse, ebenso bedingen diskursive Praktiken Subjektpositionen, die ihrerseits Diskurse hervorbringen (vgl. dazu Spieß 2008 und Spieß 2011). Wie das Verhältnis sprachlicher und nicht-sprachlicher Faktoren aussieht, soll nachstehende Grafik verdeutlichen.

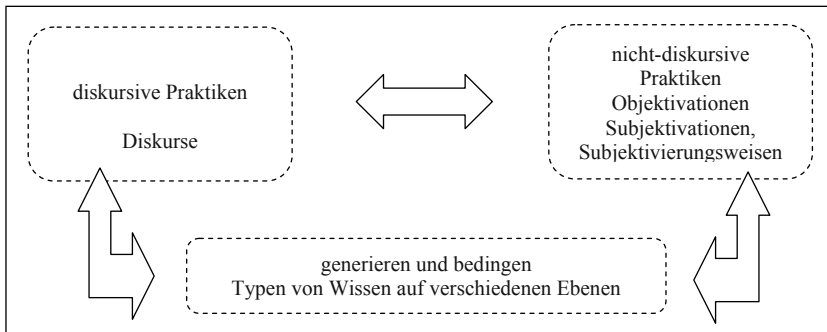
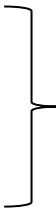


Abbildung 1: Dispositiv als Rahmenstruktur (vgl. dazu auch Jäger 2006, Bührmann/Schneider 2008)

Zu beachten ist jedoch, ähnlich wie bei Diskursen, dass immer mehrere Dispositive ineinandergreifen bzw. ineinander übergehen. Dispositive stellen also den Rahmen oder die Infrastruktur für die Produktion von Wissen dar. Das Verhältnis von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, Subjektivationen und Subjektivierungsweisen, Objektivationen ist derartig miteinander verschränkt, dass

9 Spieß (2011) hat diskursive Grundfiguren in Form von zwei Argumentationstypen für den Bioethikdiskurs um Stammzellforschung durch die Analyse von Schlüsselwörtern, Metaphern und Argumentationsmustern herausfinden können, die den Diskurs strukturieren und beschränken und dem gesamten Diskurs zugrunde liegen (vgl. Spieß 2011: 529-537).

diese Elemente nur analytisch getrennt werden können. So materialisieren sich Diskurse in Gegenständen, über die wiederum diskursiv verhandelt wird. Innerhalb dieses Rahmens kommen in einer linguistisch fundierten Analyse, die auf Sprache als Analysegegenstand bezogen bleibt, aber sich in Abhängigkeit von außersprachlichen Faktoren begreift, folgende sprachlichen Untersuchungsgegenstände in Frage:

<p>Sprachliche Phänomene</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Grammatik</li> <li>- Lexik, semantische Kämpfe</li> <li>- Handlungsmuster und Handlungsstrategien</li> <li>- Argumentationsmuster</li> <li>- Metaphern</li> <li>- kommunikative Gattungen und Textsorten</li> </ul>		<p>werden untersucht:</p> <p>in Bezug zu und als Ausprägung von <i>Objektivationen</i> (wie Normen, Institutionen, Architekturen, Gesetzen etc.) und <i>Subjektivationen</i> (wie Subjektrollen, Rollenverhalten)</p>
---	---	---

Die sprachlichen Phänomene stellen den Zugriff auf die tiefenstrukturelle/tiefensemantische Ebene von Diskursen dar. Sie geben Aufschluss über Objektivationen, Subjektivationen und außerdiskursive Praktiken.

### 3 Methode einer erweiterten Diskursanalyse

Der Dispositivbegriff dient der Erklärung von Handlungsbereichen, die gleichermaßen sprachlich und nicht-sprachlich geordnet sind. Dispositivanalyse muss ausgehend von der Analyse von Diskursen plurifaktoriell vorgehen und soziale Praxis, die sich aus einem Zusammenspiel handelnder Individuen, Institutionen, Rahmenbedingungen, Normen, Ideen und situativen Konstellationen (wie Situationstypen, Situationsrollen, Öffentlichkeitstypen und -foren etc.) ergeben, in die Analyse integrieren. Wie kann hier aber methodisch vorgegangen werden? Dabei bietet es sich an im Rahmen des vorzuschlagenden Analyse- und Deutungsmodells, mit einem Mehrebenenmodell zu arbeiten, dass Diskurse und Dispositive in ihrer Heterogenität erfasst, auf die unterschiedlichen Verwirklichungsebenen von Diskursen und Dispositiven zugreift, sowohl makro- als auch mikrostrukturelle Phänomene in den Blick nimmt (vgl. hier Spieß 2008), Bezüge zu relevanten nichtsprachlichen Faktoren (wie Objektivationen, Subjektivationen und Diskursbedingungen) herstellt und diese hinsichtlich unterschiedlicher Beschreibungsdimensionen analysiert. Ausgangspunkt bleibt für eine linguistische

Analyse von Dispositiven jedoch die sprachliche Seite, wobei hier die o.g. Sprachebenen in den Blick genommen werden sollten. Die den unterschiedlichen Sprachebenen entstammenden sprachlichen Phänomene werden hinsichtlich unterschiedlicher Beschreibungsdimensionen in ihrer außersprachlichen und außerdiskursiven Verflechtung untersucht.

Sprachliche Äußerungen geschehen immer schon in Bezug auf unterschiedliche Wissens Ebenen und Wissenstypen (vgl. Busse 1991) und außersprachliche soziale Bedeutungen (vgl. hierzu Günthner 1992), die nicht nur sprachlich sind. Die relevanten Elemente können im Hinblick auf fünf für die Sinnkonstitution wesentliche Dimensionen methodisch erfasst und beschrieben werden (vgl. dazu Sandig 2000, Fix 2005 und 2006, vgl. Spieß 2011): die situativ-kontextuelle Dimension, die funktionale Dimension, die thematisch-semantische Dimension, die grammatisch-oberflächenstrukturelle Dimension und als alles basierende Dimension die kulturelle Dimension. In linguistischer Perspektive bleibt dabei immer die Sprache der Ausgangspunkt sowie der zentrale Untersuchungsgegenstand, wenngleich notwendigerweise außersprachliche Faktoren in die Sinnkonstitution hineinwirken und in der Analyse Berücksichtigung finden. So können beispielsweise Institutionen in ihrer situativ-kontextuellen Einbettung, ihre Funktionen analysiert, ihre oberflächenstrukturelle Erscheinungsweise und ihre Bedeutung beschrieben werden, dasselbe kann man bei gesellschaftlichen Normen oder Architekturen bzw. Gebäuden vornehmen. Hier greift eine diskursanalytische Perspektive auf Erkenntnisse der Semiotik zurück. Die Beschreibungen der Elemente erfolgen wiederum in sprachlicher Form. Hier wird deutlich, wie sehr sich die sprachlichen und außersprachlichen Ebenen verflechten. Gleichzeitig manifestieren sich diskursive Praktiken in solchen Objektivationen/Vergegenständlichungen bzw. Materialisierungen.<sup>10</sup>

Innerhalb eines Dispositivs kommen diskursive, nicht-diskursive Praktiken zur Geltung sowie Objektivationen (Vergegenständlichungen oder Materialisierungen) und Subjektivationen, die sich gegenseitig bedingen und beeinflussen können. Unter diskursiven Praktiken sind aus linguistischer Perspektive sprachliche Handlungsmuster, Strategien auf verschiedenen sprachstrukturellen Ebenen, Texthandlungen etc. zu verstehen. Die diskursiven Praktiken beziehen sich dabei immer schon auf weitere soziale Praktiken und den ganzen Bereich der nicht-diskursiven Praktiken, Objektivationen und Subjektivationen. Objektivationen sind vergegenständlichte, sedimentierte Diskurse, sie können als Institutionen,

---

10 Vgl. hier beispielsweise das Zusammenspiel diskursiver Praktiken, Vergegenständlichungen und Subjektivationen durch und in der 68er Protestbewegung. Diskursive Praktiken manifestieren sich in diesem Kontext beispielsweise in spezifischen Sitzordnungen, Kleiderordnungen, Wohnungseinrichtungen oder Protestformen wie *sit ins* und *teach ins*. Vgl. dazu Scharloth (2011), vgl. Linke/Tanner (2008).

als Medien, Architekturen und Gebäude, Handlungs- und Kommunikationsbereiche, Gesetze, Normen etc. auftauchen. Welche architektonischen Formen zu einem bestimmten Zeitpunkt beispielsweise dominant sind, sind Ergebnisse diskursiver Prozesse. So wirkt sich der diskursive Prozess um das Energiesparen beispielsweise in gesetzlichen Verordnungen aus, die eine bestimmte Bau- und Sanierungsweise von Gebäuden vorschreiben (vgl. beispielsweise die Energie-sparverordnung EnEV, deren letzte Änderung im Oktober 2009 in Kraft getreten ist und die sich auf die architektonische Gestaltung von Städten und die Erhaltung von Gebäuden in Städten auswirken wird). Subjektivationen kommen zur Geltung durch die Akteure, die über ein situations- und kontextspezifisches Rollenverhalten und über entsprechende soziale Rollen – die immer schon verbunden sind mit Handlungsnormen – verfügen. Relevant sind hier zudem weitere Kategorien wie soziales Milieu, Ethnie, Alter, Institution. Diese Faktoren können Einfluss auf die sprachlichen Handlungen der Akteure nehmen.

Es scheint angebracht, die Elemente des Dispositivs, also diskursive wie nicht-diskursive Praktiken, hinsichtlich der genannten Dimensionen zu untersuchen, die an dieser Stelle kurz erläutert werden sollen:

a) Die Dimension der *Situationalität und Kontextualität* umfasst die situative Verortung, z.B. der gesellschaftliche oder geschichtliche Kontext, die wissenschaftliche Situation etc. Diese Dimension nimmt zugleich Bezug auf die text-externen Elemente, die für die vollzogene Sprachhandlung/für den Text verstehensrelevant sind – z.B. auch Bedingungsmöglichkeiten von Texten und Äußerungseinheiten, Bezüge zu gesellschaftlichen Bedingungen, historische Bezüge, Bezüge zu Diskursen, zu Öffentlichkeit und zu ästhetischen Theorien, das Wissen um die Phänomene Text und Textsorte sowie sämtliches verstehensrelevantes, kulturelles Wissen. Je nachdem wie der Rahmen der Kontextanalyse gesteckt wird, fällt die Kontextanalyse weiter oder enger aus. Auf die Texte/Äußerungseinheiten wirkt in dieser Beschreibungsdimension der Diskurs zurück, es muss also von einem wechselseitigen Bedingungs- und Bestimmungsverhältnis ausgegangen werden: Texte bestimmen den Verlauf des Diskurses, gleichzeitig werden sie vom Diskurs bestimmt. Die situativ relevanten Vergegenständlichungen können selbst auch wieder hinsichtlich ihrer situativen Einbettung analysiert werden.

b) Die Dimension der *Funktionalität* beschreibt die Handlungspotenz verschiedener sprachlicher Phänomene in transtextueller und intratextueller Perspektive. Hier spielt zudem die funktionale Einbettung sprachlicher wie nicht-sprachlicher Phänomene in den Handlungskontext eine bedeutende Rolle. In *diskursiver* Perspektive kommt (über den Einzeltext hinausweisend) die funktionale Position der

Texte im Diskurs in den Blick. Ebenso fokussiert die funktionale Beschreibungsdimension sowohl in intra- als auch in intertextueller Perspektive die Analyse von Text- und Diskursstrategien, die sich im wiederkehrenden Auftauchen bestimmter kommunikativer Verfahren manifestieren können, die sich letztlich auch materialisieren können (u.a. in bestimmten Architekturen, Normen etc.). Materialisierungen wie Architekturen, Normen etc. können und müssen dementsprechend ebenfalls hinsichtlich ihrer Funktionalität befragt werden.

c) Die Dimension der *Thematizität* setzt sich mit der inhaltlichen Gestaltung, mit der semantischen Kohärenz auseinander. In *intratextueller* Perspektive spielt etwa die semantische Kohärenz des Textes durch textkonstituierende semantische Aspekte eine Rolle, die aber auch zugleich durch den Bezug zu Frames und Wissens Ebenen über den Text hinausweisen und somit intertextuelle sowie intermediale Strukturen auf tiefensemantischer Ebene begründen können. Durch die Analyse der Tiefensemantik kann der Bezug zu außersprachlichen Faktoren hergestellt werden. Ebenso können Materialisierungen, Subjektivationen nach ihrer inhaltlichen Kohärenz und nach der semantischen Tiefenstruktur befragt werden.

d) Der Dimension der *Oberflächenstruktur* geht es im Hinblick auf sprachliche Phänomene um grammatische Kohärenz, um sprachliche und strukturelle Merkmale des Textes bzw. der Äußerungseinheiten durch die Verwendung spezifischer Lexik, durch spezifische Syntax oder formale Gestaltung. Sie stellt die basale Dimension dar, da auf die sprachliche Verfasstheit alle anderen Dimensionen notwendigerweise angewiesen sind. Gleichsam wird die sprachliche Struktur von Texten und Äußerungseinheiten in ihrer je spezifischen Erscheinungsweise durch die anderen Dimensionen wesentlich beeinflusst. Im Hinblick auf Materialisierungen werden u.a. die Erscheinungsweise, die lokalen und temporalen Aspekte der Realisierungen von Objektivationen in den Blick genommen.

e) Die Dimension der *Kulturalität* umfasst alle vorher genannten, insofern Texte, Materialisierungen und Subjektivationen immer vor dem Hintergrund nichthinterfragbarer Gewissheiten formuliert werden. Nicht zuletzt stellen Materialisierungen, Subjektivationen solche Gewissheiten dar, da sie sedimentierte Diskurse sind. Zu Grunde gelegt wird hier ein konstruktivistischer, dynamischer Kulturbegriff, der mit einem bedeutungs-, wissens- und symbolorientierten Kulturverständnis operiert. Ein solcher Kulturbegriff dominiert gegenwärtig die Sozial- und Geisteswissenschaften (vgl. Reckwitz 2004: 7).

Diese Sinn- und Unterscheidungssysteme [Kulturen – C.S.], die keinen bloßen gesellschaftlichen ‚Überbau‘, sondern in ihrer spezifischen Form einer ‚symbolischen Organisation der Wirklichkeit‘ den notwendigen handlungskonstitutiven Hintergrund aller sozialen Praktiken darstellen, machen die Ebene der ‚Kultur‘ aus – dies ist das sozialkonstruktivistische Argument des bedeutungsorientierten Kulturverständnisses. (Reckwitz 2004: 7)

Kultur wird damit als Prozess der sozialen Sinngenerierung verstanden und Texte, Bilder, Normen, Institutionen, Architekturen als genuine Elemente dieser Sinngenerierungsprozesse, die in ihrem Entstehen aber zugleich von kulturellen Prozessen begleitet und beeinflusst werden, verstanden (vgl. Fix 2005). Diese sprachlichen und nicht-sprachlichen Phänomene stellen allesamt Orientierungsmuster dar, die als überindividuelle und durch die Gemeinschaft konstruierte Wissens-, Bedeutungs- oder Sinnsysteme soziale Praxis ermöglichen und selbst soziale Praxis darstellen (vgl. Antos/Pogner 2003: 396, vgl. Fix 2005: 259). Der Sprache als Symbolsystem ist erheblich an der Wissens- und Bedeutungskonstitution und damit an der Konstitution von Orientierungsmustern beteiligt. Durch Sprache wird Bedeutungs-, Sinn- und Wissenskonstitution überhaupt erst ermöglicht.

Die fünf Dimensionen stehen in einem gegenseitigen Bedingungs- und Abhängigkeitsverhältnis; d.h. die je einzelne Dimension wird von der je anderen bestimmt und kann ohne Bezug auf die je andere nicht adäquat beschrieben werden. Texte, sprachliche Äußerungseinheiten, Materialisierungen, Subjektivationen werden innerhalb dieser methodischen Zugriffsweise nicht als isolierte Einheiten gesehen, sondern als sich gegenseitig stark beeinflussende Elemente. Ein Dispositiv kann damit nicht nur als Infrastruktur, sondern zugleich auch als Wirkzusammenhang, in dem die Elemente *diskursives Wissen, Vergegenständlichungen/Objektivationen des Wissens, Subjektivationen und nichtdiskursives Wissen* zusammenspielen, beschrieben werden. Wissen ist dabei nicht als etwas Statisches aufzufassen, sondern ist permanenten Änderungen unterworfen und wird permanent neu hervorgebracht durch das Zusammenspiel der Elemente im Dispositiv. So generieren sich aus dem Zusammenspiel der Elemente des Dispositivs zeitspezifische und kulturspezifische Wissenstypen, die sich auch auf verschiedenen Ebenen manifestieren und mittels Sprache hervorgebracht werden. Um diesen Zusammenhang zu analysieren, bedarf es eines Zugriffs über Diskurse, deren Kontexte, Kontextualisierungen, die vernetzt sind mit Materialisierungen und Subjektivationen. Über Diskurse bekomme ich den Zugriff auf Vergegenständlichungen, gleichzeitig können Vergegenständlichungen als sedimentierte Diskurse Aufschluss über historische Diskurse geben. Und zugleich produzieren Diskurse Vergegenständlichungen (z.B. Gesetze, Normen etc., vgl. hierzu auch Jäger <sup>2</sup>2006).

Ähnlich wie Diskurse bestehen auch Dispositive aus verschiedenen Ebenen. Grob kann man auch hier von einer Makrostrukturebene und einer Mikrostrukturebene, die die konkrete Analyse der Einzelphänomene umfasst, sprechen.

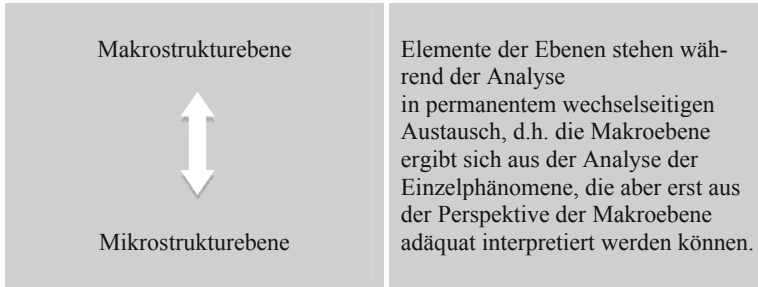


Abbildung 2: Verhältnis Makrostrukturebene und Mikrostrukturebene

Ausgehend vom Einzeltext werden diejenigen sprachlichen Phänomene fokussiert, die sich in der Zusammenschau der Einzeltexte als diskursiv relevant interpretieren lassen können. Wie aber kann ein solches Vorgehen konkret aussehen?

a) Makroebene: Strukturen und Bedingungen, Kontextualität<sup>11</sup>, Situativität

- Bestimmung des Diskurses bzw. des Diskursausschnittes, Konturierung des Gegenstandsbereiches, Beschreibung des Textkorpus
- Situierung des Gegenstandes/des Diskurses in den größeren sozialen, gesellschaftlichen, kommunikationsbereichsspezifischen, historischen, politischen Zusammenhang
- Situierung des Diskurses in den Kommunikations- und Handlungsbereich, Verhältnis zu anderen Kommunikationsbereichen
- Paralleldiskurse, Vorgängerdiskurse, Gegendiskurse, Diskursüberschneidungen
- Kontextualisierung des Diskurses im Hinblick auf verschiedene Ebenen
- Sichtung und Eruierung der außerdiskursiven Elemente/Materialisierungen/Subjektivationen (Institutionen, Normen, Architekturen), die den Gegenstand konstituieren bzw. die mit dem Gegenstand in Verbindung stehen

11 Anders als mit dem Terminus *Kontext*, der sich auf etwas relativ Statisches und einigermaßen Festgeschriebenes bezieht, wird mit dem Begriff *Kontextualisierung* die Dynamik und Performanz des Diskursgeschehens in den Blick genommen. Innerhalb von Diskursen und Dispositiven kommen beide Aspekte zur Geltung. Vgl. dazu Auer (1986); Blommaert (2005); Busse (2007) und Fix (2005, 2006).

- Akteure, deren Funktion und Relevanz im Diskurs
- Bestimmung von Schlüsseltexten und deren Rolle im Diskurs
- Intertextuelle, Intermediale Zusammenhänge

#### b) Mikroebene: sprachliche Ebene

- Sprachliche Handlungsmuster
- Schlüsselwörter
- Argumentationsmuster
- Metaphern und Metonymien
- Prädikationen
- Nominationen

Makro- und Mikroebene stehen in einem gegenseitigen Bedingungs- und Abhängigkeitsverhältnis. Bei der Analyse wird dementsprechend permanent zwischen Makro- und Mikroebene gewechselt. Elemente der Mikroebene stehen immer schon in Bezug zur Makroebene und konstituieren diese zu einem großen Teil. Erst aus der Sichtung der Einzelphänomene kristallisiert sich der Gesamtzusammenhang heraus und werden die Beziehungen zu anderen Diskursen, zu den verschiedenen Kommunikationsbereichen, historischen und sozialen Kontexten deutlich. Während die Mikroebene die sprachlichen Phänomene fokussiert, geht es auf der Makroebene um die Beziehung zwischen sprachlichen und nicht-sprachlichen sowie außer-diskursiven Praktiken, Materialisierungen und Subjektivationen.

Einen schematisierten und feststehenden Methodenrahmen zur Erfassung von Dispositiven und Diskursen gibt es nicht und kann es auch nicht geben. Vielmehr muss das methodische Vorgehen bei der Erfassung des Zusammenspiels von Diskurs, Materialisierungen, Subjektivationen, nicht-diskursiven Praktiken je nach Gegenstand aus dem Gegenstand heraus entwickelt werden, insofern können die genannten methodischen Aspekte nichts mehr als Anregungen sein, die jeweils konkret im Bezug zum Untersuchungsgegenstand operationalisiert werden müssen.

## 4 Öffentlichkeit als Bedingung, Rahmen und Strukturmechanismus massenmedialer Diskurse

Dass sprachliches Handeln im öffentlichen Raum im Kontext der Printmedien ganz wesentlich von spezifischen medialen Strukturprinzipien des öffentlichen Raumes abhängt, von diesen beeinflusst und mitkonstituiert wird, mit diesen interagiert, soll Gegenstand dieses Kapitels sein, das sich mit dem für öffentliche

Mediendiskurse zentralen Begriff der *Öffentlichkeit* auseinandersetzt. Öffentlichkeit stellt einen theoretischen Begriff dar, vor dessen Hintergrund diskursives Handeln betrachtet werden muss und dessen Ausprägung Einfluss auf das Diskursverständnis hat. Massenmediale Öffentlichkeit kann als relevanter Faktor für die Produktion öffentlich-politischer Diskurse angesehen werden.

Was unter Öffentlichkeit im Kontext massenmedialer Diskurse<sup>12</sup> zu verstehen ist, muss jedoch präzisiert werden, um die Funktion von Öffentlichkeit im Hinblick auf die sprachliche Ausprägung von Diskursen erörtern zu können. *Öffentlich* bezieht sich in dem hier beschriebenen Zusammenhang vornehmlich auf die sprachlichen Äußerungen und soziale Praktiken im Raum der Öffentlichkeit und charakterisiert in erster Linie die der Analyse zugrunde liegenden Daten. Öffentlichkeit ist dabei als Raum zu begreifen, der Diskurse überhaupt erst ermöglicht, so Busse (2000: 31-55) und der ganz allgemein als das Gegenstück zu privat oder zu geheim zu beschreiben ist. Damit ist das, was in der Öffentlichkeit geschieht prinzipiell allen Menschen zugänglich. Öffentlich ist alles, was vor einem prinzipiell unabschließbaren Publikum geäußert werden kann. Öffentlichkeit kann somit als Forum begriffen werden, in dem alle frei versammelten Personen kommunikativ handeln können. Insbesondere den Massenmedien kommt im Kontext des Öffentlichkeitsbegriffs eine hohe Relevanz zu, insofern sie stark an der Herstellung von Öffentlichkeit beteiligt sind (vgl. Habermas 1990: 326-332; vgl. Schiewe 2004) Man spricht in diesem Zusammenhang auch von Medienöffentlichkeit.

Öffentlichkeit in demokratisch verfassten Staaten dient primär der Meinungsbildung und ist insbesondere im Kontext politischen Sprechens von Bedeutung. Dabei ist zu beachten, dass Öffentlichkeit über spezifische Strukturen, Akteure und Themen verfügt, die durch die unterschiedlichen Funktionen von

---

12 Im Zuge der Entwicklung neuer medialer Kommunikationsformen (wie z.B. Foren, Twitter, Blogs, Chats, Kommunikation in sozialen Netzwerken wie Facebook etc.) ändert sich die Medienlandschaft (und z.B. auch die Kommunikationsformen politischer Parteien), die für die Generierung von öffentlicher Meinung von großer Bedeutung ist. Öffentliche Meinung speist sich nicht mehr nur aus den klassischen Massenmedien, sondern wird zunehmend über mediale Kommunikationsformen und den so genannten ‚neuen Öffentlichkeiten‘ wie Foren, Twitter, Blogs, Chats oder Netzwerke (Facebook) hergestellt. Hier wäre zu fragen, ob diese Formen von (Teil)Öffentlichkeit ebenso nach diesen Strukturprinzipien funktionieren oder ob sie eigene Prinzipien hervorbringen. Vgl. hierzu auch das Thema der Tagung des Dreiländerkongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie „Neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit“. Diese Tagung widmet sich der Problematik, inwiefern die neuen Kommunikationsformen das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit, die Konzeptualisierung von Öffentlichkeit beeinflussen. Vgl. hierzu <http://www.sociologie2011.eu/>; darüber hinaus vgl. Kamber/Imhof (2006); Kamber/Ettinger (2008); Bonfadelli/Imhof/Blum/Jarren (2008); Wimmer (2007).

Öffentlichkeit bedingt sind. Entsprechend den verschiedenen Funktionen, der *Transparenzfunktion*, der *Validierungsfunktion*, der *Orientierungsfunktion* wird Öffentlichkeit qualitativ unterschiedlich realisiert (vgl. hierzu Neidhardt 1994: 8-10). Neben den von Neidhardt benannten drei Hauptfunktionen kann noch eine weitere, gerade im Hinblick auf diskursanalytische Untersuchungen nicht unerhebliche Funktion von Öffentlichkeit konstatiert werden: Öffentlichkeit hat auch eine Konstruktionsfunktion, insofern sie Wirklichkeit nicht nur in den Medien spiegelt und Selbstbeobachtung zulässt (vgl. Luhmann 1970), sondern maßgeblich konstituiert bzw. konstruiert (vgl. hierzu Bucher/Duckwitz 2005). In Zusammenhang der Funktionsbeschreibung von politischer Öffentlichkeit und öffentlicher Kommunikation wird bei Kamber/Imhof (2006) oder Kamber/Ettinger (2008) von Forumsfunktion, Kontroll- Legitimations- und Integrationsfunktion gesprochen.<sup>13</sup>

Sprachliches Handeln in massenmedial bedingten Diskursen findet in unterschiedlicher Weise statt: in Institutionen, in öffentlich-politischen – massenmedial bedingten – Meinungsbildungsprozessen, in Prozessen der öffentlich-politischen Akzeptanzschaffung und Zustimmungswerbung, in Prozessen, die politische und gesellschaftliche Konsequenzen, Regelungen und Handlungen nach sich ziehen, und in jeglichen politisch zu gestaltenden gesellschaftlichen Bereichen, die Relevanz und Brisanz besitzen, statt und kann dementsprechend zum Gegenstand politolinguistischer Diskursanalyse werden.

Öffentlichkeit als Bedingung und Merkmal politischer Kommunikation bekommt damit einen besonderen Stellenwert. Gleichzeitig ist ein wesentliches Element von Öffentlichkeit die freie Kommunikation. „Als Raum von Diskursen“ kommt Öffentlichkeit in unterschiedlicher Weise zur Geltung, was sich in unterschiedlichen Funktionen und Formen von Öffentlichkeit<sup>14</sup> manifestiert. Sie ist als Idee und Norm Element und Bedingung des Mediendispositivs. Nach Neidhardt 1(994) kann in Funktionen wie Transparenzfunktion, Validitätsfunktion und Orientierungsfunktion, die wiederum Einfluss auf die sprachliche Konstitution politischer Gegenstände und damit auch auf deren sprachliche Manifesta-

13 Vgl. hierzu [http://jahrbuch.foeg.uzh.ch/jahrbuch\\_2010/glossar/Seiten/default.aspx](http://jahrbuch.foeg.uzh.ch/jahrbuch_2010/glossar/Seiten/default.aspx); vgl. hierzu auch Kamber/Ettinger (2008: 173ff.). Aus der Aufstellung geht hervor, inwiefern sich Transparenz-, Validierungs- und Orientierungsfunktion in der Forums- Kontroll-, Legitimations- und Integrationsfunktion wieder finden bzw. wie sie sich entsprechen. Ebenso beschreiben Kamber/Ettinger den Prozess des Strukturwandels der Öffentlichkeit im Hinblick auf die Ausdifferenzierung der medialen Kommunikationsmöglichkeiten seit den 1980er Jahren.

14 Öffentlichkeit als Raum der freien Meinungsbildung gilt zudem als Errungenschaft moderner Gesellschaften, die sich im Kontext der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung als bürgerliche Öffentlichkeit entwickelte und insbesondere durch die Französische Revolution eine politische Richtung bekam. In diesem Kontext konnte sich eine freie Meinungspressen entwickeln, die sich bis heute ausdifferenziert. Vgl. Habermas (1990: 326ff.); Neidhardt (1994: 11f.).

tion haben, unterschieden werden. Die Funktionen können zudem innerhalb von (massenmedial) konstituierten Diskursen unterschiedlich anspruchsvoll und gehaltvoll eingelöst werden. Die strukturelle Logik des Medienmarktes bringt spezifische Thematisierungs- und Persuasionsstrategien hervor, mithilfe derer um die Aufmerksamkeit des Publikums geworben wird, d.h. es werden Lexeme verwendet, die komplexe Sachverhalte verdichtend und bewertend zum Ausdruck bringen. Es kann sich dabei um Neologismen oder aber auch um semantische Fokussierungen bereits etablierter Ausdrücke handeln. Sprachlich zeigt sich das beispielsweise im Diskurs um das Betreuungsgeld an verschiedenen Schlüsselwörtern wie Herdprämie, Betreuungsgeld, Gebärmaschine, Kitaverhinderungsbonus etc., die allesamt im Diskurs virulent waren und mit deren Hilfe Einstellungen zum Sachverhalt konstituiert und transportiert wurden.

## 5 Analyse

### 5.1 *Der öffentliche Diskurs um das Betreuungsgeld*

Das, was in den vorangegangenen Kapiteln in methodischer und theoretischer Hinsicht erörtert wurde, kann hier an dieser Stelle empirisch nicht mehr als nur eine andeutende und exemplarische Umsetzung erfahren. An einem Beispiel sollen die theoretischen und methodischen Implikationen verdeutlicht werden.

Im Zuge der Diskussionen um den Ausbau der Kinderbetreuungsplätze und den Ausbauplänen der SPD und CDU entwarf die CSU das Konzept des Betreuungsgeldes für diejenigen Familien, die ihre Kinder in den ersten Jahren nicht in Betreuungseinrichtungen geben möchten, sondern den Nachwuchs daheim in der Familie erziehen wollen. Die Debatte darum kulminierte im Jahre 2007. Einen vorläufigen Abschluss erreichten die Auseinandersetzungen mit der Verabschiedung des Kinderförderungsgesetzes (KiföG; Gesetz zur Förderung von Kindern unter drei Jahren in Tageseinrichtungen und Tagespflege) vom 10. Dezember 2008, mit dem ab dem Jahr 2013 jedem Kind ab dem vollendeten ersten Lebensjahr ein Krippenplatz gesetzlich garantiert wird, für diejenigen, die ihre Kinder nach dem vollendeten 1. Lebensjahr zuhause erziehen möchten wird ein Betreuungsgeld gezahlt. Die gesetzliche Verankerung eines Betreuungsgeldes führte zu konfliktgeladenen politisch-öffentlichen Auseinandersetzungen. Sprachlich manifestierte sich dieser Konflikt besonders signifikant auf der lexikalischen Ebene durch die Verwendung von Fahnen- und Stigmawörtern, die sich semantisch aus onomasiologischer Perspektive als Nominationskonkurrenzen und aus semasiologischer Perspektive als Bedeutungskonkurrenzen beschreiben lassen (vgl. Girth 2002, Klein 1989). Während sich Nominationskonkurrenzen dadurch

auszeichnen, dass für einen gegebenen Sachverhalt mehrere, miteinander konkurrierende Bezeichnungen verwendet werden, gilt für die Bedeutungskonkurrenz die Existenz unterschiedlicher Bedeutungen für ein und dasselbe Lexem.

Zur Analyse ausgewählt wurden die unterschiedlichen Bezeichnungen für den Sachverhalt ‚Geld zur Erziehung von Kindern unter drei Jahren, deren Eltern keinen Kita-Platz beanspruchen‘. Dass mit den unterschiedlichen Nominationen dieses Sachverhaltes auch Bedeutungsunterschiede hervorgebracht werden und Handlungsstrategien verbunden sind, soll ebenfalls am konkreten Sprachmaterial gezeigt werden. Im Folgenden soll es nun um die Bezeichnungen und Bedeutungsfokussierungen des brisanten, diskursiven Sachverhalts sowie um die Kontextualisierungen und die Einbettung in größere Handlungseinheiten gehen. Dabei wird vor allem auch die Vernetzung mit Institutionen, Gesetzgebungen, gesellschaftlichen Gegebenheiten, Subjektpositionen, weiteren sozialen Praktiken in den Blick genommen werden. Textgrundlage für die Analyse bildet ein thematisch gebundenes Korpus aus Printmedientexten, das ca. 800 Texte umfasst und der deutschsprachigen Tages- und Wochenpresse entstammt. Als Analysehilfsmittel wurde das Softwareprogramm Antconc benutzt, das einen schnellen Zugriff auf Cluster, Kookkurrenzen und Kontexte von Lexemen erlaubt.

## 5.2 *Einzellexeme: Kontexte, Bedeutungen und Funktionen*

Auf der sprachstrukturellen Ebene des Einzelwortes soll nun nachvollzogen werden, welche sprachlichen und außersprachlichen, institutionellen Faktoren, Verhaltensweisen, Normen, Mentalitäten etc. eine Rolle für die sprachlichen Ausprägungen spielen bzw. die sprachlichen Ausprägungen maßgeblich beeinflussen. Einen ersten Eindruck, wie sich der Diskurs sprachlich konstituiert und zu welchen außersprachlichen Faktoren Bezüge hergestellt werden, kann eine Repräsentation der Diskurslexik als eine aus dem Textkorpus erstellte Wortwolke geben. Bereits hier wird die Dominanz zentraler Teilthemen durch einzelne Lexeme deutlich, die als verdichtete Wissenssegmente beschrieben werden können. Ebenfalls wird deutlich, dass die Debatte um das Betreuungsgeld geprägt ist durch Sprachthematisierungen, insofern hier Lexeme wie *Wörter*, *Deutsch*, *Unwort*, auftauchen.



- (1) Sprach-Tricks und -Schlundereien aufzeigen und durchschaubar machen: Das ist deshalb verdienstvoll, weil es die Absichten erhellt, die hinter derartigen „Unworten“ stecken. Der Begriff „Herdprämie“ ist polemisierend und diffamierend, weil er alle Mütter als rückständig hinstellt, die ihr(e) Kind(er) zu Hause erziehen. Er ist ein politischer Kampf-Begriff. (Nürnberger Nachrichten, 19.11.2007)
- (2) In Deutschland aber walten nach wie vor Strategien, die in verschiedene Richtungen weisen. Einerseits setzt der Staat mit dem Kitabau Anreize für weibliche Berufstätigkeit. Andererseits ermutigt er Mütter mit dem Ehegattensplitting zum Zuhausebleiben. Umso fataler ist da der Rückfall ins Gießkannenprinzip, der derzeit in der Politik diskutiert wird. Die „Herdprämie“ für Mütter, die ihre Kinder zu Hause betreuen, wird selbst in fortschrittlichen CDU-Kreisen erwogen. Auch der Gedanke, das Kindergeld vorzeitig zu erhöhen, findet Anhänger. Doch genau hier lauert die alte Falle. Solange die Mittel knapp sind, muss die Politik Prioritäten setzen. Beruf und Familie besser ineinandergreifen zu lassen - das ist der wirklich wichtige Schritt fürs Kindeswohl. (taz, 30.11.2007)
- (3) Statt echte Wahlfreiheit zwischen Heimerziehung und Krippenplatz zu fördern, ignoriere die derzeit geführte «Oberschichtendebatte» gesellschaftliche Realitäten. Der in dieser Diskussion gebrauchte Begriff der «Herdprämie» zeige die herrschende «Diffamierung und Respektlosigkeit gegenüber heimerziehenden Eltern». (dapd nachrichtagentur, 1.12.2007)
- (4) Die Union hingegen will das Elterngeld nach dem gemeinsamen Familieneinkommen bemessen. Ein solches Konzept böte Männern weniger Anreiz zur Babypause und würde Familien mit traditioneller Rollenverteilung, in denen der Vater Alleinverdiener ist und die Mutter Hausfrau, deutlich besser stellen als bisher. Als „Herdprämie“ für Frauen kritisieren Sozialdemokratinnen diese Idee: „Das wäre das alte Familiengeld der Union durch die Hintertür.“ (FR, 7.12.2005)
- (5) Die christosoziale Strategie hatte in den letzten Tagen nur einen Malus: die sprachliche Übermittlung. Der im Koalitionskompromiss vom 14. Mai als „z.B. Betreuungsgeld“ bezeichnete Bonus kam bei der breiten Öffentlichkeit als Heimchen-am-Herd-Prämie an. Dagegen soll nun konsequent vorgegangen werden. So fiel auf, dass alle Beteiligten aus dem Unionslager seit kurzem konsequent und ausschließlich von Erziehungsbonus sprechen. Dazu CSU Familienexperte Singhammer: „Es geht ja nicht nur um Betreuung, sondern um Erziehung.“ (Spiegel online, 27.5.2007)
- (6) Krippenplätze sollen für ein Drittel der unter Dreijährigen eingerichtet werden. Das ist für diese Eltern, die das Angebot annehmen können oder wollen, soweit sie einen Arbeitsplatz haben, bares Geld wert, nämlich ein zweites Einkommen. Was ist aber mit den übrigen Eltern? Gibt es für diese keine Familienpolitik? Eltern, die letztlich die gleiche Leistung einer guten Erziehung erbringen oder erbringen sollen. Fördert man diese Familien durch Einfrieren des Kindergeldes, Streichen von Eigenheimzulagen und Ehegattensplitting, Mehrwertsteuererhöhung? Ein Ausgleich von 150 Euro, wie ihn die CSU durchgesetzt hat, ist nur ein kleiner Ausgleich dafür, und kein Grund, wie übrigens in einer Meinungsfront aller linken Medien, da noch (Herdprämie) draufzuhauen. (taz, 21.5.2007, Leserbrief)
- (7) Der Streit über das Betreuungsgeld für Eltern, die ihre Kinder zu Hause lassen, eskaliert zum Grundsatzstreit in der Union. Erst brachte die CSU mit ihrem Beharren auf der abschätzig mit Herdprämie titulierten Leistung die SPD und die CDU-Familienministerin gegen sich auf. Nun spaltet das Betreuungsgeld auch die CDU selbst. Unions-Fraktionschef Volker Kauder (CDU) sprach sich ausdrücklich für den umstrittenen Bonus für Eltern aus, die auf Fremdbetreuung verzichten – und stellte sich damit gegen Parteifreundin Ursula von der Leyen. Die lehnt das

- Betreuungsgeld ab. Gerade einkommensschwache Eltern würden das Geld vom Staat eher zur Aufbesserung der Haushaltskasse nutzen und ihrem Nachwuchs so die frühkindliche Förderung in einer Krippe oder Kita vorenthalten, warnt sie. (FR, 17.8.2007)
- (8) Die SPD hat allen Grund, den auch als „Herdprämie“ verspotteten Betreuungsbonus weit wegzuschieben: „Das ist das alte Familiengeld der Union, das haben wir schon jahrelang abgelehnt. So eine Prämie fürs Daheimbleiben ist immer eine Falle für die Frauen“, so die familienpolitische Sprecherin der SPD-Fraktion, Christel Humme, zur taz. Zudem wolle man mit dem Krippenausbau ja auch in die Bildung von Kleinkindern investieren. Unionspolitiker Singhammer sieht das ganz anders: „Die Frauen wissen am besten selbst, wie lang sie die Kinder daheim erziehen wollen. Der Staat soll sie nicht in einen Lebensentwurf hineingängeln. Der Bonus sei eine sehr maßvolle, geringe finanzielle Korrektur, die die Wahlfreiheit der Mütter gewährleistet.“ (taz, 16.5.2007)
  - (9) Die Meldungen, der Erziehungsbonus würde nicht umgesetzt, sind hanebüchen, sagte sie... Worum geht es? Um das von Kritikern als ‚Herdprämie‘ oder auch Kita-Verhinderungs-Bonus geschmähte Ansinnen der CSU, nicht nur die Betreuung in Kinderkrippen auszubauen, sondern parallel einen Zuschuss an diejenigen Eltern, also vor allem Mütter, zu zahlen, die ihre Kinder gerade nicht in die Krippe geben, sondern zu Hause selbst versorgen. (Zeit, 25.1.2007)
  - (10) Die Familienpolitikerinnen wie Ina Lenke, Miriam Gruß und Mieke Senftleben halten dagegen, dass Bildung schon im Kleinkindalter beginne. Außerdem könne niemand garantieren, dass Eltern eine solche „Herdprämie“ auch im Sinne des Kindes ausgeben. Senftleben: „Die Herdprämie der CSU heißt deshalb bei uns in Berlin auch Schnapsgeld.“ (taz, 18.6.2007)
  - (11) Von „Schnapsgeld“ ist die Rede, von einer „Herdprämie“, von einer „rückwärtsgewandten Familienpolitik“. Die stellvertretende FDP-Vorsitzende Cornelia Pieper zielt mit ihren Worten an diesem Sonntag ausnahmsweise einmal nicht auf den omnipräsenten politischen Mitbewerber, sondern auf die eigene Parteiführung in Person von Dirk Niebel. (FR, 18.6.2007)
  - (12) Zugleich machte sich Söder für die Einführung eines Betreuungsgeldes stark. „Wenn der Staat Krippenplätze ausbaut, muss er gerechterweise auch diejenigen fördern, die bewusst aus dem Beruf aussteigen, um bei ihren Kindern zu sein. Wer das Betreuungsgeld als Herdprämie oder Schnapsgeld bezeichnet, diskriminiert viele junge Familien“, sagte der CSU-Generalsekretär. 70 Prozent der Familien bräuchten keine Krippe. „In Deutschland wird zu wenig über die Mehrheit nachgedacht. Auch sie braucht unsere Unterstützung“, sagte er. (ddp Basisdienst, 10.8.2007)
  - (13) Das „Unwort des Jahres“ 2007 heißt „Herdprämie“. „Das Wort diffamiert Eltern, insbesondere Frauen, die ihre Kinder zu Hause erziehen, anstatt einen Krippenplatz in Anspruch zu nehmen“, begründete der Sprecher der unabhängigen Jury aus Sprachexperten, Horst Dieter Schlosser, am Dienstag die Entscheidung in Frankfurt. Die sechs Juroren hätten ein „ganzes Wortfeld“ ausgemacht, das diese Diffamierungsabsicht deutlich werden lasse. Als Beispiele nannte der Germanist „Aufzuchtprämie“, „Gluckengehalt“ und „Schnapsgeld“. (Generalanzeiger Bonn, 16.1.2008)
  - (14) Gluckengehalt soll Gesetz werden; Von der Leyen, bis dato erklärte Gegnerin eines Betreuungsgeldes, gibt nach: Ab 2013 sollen Eltern Geld erhalten, wenn sie ihre Kinder zu Hause lassen, statt sie in die Krippe zu geben. So steht es in einem Gesetzentwurf des Familienministeriums. (taz, 1.11.2007)
  - (15) Wenig Zuspruch fand hingegen laut Brandenburgs Jugendminister Holger Rupprecht (SPD) das von der CSU vorgeschlagene Betreuungsgeld, eine in bar ausgezahlte Prämie für Mütter,

die ihre Kinder nicht in die Kita schicken. Mit dieser Lösung wäre nicht gesichert, dass das Geld bei den Kindern ankommt, so Rupprecht. Die Jugendminister sprachen sich für mehr Krippenplätze aus, stellten aber klare Forderungen an den Bund: Er müsse sich nicht nur am Ausbau, sondern auch am Unterhalt der Krippen beteiligen. (taz, 2.6.2007)

- (16) Ich bin der Überzeugung, dass jede wirkungsvolle Maßnahme für Bildungsfortschritte die Eltern zum intensiven Mitmachen gewinnen muss, dies gilt in Sonderheit für Eltern mit Migrationshintergrund. Auch Kinder kann man davon überzeugen, dass ein Schulbuch wichtiger und auch interessanter ist als teure Markenklamotten. Abschließend will ich für mich feststellen, dass die Thesen des Autors, im Betreuungsgeld eine Anti-Bildungs-Prämie und/oder eine Anschubfinanzierung für Straßkriminalität zu sehen, einer so schrägen Denkungsart entspringen, dass ich überrascht war, dass im Tagesspiegel solchen Auswüchsen‘ Platz eingeräumt wurde. (Tagesspiegel, 8.11.2009, Leserbrief)
- (17) Noch im Juli vergangenen Jahres fand sie in einem Spiegel-Interview scharfe Worte dagegen: „Mit dem Betreuungsgeld verstärken wir den Teufelskreis, in dem Kinder, die von zu Hause keine Chance auf frühe Bildung, gute Sprache, wenig Fernsehen, viel Bewegung haben, vom Kindergartenbesuch ausgeschlossen sind, weil ihre Eltern mit 150 Euro lieber ihre Haushaltskasse aufbessern.“ Ihr Kompromissvorschlag, daheim Erziehenden Bildungsgutscheine für die Kinder statt Geld zu geben, scheiterte. (Spiegel online, 7.2.2008)
- (18) Zum umstrittenen Betreuungsgeld für Eltern, die ihre Kinder zu Hause erziehen, hat die CSU einen eigenen Gesetzentwurf vorgelegt. Demnach soll der Bund für jedes Kind unter drei Jahren, das nicht in einer öffentlich subventionierten Kinderkrippe oder Tagespflege betreut wird, 150 Euro im Monat bezahlen, berichtet das Magazin „Focus“. Das Betreuungsgeld soll nach CSU-Vorstellungen nicht an eine Erwerbstätigkeit gebunden werden. Das Geld sei nicht als „Herdprämie“ gedacht, sagte der CSU-Familienexperte Johannes Singhammer. Die Auszahlung soll aber an die Kleinkind-Vorsorgeuntersuchungen U6 und U7 gekoppelt werden. Auf diese Weise soll dem Vorwurf entgegnet werden, das Betreuungsgeld würde von vielen Eltern für den eigenen Konsum verwendet. (Die Welt, 6.8.2007)

Aus den Sprachbelegen lassen sich verschiedene Nominationskonkurrenzen für den Sachverhalt ‚Geld zur Erziehung von Kindern unter 3 Jahren, deren Eltern keinen Kita-Platz beanspruchen‘ herauskristallisieren (vgl. Tabelle 1). Die Nominationskonkurrenzen lassen sich in einem weiteren Schritt nach Sprechergruppen gliedern. Die Sprechergruppe, die das Betreuungsgeld ablehnt, verwendet Nominations, die den Gegenstand negativ evaluieren. Die negative Evaluation wird über Kontextualisierungen realisiert (vgl. Beleg 17, hier wird Betreuungsgeld mit *Teufelskreis* in Verbindung gebracht) Befürworter verwenden Vokabular, das deutlich weniger explizit wertend ist oder positive Eigenschaften hervorhebt. Auf den Ausdruck *Herdprämie* greifen Befürworter dann zurück, wenn sie die Gegenposition kritisieren, häufig weisen sie die Verwendung des Lexems *Herdprämie* als *diffamierend* oder als *Unwort* zurück und versehen den Ausdruck mit Distanzmarkern wie *sogenannt*. Die verwendeten Nominations sind eingebettet in größere Argumentationskontexte für oder gegen das Betreuungsgeld. Als Stigma- oder Fahnenwort stellen sie verdichtete

Argumente bzw. Wissenssegmente dar, die Schlussprozesse in Gang setzen können. So wird durch die Komposition der eher positiv bzw. relativ neutral wertenden Ausdrücke *Herd* und *Prämie* durch Kontextualisierungen ein negativ wertendes Stigmawort *Herdprämie* erzeugt, welches das Schlussmuster *eine Herdprämie ist abzulehnen, weil ....* in Gang setzt. Dieses Schlussmuster wird nicht immer explizit formuliert, sondern ist bereits in der deontischen Bedeutungskomponente<sup>15</sup> von *Herdprämie* enthalten.

Sachverhalt	Nomination	nach Sprechergruppen
,Geld zur Betreuung Von Kindern unter 3 Jahren Für Eltern, die ihre Kinder Zuhause Erziehen‘	<i>Betreuungsgeld</i>	<b>Befürworter des Geldes</b> <i>Betreuungsgeld</i> <i>Prämie</i> <i>Bonus</i> <i>Finanzieller Ausgleich</i>
	<i>Erziehungsbonus</i>	<i>Betreuungsbonus</i> <i>Erziehungsbonus</i> In kritischer Absicht: <i>Herd- prämie</i>
	<i>Herdprämie</i>	<b>Gegner des Geldes</b> <i>Herdprämie</i> <i>Falle für die Frauen</i> <i>Kita-Verhinderungsbonus</i> <i>Heimchen-am-Herd-Prämie</i> <i>Gluckengehalt</i> <i>Prämie fürs Daheimbleiben</i> <i>Schnapsgeld</i> <i>Prämie</i> <i>Anti-Bildungs-Prämie</i> <i>altes Familiengeld der Union</i> <i>Prämie</i> <i>Aufzuchtprämie</i> <i>Betreuungsgeld</i>
	<i>Schnapsgeld</i>	
	<i>Prämie</i>	
	<i>Finanzieller Ausgleich</i>	
	<i>Kita-Verhinderungs-bonus</i>	
	<i>Bonus</i>	
	<i>Prämie fürs Daheimbleiben</i>	
	<i>Betreuungsbonus</i>	
	<i>Heimchen-am-Herd-Prämie</i>	
	<i>Altes Familiengeld der Union</i>	
	<i>Gluckengehalt</i>	
	<i>Anti-Bildungs-Prämie</i>	

Tabelle 1: Nominationskonkurrenzen

Implizite Thematisierungen der Verwendungsweise von Nominationen können u.a. auch durch Distanzmarker wie Anführungszeichen oder durch das Adjektiv *sogenannt* realisiert werden. Anführungszeichen und das Adjektiv *sogenannt* enthalten Bewertungen, die auf eine kritische Distanz des Sprechers schließen lassen. Sie werden u.a. verwendet, um z.B. in der printmedialen Berichterstattung auf die Strittigkeit des Terminus bzw. des Sachverhalts hinzuweisen. Eva-

15 Zur Deontik einzelner Lexeme im öffentlich-politischen Kommunikationsbereich vgl. Hermanns (1989).

luationen des Sachverhalts finden zudem durch Kontextualisierungshandlungen statt. Sie stehen im Dienste der Realisierung von Handlungsstrategien.

Insbesondere die Selektionskriterien der Massenmedien wie Neuigkeitswert, Konfliktwert oder Prestigewert können als auf das Sprachmaterial wirkende Elemente ausgemacht werden. Mittels Sprache soll Aufmerksamkeit erregt werden, insofern aufmerksamkeitserregendes Wortmaterial im Diskurs hervorgebracht wird. Die Strategie des Neuigkeitswertes kommt insofern zur Geltung, als neue Ausdrücke für einen Sachverhalt hervorgebracht werden. Eng damit zusammen hängt der Konfliktwert der Nachricht. Durch die Emergenz neuer Nominationen wird der Sachverhalt umgedeutet oder negativ bewertet. Implizit werden dadurch auch Positionsgegner und nicht allein der Sachverhalt bewertet. Aus den semantischen Kämpfen (vgl. Felder 2006) kann auf bestimmte Handlungsstrategien geschlossen werden, die für den öffentlich-politischen Kommunikationsbereich zentral und nicht nur für den Betreuungsdiskurs charakteristisch sind.

### 5.3 Handlungsstrategien im Diskurs

Im Diskurs können verschiedene Akte als typische Handlungsstrategien ausgemacht werden, die für sprechergruppenspezifische Ziele eingesetzt werden. Die im Diskurs von den Akteuren zur Geltung gebrachten Handlungsstrategien sind – und das ist charakteristisch für den öffentlich-politischen Kommunikationsbereich – mehrfach adressiert (vgl. Kühn 1995; Girth 2002); sie adressieren einerseits ein disparates und heterogenes Publikum, andererseits aber auch den politischen Gegner. Dementsprechend sind die Handlungsstrategien immer auch polyfunktional. Als Hauptakteure können PolitikerInnen und Medienakteure ausgemacht werden, die im Hinblick auf den Sachverhalt und die dadurch betroffenen Gruppen/Personen Handlungen vornehmen, indem sie zur umstrittenen Sache oder über die Betroffenen mehr oder weniger wertend Stellung beziehen, die sich als Handlungsstrategien kategorisieren lassen.

Im Diskursausschnitt ließen sich u.a. Umdeutungsakte, Diskriminierungs- bzw. Diffamierungs- oder Stigmatisierungsakte, Aufwertungsakte, Distanzierungsakte und Dichotomisierungsakte feststellen.

#### a) Umdeutungsakte

Als Umdeutungsakte bzw. Umdeutungsstrategien können jene sprachlichen Handlungen beschrieben werden, die versuchen, den evaluativen, deontischen

oder deskriptiven Bedeutungsaspekt eines Ausdrucks zu verändern und in veränderter Form in die eigene Argumentation zu integrieren.

- (19) Wann ist endlich Schluss mit der anachronistischen Assoziation des Herdes mit dem Heimchen, der Küche mit der Glucke und des Haushalts mit der Beschränktheit? Es war der Künstler Joseph Beuys, der auf der documenta 1972 als erster die Forderung nach einem Hausfrauengehalt stellte, weil er die Hausarbeit als Teil der gesellschaftlichen Kreativität und Arbeit begriff, die die Gesellschaft auch entlohnen müsse. Und war es nicht in jüngster Zeit gerade die kulturkonservative Kritik am schlechten Essen der vermeintlichen Unterschichten, die dem Herd eine neue Wertschätzung verleihen müsste? Herdprämie klingt nach dem Gegenteil von Schnapsgeld - nach Fürsorge statt nach Verwahrlosung. Kinder sind fasziniert vom Herd wie Prometheus vom Feuer, und gute Erziehung beginnt auch mit dem Wert, den man dem guten Kochen beimisst. Wer bei der Erziehungsdebatte allerdings nur pisarelevante Qualifikationen im Kopf hat, für den ist der Herd natürlich etwas Irrelevantes. Der soll sich dann seine heiße Tasse aber auch unter dem Warmwasserhahn anmischen. Was an dem Ausdruck "Herdprämie" verdrießen kann, ist das Bakschischhafte des Begriffs, das gönnerhaft Trinkgeldartige, das darin von Seiten der Familienpolitik mitschwingt. Da erkaltet schnell die schöne Glut. (Berliner Zeitung, 16.1.2008)

#### b) Diskriminierungs-, Diffamierungs- und Stigmatisierungsakte

Sprachbeleg 8, 20 und 21 stellen Formen von Diskriminierungs-, Diffamierungs- und Stigmatisierungshandlungen dar. Diskriminiert/stigmatisiert/diffamiert wird hier nicht der politische Gegner, vielmehr kommt durch Medienakteure (Beleg 20) und durch politische Akteure (Belege 8, 21) eine Diskriminierung derjenigen Personen zur Geltung, die Teil des Medienpublikums sind und zur Gruppe der Betroffenen gehören: Es handelt sich um eine sprachliche Diskriminierung von Vätern und Müttern gleichermaßen. Implizit wird durch die Aussage *Herdprämie für Mütter* (Beleg 20) oder *Wahlfreiheit der Mütter* (Beleg 8) ein spezifisches Rollenbild der Frau als Hausfrau und vom Mann als Familienernährer zum Ausdruck gebracht. Beiden Geschlechtern werden dadurch spezifische Kompetenzen zugeschrieben und zugleich abgeschrieben. Hier greift etwas, was man als (nicht nur) sprachlichen Exklusionsmechanismus bezeichnen könnte: Der Mann wird von der sozialen Praxis des Kindererziehens exkludiert, während die Frau vom Berufsalltag ausgeschlossen bleibt. Sowohl Mann als auch Frau werden damit von sozialen Praktiken wie Kindererziehung oder Berufsalltag exkludiert. Dadurch wird sprachlich zugleich eine Wertung vollzogen. Diskriminiert wird mit dieser Sprachhandlung jedes Geschlecht, da die ‚Herdprämie‘ gesetzlich nicht einem bestimmten Geschlecht vorbehalten werden kann.

Andere Formen von Abwertungshandlungen innerhalb des Diskurses können als Diffamierungs- oder Stigmatisierungsakte beschrieben werden. Hierbei

wird der Positionsgegner selbst oder die Sichtweise des Positionsgegners negativ kontextualisiert, wie Sprachbelege 21 und Sprachbeleg 4 zu erkennen geben.

- (20) Die Chance, Reformen in einem günstigen konjunkturellen Umfeld mit einem starken Arbeitsmarkt umzusetzen, sollte nicht vertan werden“, mahnte OECD-Generalsekretär Angel Gurría bei der Vorstellung des „Wirtschaftsberichts Deutschland 2008“. Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung kritisierte insbesondere die Mindestlohnpläne der Regierung und die sogenannte Herdprämie für Mütter in der Kinderbetreuung. Dafür plädiert die Organisation von 30 Industrieländern dafür, das Ehegattensplitting zugunsten einer individuellen Besteuerung abzuschaffen. (Nürnberger Nachrichten, 10.4.2008)
- (21) Die Grünen werfen der CSU vor, mit ihren Forderungen nach einer „Herdprämie“ ein völlig angestaubtes Familienbild zu bedienen. Im Gegenzug hat die Fraktion ein eigenes Paket mit Anträgen zur Bildungs- und Familienpolitik geschnürt, die im Wahlkampf eine zentrale Rolle spielen wird. (Nürnberger Nachrichten, 18.8.2007)

Durch das Adjektivattribut *angestaubt* (Beleg 21) wird die Einstellung des Positionsgegners zum Sachverhalt negativ kontextualisiert. Diese sprachliche Strategie stellt für den öffentlich-politischen Kommunikationsbereich eine typische Strategie dar, die dazu dient von der je eigenen Position zu überzeugen bei gleichzeitiger Diffamierung der Gegnerposition bzw. der Stigmatisierung des politischen Gegners, hier durch die Attribution *angestaubt*, die negativ konnotierte Bedeutungsaspekte wie ‚veraltet, nicht aktuell‘ enthält. In Sprachbeleg 4 wird dem Positionsgegner unlauteres Vorgehen vorgeworfen, was durch die Formulierung *durch die Hintertür* zur Geltung kommt. Indirekt wird damit durch einen impliziten Aufwertungsakt die eigene Handlung positiv hervorgehoben, denn es wird damit ein Schlussprozess in Gang gesetzt, der das Familienbild der Grünen nicht als *angestaubt* konzeptualisiert.

### c) Dichotomisierungsakte

Die Eigenlogik der Medien verlangt bzw. präferiert klare Einteilungsmuster bzw. Einteilungskategorien. Diesem Verlangen entsprechen sprachliche Handlungen, die Dichotomien betonen oder hervorrufen und damit letztlich Auf- oder Abwertungshandlungen vollziehen. Häufig wird das Muster des *entweder oder* präferiert, wie Beleg 22 zu erkennen gibt.

- (22) Windeln wechseln oder Karriere machen? Herdprämie oder Gehalt kassieren? Während Politiker und so mancher Eltern-Stammtisch sich die Köpfe heiß reden, hat Dietmar Klein den Film zum Thema gemacht. „Mama arbeitet wieder“ ist am Freitag, 28. März, um 21 Uhr auf arte zu sehen. (Nürnberger Nachrichten, 25.3.08)

#### d) Distanzierungsakte

Auf Ebene der Medienakteure finden sich Distanzierungsstrategien, die durch Distanzmarker wie das Adjektiv *sogenannt* oder Anführungszeichen realisiert werden. (vgl. u. a. Belege 20, 1, 2, 4, 8 oder 13) Dadurch werden implizit Bewertungen gegenüber dem Sachverhalt vorgenommen, die Marker können aber auch als ein Hinweis auf die Umstrittenheit und Konflikthaftigkeit des Sachverhalts fungieren. Verwenden Diskursakteure der Politik Distanzmarker wie *sogenannt*, kann damit auch Kritik an der Verwendung von Ausdrücken oder am Sachverhalt selbst indiziert sein (vgl. Beleg 20).

#### e) Aufwertungsakte

Aufwertungsakte geschehen entweder explizit, indem der Sachverhalt/das eigene Verhalten/das Verhalten anderer/Werte etc. positiv hervorgehoben werden. Sie können aber auch implizit geschehen, indem Kritik an der gegnerischen Position geübt wird. Indirekt wird dadurch die eigene Position gestärkt und positiv bewertet, wie Beleg 18 zeigt. Es handelt sich um eine Aufwertung durch Zurückweisung der Kritik.

## 6 Fazit

Die Sprachbelege geben einen Einblick in die Diskurssituation, die geprägt ist von einer deutlichen Konflikthaftigkeit. Hinzu kommt, dass die Lexeme Knotenpunkte im medialen Dispositiv darstellen, so manifestiert sich in der Wahl der Lexeme der Konfliktwert der Nachrichten, was im Hinblick auf das Lexem *Herdprämie* auch durch zahlreiche Sprachthematisierungen im Diskurs deutlich wird. Die Sprachthematisierungen bringen den Konfliktwert des Sachverhalts zum Ausdruck. Herdprämie avanciert somit zu einem verdichteten Wissenssegment, das für parteipolitische Auseinandersetzungen, die mit divergenten Familienmodellen, Erziehungsvorstellungen, Rollenmustern, mit Gesetzen, institutionellen Einrichtungen in Verbindung stehen.

In den Sprachbelegen kommen Bezüge zu Materialisierungen, Subjektivationen, zu nicht-sprachlichen Faktoren zum Ausdruck. Folgende Übersicht gibt einen kleinen Überblick, zu welchen Faktoren sprachliches Handeln immer schon in Bezug gesetzt wird:

<i>Subjektivationen</i>	<i>Objektivationen</i>
<i>Eltern</i>	<i>Familienstruktur</i>
<i>Vater</i>	<i>Familienformen</i>
<i>Mutter</i>	<i>Erziehungsmodelle</i>
<i>Kind</i>	<i>Arbeitsteilung</i>
<i>Mensch</i>	<i>Öffentlichkeit als Raum</i>
<i>ErzieherInnen</i>	<i>Öffentliche Meinung</i>
<i>PolitikerInnen</i>	<i>Tageseinrichtungen</i>
	<i>Bildungssystem</i>
	<i>Politische Institutionen</i>
	<i>Politisches System</i>
	<i>Gesetze (Recht auf Kindergartenplatz für dreijährige Kinder, Mutterschutzgesetz)</i>
	<i>Geburtenrückgang</i>
	<i>Medien</i>

Tabelle 2: Sprachliche Bezüge zu Subjektivationen und Objektivationen

Die genannten Elemente sind allesamt miteinander vernetzt und generieren sozialen Sinn bzw. spezifische Wissenstypen. Die Handlungsstrategien verweisen sprachlich auf nicht-sprachliche/nicht-diskursive soziale Praktiken, die aber einer sprachlichen Vermittlung bedürfen. Diese Elemente kommen oberflächenstrukturell zum Vorschein, im Gesamtrahmen haben sie bestimmte Funktionen und generieren auf ihre je spezifische Art und Weise Sinn und Bedeutung. Mit der Verabschiedung des KiföG als Resultat der Diskursivierung der Problematik um die Kinderbetreuung<sup>16</sup> wird deutlich, dass sich der Diskurs in das Gesetz einge-

16 So schreiben die Westfälischen Nachrichten am 14.9.2011: „Dem Amt für Kinder, Jugendliche und Familien ist zum Kindergartenjahr 2011/2012 gelungen, die Versorgungsquote für die „U3-Kinder“ auf jetzt 31,3 Prozent zu erhöhen“, teilte die Stadt Münster am Mittwoch mit. Damit zeigen sich mit der Objektivation der Betreuungsdebatte durch ein Gesetz weitere soziale Praktiken, wie beispielsweise die höhere Quote der außerhäuslichen Kinderbetreuung. Und damit ändern sich auch Erziehungs- und Bildungsvorstellungen sowie Erziehungsmodelle, was aber der Sozialforschung als Untersuchungsgegenstand vorbehalten bleibt. Hier wäre aber zu überlegen, ob nicht Forschungsk Kooperationen zwischen Fachbereichen fruchtbar sein könnten. Deutlich sollte nur geworden sein, dass sprachliche Interaktionen Materialisierungen erfahren und so immer in Bezug zu Außersprachlichem stehen. Parallel dazu gab es in NRW eine Diskursverschränkung zwischen Kinderbetreuungsdiskurs und Bildungsdiskurs, aus dem das Kinderbildungsgesetz (KiBiz) hervorging, das wiederum Effekte hatte. Mit dem Inkraft-Treten des Gesetzes änderte sich der Personalschlüssel, damit die Gruppengröße und die Größe der Räumlichkeiten in Kindertageseinrichtungen. Ebenfalls zeitigte das Gesetz Auswirkungen auf die Höhe der Elternbeiträge. An diesen Beispielen sieht man sehr deutlich, welch

schrieben hat und sich weiter materialisieren wird, insofern aus dem Gesetz Änderungen in der Betreuungslandschaft von Kleinkindern folgen, die sich auch im Stadtbild, in der Architektur, in Erziehungsmodellen und Familienstrukturen etc. niederschlagen werden.

Mit dieser kleinen Pilotstudie liegt selbstverständlich keine vollständige Analyse von Dispositiven vor. Um dispositive Vernetzungsstrukturen komplett erfassen und deuten zu können, bedürfte es eines interdisziplinären Vorgehens. Zumindest konnte aber angedeutet werden, wie die unterschiedlichen und durchaus heterogenen Faktoren aufeinander Einfluss nehmen und welche zentrale Rolle Sprache dabei spielt. Zahlreiche weitere Fragestellungen ergeben sich aus dem Komplex. Profitabel wäre es beispielsweise – und dieser Schritt ließe sich relativ leicht in diskursanalytische Untersuchungen integrieren –, wenn auch die Bilder, die beispielsweise in den Wochen- und Tageszeitungen im Kontext dieses Diskurses abgedruckt wurden, mit in die Analysen einbezogen werden könnten. Hier würden sich sicherlich noch weitere Handlungsmuster, die den Diskurs auf Bildebene dominierten aufzeigen, womit eine weitere Bedeutungsebene erschlossen werden könnte (vgl. Meier 2008). Hier könnte gefragt werden, wie Familien bildlich dargestellt werden, wie Frauen und Männer dargestellt werden und in welchen Rollen sie sich jeweils befinden, welche Bezüge durch das Bildmaterial zu Institutionen etc. hergestellt werden und welche Argumentationslinien dadurch gestützt bzw. welche Argumentationsprozesse dadurch in Gang gesetzt werden.

## Literatur

### a) Quellen

Korpus aus ca. 800 Presstexte der Deutschen Tages- und Wochenpresse.<sup>17</sup>

Cosmas II online unter: <http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/>.

Energiesparverordnung EnEV online unter: <http://enev-online.de/>.

Kinderförderungsgesetz online unter: <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/gesetze,did=133282.html>.

Kinderbildungsgesetz (KiBiz) online unter <http://www.mfkjks.nrw.de/kinder-und-jugend/kibiz-aenderungsgesetz/kibiz.html>.

Zeit-Korpus: DWDS <http://www.dwds.de>.

---

wirklichkeitskonstruktives Potenzial Sprache hat und in welchem Relationsgefüge Sprache zu außersprachlichen Faktoren steht.

17 Eine Liste mit den bibliografischen Angaben der einzelnen Beiträge kann bei der Autorin angefordert werden.

## b) Forschungsliteratur

- Agamben, Giorgio (2008): Was ist ein Dispositiv?, Zürich/Berlin: diaphanes.
- Antos, Gerd/Pogner, Karl-Heinz (2003): Kultur- und domänengeprägtes Schreiben, in: Wierlacher, Alois/Bogner, Andrea (Hrsg.): Handbuch interkulturelle Germanistik, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 396–400.
- Auer, Peter (1986): Kontextualisierung, in: *Studium Linguistik* 19, 22–47.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (<sup>20</sup>2004): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner, Frankfurt a.M.: Campus.
- Blommaert, Jan (2005): *Discourse. A Critical Introduction*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Bonfadelli, Heinz/Imhof, Kurt/Blum, Roger/Jarren, Otfried (2008) (Hrsg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Reihe: Mediensymposium Luzern, Band 10). Online verfügbar unter: [http://sfx.metabib.ch/sfx\\_locater?sid=ALEPH:EBI01&genre=book&isbn=978-3-531-91126-7](http://sfx.metabib.ch/sfx_locater?sid=ALEPH:EBI01&genre=book&isbn=978-3-531-91126-7).
- Bubenhof, Noah (2009): Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse, Berlin/New York: de Gruyter.
- Bucher, Hans-Jürgen/Duckwitz, Amelie (2005): Medien und soziale Konflikte, in: Jäckel, Michael (Hrsg.): *Mediensoziologie. Grundfragen und Forschungsfelder*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 179–199.
- Bühler, Karl (1999): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz, Stuttgart: G. Fischer.
- Bühmann, Andrea/Schneider, Werner (2007): Mehr als nur diskursive Praxis? – Konzeptionelle Grundlagen und methodische Aspekte der Dispositivanalyse, in: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Volume 8, Nr. 2 Art. 28.
- Bühmann, Andrea/Schneider, Werner (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld: transcript.
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, Dietrich (1991): *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, Dietrich (2000a): Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens, in: *Sprache und Literatur* 86, 39–53.
- Busse, Dietrich (2001): Öffentliche Sprache und politischer Diskurs. Anmerkung zu einem prekären Gegenstand linguistischer Analyse, in: Diekmannshenke, Hajo/Meißner, Iris (Hrsg.): *Politische Kommunikation im historischen Wandel*, Tübingen: Stauffenburg, 31–55.
- Busse, Dietrich (2007): Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens, in: Warnke, Ingo (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, Berlin/New York: de Gruyter, 81–105.

- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen: Westdeutscher Verlag, 10–28.
- Domasch, Silke (2006): Zum sprachlichen Umgang mit Embryonen. Semantische Konkurrenzen innerhalb des biomedizinischen Diskurses zur Präimplantationsdiagnostik, in: Felder, Ekkehard (Hrsg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften, Berlin/New York: de Gruyter, 99–125.
- Felder, Ekkehard (2006) (Hrsg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften, Berlin/New York: de Gruyter, 13–46.
- Fix, Ulla (2005): Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität, in: Der Deutschunterricht 57, 13–23.
- Fix, Ulla (2006): Was heißt Texte kulturell verstehen? Ein- und Zuordnungsprobleme beim Verstehen von Texten als kulturellen Entitäten, in: Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich H. (Hrsg.): Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Jahrbuch 2005 des Instituts für deutsche Sprache, Berlin/New York: de Gruyter, 254–276.
- Foucault, Michel (1977): Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970, Frankfurt a.M. u.a.: Ullstein.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse – Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten, in: Warnke, Ingo (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände, Berlin/New York: de Gruyter, 27–52.
- Girnth, Heiko (2002): Sprache und Sprachverwendung in der Politik, Tübingen: Niemeyer.
- Günthner, Susanne (1992): Sprache und Geschlecht. Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation?, in: Linguistische Berichte 138: 123–142. (Nachgedruckt 1996 in: Hoffmann, Ludger (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader, Berlin/New York: de Gruyter, 235–260).
- Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (2012) (Hrsg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Günthner, Susanne/Knoblach, Hubert (1994): ‚Forms are the Food of Faith‘. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4, 693–723.
- Habermas, Jürgen (<sup>2</sup>1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habscheid, Stephan (2008): Kommunikation in Institutionen und Organisationen, in: Schwenk, Hans J./Olpińska, Magdalena (Hrsg.): Translatork in Forschung und Lehre. Beiträge der Jahrestagung und internationalen wissenschaftlichen Konferenz des Verbandes polnischer Germanisten (VGP) in Łódź/Bronisławów 2008, Warszawa: Wydawnictwo Euro- Edukacja, 141–154.

- Hermanns, Fritz (1989): Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: Klein, Josef (Hrsg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Humboldt, Wilhelm von (1963): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues [1827–1829], in: Flitner, Andreas/Giel, Klaus (Hrsg.): Schriften zur Sprachphilosophie. Werke in fünf Bänden, Bd. 3., Darmstadt/Stuttgart: Wissenschaftliche Buchgesellschaft/Cotta, 144–367
- Jäger, Siegfried (2006): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 83–114.
- Kamber, Esther/Ettinger, Patrik (2008): Strukturen und Wandel von Öffentlichkeit und ihre seismographische Funktion, in: Bonfadelli, Heinz/Imhof, Kurt/Blum, Roger/Jarren, Otfried (Hrsg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Reihe Mediensymposium Luzern, Band 10), S. 170–188.
- Kamber, Esther/Imhof, Kurt (2006): Qualitätsmedien sind Wissensvermittler, in: Blum, Roger/Bonfadelli, Heinz/Imhof, Kurt/Jarren, Otfried (Hrsg.): Krise der Leuchttürme öffentlicher Kommunikation. Vergangenheit und Zukunft der Qualitätsmedien, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 131–150.
- Keller, Reiner (2007): Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung von Diskursforschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung Vol. 8, 2, Art. 19.
- Keller, Reiner (2006): Wissenssoziologische Diskursanalyse, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 115–146.
- Klein, Josef (1989): Wortschatz, Wortkampf, Wortfelder in der Politik, in: Klein, Josef (Hrsg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung, Opladen: Westdeutscher Verlag, 3–50.
- Konerdig, Klaus-Peter (2009): Diskurslinguistik. Eine neue linguistische Teildisziplin, in: Ekkehard Felder (Hrsg.): „Sprache“. Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg: Springer, 155–177.
- Kühn, Peter (1995): Mehrfachadressierung. Untersuchungen zur adressatenspezifischen Polyvalenz sprachlichen Handelns, Tübingen: Niemeyer.
- Levy-Tödter, Magdalène/Meer, Dorothee (2009) (Hrsg.): Hochschulkommunikation in der Diskussion, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Linke, Angelika/Tanner, Jakob (2008): Zürich 1968. Die Stadt als Protestraum, in: Linke, Angelika/Scharloth, Joachim (Hrsg.): Der Zürcher Sommer 1968: Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn, Zürich: NZZ Libro, 11–22.

- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft, in: Smolka-Koerdt, Gisela/Spangenberg, Peter/Tillmann-Bartylla, Dagmar (Hrsg.): *Der Ursprung von Literatur*, München: Wilhelm Fink, 279–288.
- Luhmann, Niklas (1970): Öffentliche Meinung, in: *Politische Vierteljahresschrift* XI, 2–28.
- Luhmann, Niklas (1981): Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien, in: Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung. Band 3. Soziale System, Gesellschaft, Organisation*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 309–320.
- Luhmann, Niklas (1990): Gesellschaftliche Komplexität und öffentliche Meinung, in: Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung. Band 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 170–182.
- Marxhausen, Christiane (2010): *Identität – Repräsentation – Diskurs. Eine handlungsorientierte linguistische Diskursanalyse zur Erfassung raumbezogener Identitätsangebote*, Stuttgart: Steiner Verlag.
- Meier, Stefan (2008): Von der Sichtbarkeit im Diskurs – Zur Methode diskursanalytischer Untersuchung multimodaler Kommunikation, in: Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault – Methoden*, Berlin/New York: de Gruyter, 263–286.
- Neidhardt, Friedhelm (1994): Einleitung: Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen, in: *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Sonderheft 34 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 7–41.
- Radeiski, Bettina (2011): *Seuchen, Ängste und Diskurse. Massenkommunikation als diskursives Rollenspiel*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Reckwitz, Andreas (2004): Die Kontingenzperspektive der ‚Kultur‘. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm, in: Jaeger, Friedrich/Rüsen, Jörn (Hrsg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band III: Themen und Tendenzen*, Stuttgart/Weimar: Metzler, 1–20.
- Roth, Kersten Sven (2008): Interpersonale Diskursrealisationen. Überlegungen zu ihrer Integration in die diskurssemantische Forschung, in: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, Berlin/New York, de Gruyter, 323–358.
- Sandig, Barbara (2000): Text als prototypisches Konzept, in: Mangasser-Wahl, Martina (Hrsg.): *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven*, Tübingen: Stauffenburg, 93–112.
- Scharloth, Joachim (2011): *1968. Eine Kommunikationsgeschichte*, München: Wilhelm Fink.
- Schiewe, Jürgen (2004): *Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland*, Paderborn u.a.: Schöningh.
- Schneider, Werner/Hirsland, Andreas (2005): Macht – Wissen – gesellschaftliche Praxis. Dispositivanalyse und Wissenssoziologie, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*, Konstanz: UVK.

- Schröter, Melani/Carius, Björn (2008): Vom politischen Gebrauch der Sprache: Wort, Text, Diskurs. Eine Einführung, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Spieß, Constanze (2008): Linguistische Diskursanalyse als Mehrebenenanalyse. Ein Vorschlag zur mehrdimensionalen Beschreibung von Diskursen aus forschungspraktischer Perspektive, in: Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, Berlin/New York: de Gruyter.
- Spieß, Constanze (2011): Diskurshandlungen. Theorie und Methode der Diskurslinguistik am Beispiel der Bioethikdebatte, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption, Berlin/New York: de Gruyter.
- Spranz-Fogasy, Thomas/Lindtner, Heide (2009): Fragen und Verstehen. Wissenskonstitution im Gespräch zwischen Arzt und Patient, in: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hrsg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes „Sprache und Wissen“, Berlin/New York: de Gruyter, 141–170.
- Vološinov, Valentin N. (1975): Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft. Herausgegeben und eingeleitet von Samuel M. Weber, Frankfurt a.M. u.a.: Ullstein.
- Warnke, Ingo (2007) (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände, Berlin/New York: de Gruyter.
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (2008) (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, Berlin/New York: de Gruyter.
- Wengeler, Martin (2007): Topos und Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten, in: Warnke, Ingo (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände, Berlin/New York: de Gruyter, 165–186.
- Wittgenstein, Ludwig. (1984): Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe, Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ziem, Alexander (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz, Berlin/New York: de Gruyter.

# Zur diskurslinguistischen Analyse von Herrschaft und Widerstand durch Medialität und Materialität

*Philipp Dreesen*

## 1 Einleitung

Wer sich für den diskursanalytischen Zugang zu einem Gegenstand entschieden hat und erst recht, wer sich zur Theorie des Diskurses äußert, kommt nicht umhin, sich zu vor allem zwei Gegenständen zu verhalten. Diese Gegenstände sowie das Verhalten zu ihnen haben sich in der Diskurslinguistik mit der Zeit herausgebildet und konstituieren und strukturieren seither diese Teildisziplin. Stark vereinfacht könnte man sagen, dass es sich bei den Gegenständen um das Verständnis von ‚Diskurs‘ und ‚Analyse‘ und deren Beziehung zueinander handelt. War insbesondere in den 80er und 90er Jahren die Frage des Foucaultschen Diskursbegriffs in Abgrenzung zu anderen Diskursbegriffen (v.a. der Gesprächsanalyse und der Theorie Habermas‘) dominant, so rückt sukzessive – teilweise auch parallel – die Auseinandersetzung mit Prämissen und Erklärungsansprüchen der Analyse ins Zentrum. An der Frage der Möglichkeit und Erforderlichkeit der Analyse von Macht entbrannte die Kontroverse zwischen einer sich eher deskriptiv und einer sich (eher) kritisch verstehenden Diskursanalyse (vgl. dazu zuletzt Wengeler 2011). Mit dem Aufgreifen des Foucaultschen Dispositivbegriffs (vgl. bsd. Bühmann/Schneider 2008; Jäger 2006; Keller 2006: 36-37) rückt nun womöglich unter dem Wandel der Kontroverse um Machtanalysen die Definition des ‚Diskurses‘ wieder stärker in den Fokus, diesmal in der Abgrenzung zum ‚Dispositiv‘.

Im Beitrag wird die Frage diskutiert, welches Erkenntnis- und Erklärungspotenzial für die Diskurslinguistik in einer möglichen Erweiterung vom Diskurs zur Dispositivanalyse liegen könnte, wenn die Struktur und die Effekte von Macht erklärend berücksichtigt bzw. erklärt werden sollen. Die Diskussion über eine mögliche erkenntnisfördernde Anwendung des Dispositivkonzepts wird im Folgenden aus der Verbindung von empirischer Forschung und Theorie und damit bewusst exemplarisch beantwortet. Den Untersuchungsgegenstand bilden semiotisch-kommunikative Ereignisse (Handlungen, Verweigerungen) auf den Straßen der DDR, die mittels Sprache bzw. zum Teil gerade durch Verweigerung von geforderter gesprochener und geschriebener Sprache Aussagen erzeugen, die

die Funktion WIDERSTAND LEISTEN besitzen. Den hier exemplarisch untersuchten Widerstandsaussagen ist gemein, dass sie auf den ersten Blick kaum eindeutig ihr Anliegen formulieren, jedoch auf den zweiten Blick besondere Merkmale aufweisen, die eine spezifische widerständige Funktion offenbaren. Hierunter sind vornehmlich sprachliche Zeichen auf Häuserwänden, Kleidungsstücken und Plakaten im konkreten Gebrauch auf der Straße zu verstehen. Die Feststellung der widerständigen Funktion in den Aussagen ergibt sich aus den einzelnen Beschreibungen im vielstimmigen Aufarbeitungsdiskurs, bestehend aus wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Texten zur DDR-Gesichte. In dieser Narration werden Widerstandshandlungen gesammelt, tradiert und Kriterien für deren Bewertung ausgehandelt bzw. durchgesetzt. Die Studie untersucht nicht allein die Wissensordnung (im Foucaultschen Sinne) der DDR in Bezug auf Sagbares, sondern auch die Praxis des herrschenden Diskurses in der Öffentlichkeit, die sich in der gegenseitigen Grenzziehung zwischen Herrschaft und Widerstand zeigt. Dabei wird trotz offensichtlicher Bezüge zur Verschränkung von sprachlichen und nicht-sprachlichen Elementen zu Machtstrukturen der Schwerpunkt eindeutig auf die Analyse sprachlicher Elemente gelegt, erstens, da die machtvolle Praxis des Diskurses auch ohne Dispositivbegriff beschrieben werden kann (vgl. z.B. Foucault 1969, 1972), und zweitens, weil an die sprachwissenschaftlich motivierte Analyse des Widerstands die diskurslinguistischen Ansätze (vgl. v.a. Warnke/Spitzmüller 2008; Fix 2008a) fruchtbar angewandt werden können. Die für die Dispositivanalyse im Vordergrund stehende Analyse von Machtstrukturen wird diskutiert, indem in Kapitel (2) zunächst das foucaultsche Verständnis von Aussage, Macht, Herrschaft und Widerstand dargestellt wird. Gründe für den Verzicht auf den Dispositivbegriff verdichten sich in der These, dass für die Linguistik das Dispositiv eine quantitative Erweiterung hinsichtlich der vor allem zeitlichen Veränderung der Produktionsfaktoren von Ordnungen darstellt, hingegen qualitativ kaum eine theoretische Bereicherung hinsichtlich der Beschreibung von Funktion und Beschaffenheit von Sprache bietet. Angemerkt werden sollen ferner insbesondere im Zuge der Diskussion um Erklärungsstärken einige theoretische Bedenken, die bei der Verschiebung vom Diskurs zum Dispositiv zu beachten sein sollten. Damit soll weder gesagt werden, dass eine Dispositiv-gestützte Analyse nicht durchführbar ist, noch die theoretisch-methodischen Überlegungen dazu nicht weiterführend sein können.

In der Diskursanalyse bildet die ‚Medialität‘ der Aussage zumeist in Form der gebräuchlichen ‚Medien‘ eines thematischen Teildiskurses den Ausgangspunkt der Analyse. Dahinter steht die überwiegend forschungspraktischen Gründen geschuldete Beschränkung auf Massenmedien, genauer auf Printmedien und noch genauer auf die sog. Leitmedien. Auf der Grundlage von Recherchen in Massenmedien wird das Korpus erstellt, das den Untersuchungsgegenstand bil-

det. Gleichwohl wird die Verkürzung der Diskursanalyse auf die Untersuchung von massenmedialen Leitmedien ihrem Potenzial nicht gerecht. Im Beitrag werden ergänzend zur Analyse massenmedialer Diskurse die für die linguistische Diskursanalyse relevanten spezifischen Funktionen der Medialität und der Materialität in Verbindung mit weiteren Modalitäten der Äußerung aufgezeigt (3). Zur Veranschaulichung werden erneut Beispiele des oben skizzierten Forschungsprojekts herangezogen. Eine Auswahl an widerständigen Aussagen zeigt, wie die Praktiken des herrschenden Diskurses mittels Materialität bzw. Medialität umgangen und subtil die diskursiven Grenzen durch sprachliche Aktionen sichtbar gemacht wurden. Ein kurzes Fazit schließt den Beitrag (4).

## 2 Ist das Dispositiv ein sprachwissenschaftliches Objekt?

In Anlehnung an den für die Sprachwissenschaft richtungsweisenden Aufsatz von Busse/Teubert (1994) *Ist der Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt?* wird an dieser Stelle die relevant werdende Frage gestellt, ob das Dispositiv als empirischer oder theoretischer Gegenstand einen Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft darstellen kann bzw. sollte. Mit anderen Worten ist zu ermitteln, ob das Dispositiv soweit sprachlich ist, dass es in den Interessenbereich der Linguistik fällt, bzw. ob es theoretisch neue Möglichkeiten zum Verständnis von Sprache eröffnet. Insofern wird das Konzept des Dispositivs an dieser Stelle vornehmlich vom Standpunkt der ‚Diskurslinguistik nach Foucault‘ (vgl. bsd. Warnke 2007; Warnke/Spitzmüller 2008; Spitzmüller/Warnke 2011) aus betrachtet.

Die Erweiterung der Analyse der diskursiven Ordnungen um heterogene nicht-diskursive Elemente erscheint zunächst ein verbreiteter Prozess erfolgreicher wissenschaftlicher Theorien bzw. Methoden zu sein: Die Expansion eines Erklärungsansatzes überzeugt gerade immer dann, wenn er bisher erfolgreich angewendet wurde. Indes stellt sich die Frage, ob das Konzept des Dispositivs nicht möglicherweise die Stärke des Diskursansatzes gefährdet. Abzugrenzen ist in einem ersten Schritt der in der Sprachwissenschaft zwar aus guten Gründen nicht allzu starre, aber gleichwohl (gerade deswegen) ertragreiche Diskursbegriff vom Dispositivbegriff; die Abgrenzung erfolgt indes nicht umfassend, sondern konzentriert sich auf ausgewählte Merkmale, z.B. mögliche diskursive Formen der Macht. In einem zweiten Punkt wird die Fokussierung auf die Macht selbst diskutiert.

## 2.1 Zur Unterscheidung von Diskurs und Dispositiv

Minimaldefinitionen des Diskurses nach Foucault (1969), die differenten Erkenntnisinteressen und Schwerpunktsetzungen Raum lassen, können mittlerweile für die linguistische Diskursanalyse bzw. Diskurslinguistik formuliert werden, z.B.: *Der Diskurs ist eine Ordnung/Struktur von Aussagen, deren Aussagen die spezifische Ordnung/Struktur aufrechterhalten. Diskurse strukturieren die Gesellschaften als Wissensordnung und als machtvolle Praxis, indem sie im Allgemeinen die Bedingungen für Aussagen sowie im Besonderen die Gegenstände und die Subjekte (re)produzieren.* Ferner kann ausgehend von erfolgten empirischen Analysen von einer gemeinsamen Schnittmenge der Diskursdefinition ausgegangen werden. Wie alle wissenschaftlichen Definitionen (und gerade der Diskursbegriff, vgl. Schrage 1999: 67) sind sie nicht als abgeschlossen oder gar ausschließend zu verstehen, sondern werden sich theoretischen und empirischen Erkenntnissen anpassen. Eine derartige Definition des Dispositivs steht bislang noch aus, was vermutlich auch erstens an den vagen Ausführung Foucaults (1978: 119-132) sowie an dessen lediglich exemplarischen bis angedeuteten Studien (bsd. 1976a) liegt. Zweitens liegt wohl ein Grund im umfassenden Anspruch und der damit verbundenen Komplexität des Begriffs selbst. Festzustellen bleibt, dass sich der Dispositiv-Begriff (bspw. als Analysebegriff vgl. Felder 2006: 18) bislang theoretisch und empirisch nicht in dem Maße durchgesetzt hat, wie es beispielsweise der Text- oder Diskursbegriff getan hat.

Geht man in einer ersten Feststellung davon aus, dass das Dispositiv wesentlich stärker als der Diskurs das Diskursive mit dem Nicht-Diskursiven verbindet (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 47-51, 55), so ergeben sich hieraus unmittelbar zwei Fragen: Ist diese Unterscheidung für die Sprachwissenschaft relevant und falls ja, in welcher Art? Die zweite Frage lautet, ob nicht die Verbindung von Diskursiven und Nicht-Diskursiven eher eine Verbindung von Nicht-Diskursiven und Diskursiven ist, also Ausgangspunkt und Perspektive das Verhältnis umkehren (dazu unten mehr). Die nicht trennscharfe Differenzierung zwischen diskursiv/nicht-diskursiv, zwischen sprachlich/nicht-sprachlich und zwischen Zeichen/Leerstelle, d.h. zwischen Gesagtem/Nicht-Gesagtem bzw. Ungesagtem (Foucault 1969: 39) eröffnet der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem Gegenstand die Möglichkeit der breitestmöglichen Annäherung. Foucault selbst hat bereits früh deutlich gemacht, dass die von ihm anvisierte Analyse des Diskurses geradezu das die Linguistik ersetzende Programm darstellt. In mindestens zweifacher Hinsicht unterscheidet sich seine Beschäftigung mit der Struktur von Aussagen von der Linguistik. Erstens: Foucault verortet den Diskurs zwischen den Wörtern und den Dingen (Foucault 1966: 22-23, 1969: 73-74) und behauptet ferner, dass das Subjekt (1966, 1969: 139) und die

Repräsentation des Zeichens (1966: 372-379) in der Ordnung des Diskurses eine (weitere) Funktion haben, zu deren Ergründung dem Gesagten das „Halbschweigen“ das gleiche berechtigte Interesse entgegenzubringen ist (1969: 39). Foucaults Schriften kehren sich insofern vom *linguistic turn* ab, als sie von der Philosophie der Semantik zur Performanz bzw. zur Praxis wechseln. Für Foucault sind die Wörter Zeichen, die Dinge vorgeben zu repräsentieren, tatsächlich jedoch sich erst im Moment des Erscheinens in einem bestimmten Diskursgeflecht konstituieren.

Zweitens: Foucault hat auf die unterschiedlichen Forschungsinteressen zwischen der Linguistik und der Beschreibung der diskursiven Ereignisse ausdrücklich hingewiesen (vgl. 1969: 41-42, 74); man mag zurecht darauf verweisen, dass Foucault ein verengtes (vgl. Busse 1987: 242-248) oder veraltetes Bild der Linguistik zeichnet, wenn er den Strukturalismus als einzige Quelle des linguistischen Interesses ins Feld führt (vgl. u.a. Foucault 1969: 42, 156) und die Sprechakttheorie in das Feld der Logik verweist (122). Dietrich Busse kritisiert Foucaults „reduzierten“ Sprachbegriff, der die Dimension sprachlichen Handelns nicht kennt (vgl. 1987: 225, 242-248). Dies ist zwar zu stark formuliert, nennt Foucault das Zusammenspiel von Aussagen und Diskurs doch schließlich „diskursive Praktiken“, also in Übernahme der Vorstellung, dass Sprachverwendung als Handlungsvollzug ein Mehr erzeugt. Noch deutlicher spricht Foucault der Sprache einen Handlungswert zu, wenn er schreibt, dass „Sprechen etwas tun heißt“ (1969: 298; vgl. dazu Spieß 2011: 96-99). Dennoch: Obwohl sich diese Annahme mit der linguistischen Pragmatik deckt, bleibt die pragmatische Dimension des Sprechens und Schreibens bei Foucault wegen der Betonung der Struktur gegenüber der (nicht-intentionalen, strategischen) Handlung relativ blutleer.<sup>1</sup> Die Festlegung der Sprachverwendung als nicht-intentionale Praxis (vgl. Foucault 1966: 15, 1969: 134-139, 1972) oder als eher intentionale Praxis dürfte sich indes aus dem jeweiligen konkreten Untersuchungsgegenstand bzw. Erkenntnisinteresse ergeben. Ebenfalls nicht unbedingt neu ist es für die (pragmatische) Sprachwissenschaft, dass die Verbindung von unterschiedlichen Ebenen des Diskurses (Äußerungsmodalität, Subjekt, Medium, Ort) in der Analyse der parole stets mitberücksichtigt werden muss. Die Dispositiv-Idee, linguistisch verstanden vor allem als hochverdichtete Verschränkung mehrerer Dimensionen eines Zeichens im Gebrauch, hat die moderne Sprachwissenschaft in Teilen bereits im Blick, vor allem in der Pragmatik (vgl. Levinson 1983), in der Stilistik und Textlinguistik (vgl. van Dijk 1980; Sandig 1986, 2006) und in der Diskurslinguistik (vgl. Kress/van Leeuwen 1998, 2001). Es ist insofern auch nicht verwunderlich, dass die Differenzierung zwischen diskursiv und nicht-diskursiv in

---

1 Vgl. zum eher handlungsbetonten Dispositivkonzept Jäger (2006: 108).

der Sprachwissenschaft diskutiert wird, nicht aber für Foucault zentral ist, der sie deswegen ignorieren kann, „alldieweil mein [Foucaults – Ph.D.] Problem kein linguistisches ist“ (1978: 125). In der Diskurslinguistik, so ist anzumerken, ist es auch kein Problem. Denn wenn Foucault feststellt, dass die Aussage eines Diskurses an der „Schwelle der Existenz der Zeichen“ (1969: 123) eintritt, dann bedeutet dieser Positivismus für die Semiotik, Sprach- und Kommunikationswissenschaft, dass die Analyse der Zeichenträger, der paraverbalen und nonverbalen Merkmale sowie des situativen Kontextes einer Analyse der Aussage im Diskurs nicht entgegenstehen. Gegenteilig plädiert der foucaultsche Positivismus für die umfassende Analyse von Medium, Materialität, Ort, Datum, Subjekt und weiteren Modalitäten dessen, was eine Äußerung zur Aussage werden lässt und wodurch eine Ordnung nachweisbar wird (vgl. ähnlich Waldenfels 1991: 291). Und gerade die Definition der Aussage über ihre diskursive Funktion (vgl. Foucault 1969: 126-127) lässt diese Möglichkeit zur Stärke des archäologischen Ansatzes werden.<sup>2</sup>

## 2.2 Macht

Die je nach Erkenntnisinteresse stark oder weniger stark fokussierte Macht in der Analyse des Diskurses verlagert sich mit dem Konzept des Dispositivs zur vornehmlich an Machtstrukturen interessierten Analyse. Die kleinste Einheit des Diskurses ist die Aussage. In diesem Punkt analog zur strukturalistischen Vorstellung de Saussures, der den Wert eines sprachlichen Zeichens in struktureller Beziehung zu anderen sprachlichen Zeichen in der langue definiert (vgl. de Saussure: Zweiter Teil, Kapitel IV §§1-4), vertritt Foucault die Vorstellung, dass die Funktion einer Aussage von der Stellung zu anderen Aussagen abhängt, d.h. von der diskursiven Ordnung (vgl. 1969: 115-127). Die dahinterstehende post- oder besser neostrukturalistische Vorstellung bringt Foucault in der erkenntnisleitenden Frage der Archäologie zum Ausdruck, wie es kommt, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle (1969: 42, 159). Die Analyse der Produktionsbedingungen für Äußerungen bzw. Aussagen geschieht dabei tastend (vgl. 1969: 95), indem in der Anwendung der diskursanalytischen Methode sukzessive die Theorie vom Diskurs hervorgebracht wird (vgl. Bublitz 1999: 29-30): Es ist weniger die Theorie von der diskursiven Praktik, sondern vielmehr die Methode, die diese Theorie erstellt und zu beweisen versucht (vgl. Foucault 1969: 40); allein die tatsächlich erfolgte positivistische Un-

---

2 Wenngleich Busse (1987: 227) früh zu Recht darauf verweist, dass sich der vage Begriff der Aussage vor einer exakten Definition windet.

tersuchung führt zur Theorie vom regelhaften Diskurs, der durch zuvor undenk- bare Praktiken bestimmt ist. Die vorläufige und jeweils spezifische Analyse des Diskurses bei Foucault (vgl. Seier 1999: 76) bleibt demnach notwendigerweise zunächst vage. Die allmähliche Herausbildung des Gegenstands beim Analysieren kommt auch bei der früh formulierten vorgehend-schützenden Feststellung Busse/Teuberts zum Ausdruck: „Diskursanalyse bedarf daher immer eines Kredits auf noch zu Leistendes“ (1994: 17).

Wenn auch nicht unbedingt ins Gegenteil verkehrt, so doch stark anders gewichtet geht die Dispositivanalyse vor. Ausgangspunkt ist die Vorstellung von ‚Macht‘ als Strategie bzw. präziser die Fokussierung der Herrschaft unter dem Aspekt ihrer Strategie. Mit der Prämisse des Dispositivs handelt sich Foucault zum Teil den Vorwurf ein, den er in seinen früheren Arbeiten gegenüber den (Human)Wissenschaften erhoben und den zu überwinden er versucht hat. Die Kritik beispielsweise an der anthropologischen Wissenschaft (vgl. 1969: 28), der interpretierenden Ideengeschichte (vgl. 193-200) und dem Strukturalismus wie der handlungstheoretischen Analyse (vgl. 25-30, 1966: 9-16) bleibt davon unberührt. Hingegen wird die Überwindung der teleologischen Geschichtsvorstellung, der Überwindung der *List der Vernunft*, also der Geschichtsphilosophie Hegels und Marx‘ (vgl. Foucault 1969: 33-34, 1976b: 46, 1972: 45), problematisch. Bedeutet die Entlarvung der historischen Kontinuität, der Totalität der Erklärungen und die Neubewertung des Subjekts in der Geschichte (vgl. Brieler 1998) das Austreiben eines Weltgeistes, so bekommt die Theorie der Verschränkung von nicht-diskursiven und diskursiven Elementen zu einem Netz der Gesamtstrategie der Macht wieder etwas Metaphysisches. Es handelt sich nicht länger um die Theorie von Produktionsbedingungen der Aussagen, die untereinander die diskursive Struktur bilden, sondern um die Überprüfung der Annahme einer „das Netz“ (Foucault 1978: 120) spannenden Verbindung von Elementen. Die Dispositivanalyse stellt u.a. die Fragen (vgl. auch Bührmann/Schneider 2008: 52-55): Wie entwickelt sich Macht strategisch? Und wie umfassend ist das Netz, das die Macht aus strategischen Gründen gespannt hat? Damit wird weniger die Ordnung (Diskurs) und deren nachzuweisende Macht in regelhaften Aussagen zum Erkenntnisziel denn die Interpretation der Vernetzung. Von der sich entwickelnden Vorstellung vom Diskurs als Wissens- und Machtordnung, dessen *spezifische Existenz* jedes Mal positivistisch nachzuweisen ist, weshalb der Diskurs pointiert ausgedrückt die Funktion des ‚Platzhalters‘ (Schrage 1999: 67) in der Analyse innehat, hat die Theorie des Dispositivs sich entfernt. Foucaults Positivismus untersucht gerade nicht die Bedingungen der Möglichkeit, sondern die Bedingungen, die zur Unmöglichkeit des Undenkbaren und des Nicht-Sagbaren führen: Er untersucht das tatsächliche Erscheinen bzw. Nicht-Erscheinen der Aussagen, um ihre spezifische Regelhaftigkeit zu erkennen. Die umfassende und

zugleich enge Perspektivierung von Diskursivem und Nicht-Diskursivem auf ihre Vernetzung zu einem Dispositiv könnte die anfängliche Erkenntnisleistung der Diskursanalyse schwächen.

Dass die sprachwissenschaftlich interessierte Analyse der Verbindung von diskursiven Ordnungen mit beispielsweise urbaner Infrastruktur und Gesetzeslage zum Zweck der Erklärung der Wirkweise und Fortentwicklung von Macht auch ohne das Dispositivkonzept hinreichend durchgeführt werden kann, soll der folgende Teil aus der Forschungspraxis zeigen: Der Raum Straße wird im weiteren Verlauf dieses Beitrags aus drei Gründen nicht als *Dispositiv* bezeichnet. Erstens stellt sich die Frage, was mit dem Begriff des Dispositivs für das sprachwissenschaftliche Forschungsinteresse gewonnen werden kann, was nicht bereits im komplexen Gefüge des Diskurses angelegt (Materialität, Ort etc.) und in jedem Fall für das jeweilige Forschungsprojekt zu operationalisieren ist (siehe 2.1 oben). Das Dispositiv ist für Foucault die verdichtete Zusammenwirkung von Machtstrategien in heterogener Gestalt. Seine Vorstellung vom Dispositiv meint bekanntlich ein „entschieden heterogenes Ensemble“ (bestehend aus Institutionen, architekturelle Einrichtungen, Gesetzen, administrative Maßnahmen etc., vgl. Foucault 1978: 119). Überzeugend wird die Dispositivanalyse, wenn im Sinne der Genealogie analysiert wird, also mit Blick auf den zeitlichen Verlauf eine spezifische Entwicklung der Macht nachgezeichnet werden kann. Damit zum zweiten Grund der Ablehnung des Dispositivbegriffs: Im Gegensatz zu der für das Dispositiv eigentümlichen genealogischen Entwicklung in Architektur und Stadtplanung (vgl. bsd. Foucault 1975 auch 1976a) ist eine grundlegende Veränderung der Straße in der SBZ bzw. DDR von 1945 bis 1990 nicht erkennbar. Es wurden – betrachtet man unter kommunikativen Gesichtspunkten die Rationalität des Regierens – für die Disziplinierung der Subjekte keine gravierenden Veränderungen in der Anordnung der Straßenführung oder Infrastruktur vorgenommen.<sup>3</sup> Der Straßenraum der DDR weist strukturell kaum Unterschiede zum westdeutschen Straßenraum auf. Die Straße ist ein öffentlicher Raum, der sich unter anderem dadurch auszeichnet, dass er aufgrund seiner Funktion als Bewegungsfläche niemals vollständig kontrolliert und geordnet sein kann sowie den einzigen Raum der Begegnung von Menschen unterschiedlichen Alters, Schichten, Lebensentwürfe etc. darstellt. Der Raum ‚Straße‘ in der DDR hebt sich von diesen allgemeinen Eigenschaften lediglich in zwei sich bedingenden Punkten ab: Das Geschehen auf der Straße war erstens unmittelbarer nach der politisch-ideologischen Ordnung ausgerichtet (Straße als Repräsentationsfläche des Staates, z.B. Propaganda, Feste, ABV) und zweitens war die Straße weitaus weniger Fläche der öffentlichen gesellschaftlichen Kommunikation und der Ver-

---

3 Damit sind nicht die herausgebildeten Normen in der Kommunikation auf der Straße gemeint.

sammlung bzw. Ansprache an den Staat (Meinungsartikulation) als in liberaldemokratischen Staaten seit Mitte des 20. Jahrhunderts.<sup>4</sup> Diese Punkte stehen insofern im Zusammenhang, weil der Raum ‚Straße‘ zwar ideologische Repräsentationsfläche sein sollte, er zugleich aber als Verkehrsfläche notwendigerweise in Teilen ungeordnet bleiben musste; dies machte ihn angreifbar für die spontane Un-Ordnung des Raumes durch kommunikativ-semiotische Abweichungen politischen Inhalts (z.B. Demonstrationen, Verweigerungen von geforderter Kommunikation etc.). Aufgrund der fehlenden unabhängigen Massenmedien war die Aussage auf der Straße auch stets ein Mittel zum Erreichen von (antizipierten) Adressaten. Trotz der aus praktischen Gründen oder aus Gründen der ‚Ökonomie der Macht‘ gewährten Freizügigkeiten in ausgewählten Bereichen sind die Versuche, die Sphäre der Straße präventiv stark zu kontrollieren, unübersehbar. Angesichts der möglicherweise großen Öffentlichkeit, die ein das System kritisierender Vorfall auf der Straße erfährt und auch der Schwierigkeit, wie Vertreter der Staatsgewalt auf solche Fälle souverän, entschlossen und angemessen zugleich regieren sollen, treffen Widerstandsaussagen den Staat an einer besonders sensiblen Stelle. Es ist daher zu vermuten, dass gerade die Öffentlichkeit der Straße über eine engmaschige Regeldichte verfügte. Im Moment der sprachlichen Äußerung wirkt die Aussage praktisch widerständig, indem sie durch eine spontane Neu-Ordnung des Wissens mit der Ordnung des herrschenden Diskurses bricht. Ähnlich wie Ulla Fix wird deshalb hier von einem stark ritualisierten öffentlichen Sprachgebrauch mit hoher Regelungsdichte ausgegangen, d.h. von einer recht homogenen diskursiven Ordnung. Abweichungen sind insofern stets auf die herrschenden Regeln bezogen zu analysieren (vgl. Fix 2008a: 388). Der spezifische Nachweis der Regeldichte kann unter genealogischen Aspekten durchgeführt werden, jedoch im Endeffekt eher Ergebnis denn Ausgangspunkt einer Analyse sein.

Eng verbunden damit ist der dritte Grund: Wie kann eine Strategie, d.h. eine gerichtete Macht aufgezeigt, d.h. linguistisch analysiert werden? Vorbedingung für die Beantwortung dieser Frage ist der zugrundeliegende Machtbegriff. Foucault (bsd. 1976a, 1978) knüpft an Machiavellis relationalen Charakter der Macht und Nietzsches agonales und dynamisches Machtverständnis an (vgl. dazu grundlegend Klass 2008: 152-156). Die Stärke der Diskursanalyse liegt in der Beschreibung und Analyse von Ordnungen der eigentümlichen Verbindung von Wissen und Macht. Foucault bricht mit den Fragen nach legitimer Herrschaft des Modells ‚Juridischer Macht‘ und geht von der Omnipräsenz von Machtstrukturen aus. Macht ist vielschichtig, und sie ist nicht nur unterdrückend: „Wenn sie [die Macht – Ph.D.] nur repressiv wäre, wenn sie niemals etwas ande-

---

4 Dagegen waren und sind in der BRD Flächen der Straßenzüge vornehmlich der Werbung vorenthalten.

res tun würde als nein zu sagen, ja glauben Sie dann wirklich, daß man ihr gehorchen würde?“ (Foucault 1978: 35). Macht ist ein „produktives Netz“, das sich ökonomisch so entwickelt, dass es wenig Kosten verursacht und gleichzeitig „geringe Möglichkeiten [bietet], zu entkommen und Widerstand zu leisten“ (35). Foucaults Ausführungen zur Macht kulminieren in seiner viel zitierten Feststellung: „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht.“ (1976a: 96) Weil Macht aber anders als Kraft stets etwas braucht gegen das sie kämpfen kann, und zwar gegen etwas, das der Macht ähnlich, aber nicht gleich sein kann, so Tobias N. Klass, kann die von Foucault gemeinte Macht nur als spezifische Macht im Sinne von Herrschaft verstanden werden, in deren eingeräumten Spielräumen sich die anderen spezifischen Arten von Macht (hier: der Widerstand) formieren (vgl. Klass 2008: 157-166). Widerstand reagiert, ist aber ebenso agonal wie Herrschaft.

Foucault interessiert sich nicht für die „binäre Struktur“ von Herrschenden und Beherrschten, wenn er nach der Strategie fragt (vgl. Foucault 1978: 211). So ist auch Foucaults Kritik am Dualismus „zwischen einem herrschenden und einem beherrschten Diskurs“ zu verstehen, gegen den er seine Analyse des dynamischen Diskurses stellt (vgl. 1976c: 164). Es ist allerdings nicht der Fall, dass die Beschäftigung mit der hier forschungspraktisch vereinfacht angenommenen binären Struktur eines herrschenden Diskurses und eines Gegendiskurses für die DDR der Foucaultschen Theorie von Herrschaft und Widerstand entgegensteht; es handelt sich um einen Bereich, den Foucault in der Beschäftigung mit der Genealogie von Macht für überbewertet bzw. mit hierarchischen Herrschaftsvorstellungen für hinreichend erklärbar hält. Für die Untersuchung von Widerstandsformen in einer die Totalität anstrebenden Diktatur wie der DDR (vgl. Kocka 1994: 35) ist eine solche Gegenüberstellung sogar geboten. Denn mittels dieses definitorischen und konzeptionellen Modells von Herrschaft – Widerstand eröffnet sich die Möglichkeit zur Beantwortung der oben gestellten Frage nach dem tatsächlichen Nachweis einer Strategie: Es steht zu vermuten, dass der umfassend herrschende offiziell-öffentliche Diskurs in der DDR mit seinen Verboten, Ritualen und seinem gelenktem Informationsfluss das Auftauchen bestimmter Widerstandsaussagen begründete. Das Loslösen von der Handlungsperspektive und das Zuwenden zur foucaultschen Frage nach den Produktionsbedingungen der Aussage nimmt diese Struktur bzw. Ordnung in den Blick. Die diskursive Ordnung, so die These, zeigt sich insbesondere an der Grenze zwischen herrschendem Diskurs und Gegendiskurs, also dort, wo praktisch um die Eindämmung des jeweils anderen Diskurses gekämpft wird: Die Reziprozität von Aussage und diskursiver Ordnung wird dort deutlich erkennbar, wo ein gegenseitiges Zurückdrängen stattfindet; das Spiel der Regelverletzungen durch

Gerade-Noch-Sagbares und Gerade-Nicht-Mehr-Sagbares (vgl. dazu auch Jäger 2006: 85-86) grenzt die beiden Diskurse voneinander ab. Durch diesen Fokus ergibt sich neben einer semiotisch-kommunikativen Neuordnung bekannter Widerstandsaktivitäten vor allem die Möglichkeit, die subtilen Regeln des herrschenden Diskurses aufzudecken. Mit anderen Worten bietet sich für die Analyse von Herrschaft, die innerhalb ihrer Präsenz durchaus auch unbekannte, subtile Regeln haben kann, die Analyse der Formen des Widerstands gegen sie an, so Foucault selbst (vgl. 1982: 273; vgl. auch Klass 2008: 156). Über den „Umweg“ der Analyse der nicht-expliziten Widerstandsaussagen ist es möglich, die innerhalb des Aufarbeitungsdiskurses recht vage beschriebenen Regeln und Grenzen der SED-Herrschaft an konkreten Erinnerungen exemplarisch anschaulich zu klassifizieren.

Hinsichtlich der Analyse von Macht in der Dispositivanalyse kann festgestellt werden, dass ein Perspektivwechsel stattfindet (vgl. Seier 1999: 80): Von der spezifischen Analyse der inneren Ordnung des Wissens, die auch als Praxis wirkt (vgl. Foucault 1969), kommen verstärkt nicht-diskursive Praktiken in den Blick (vgl. Foucault 1972); die Dispositivanalyse schließlich untersucht primär Macht unter der Perspektive der Verbindung von Diskursivem und den vielfältigen Formen des Nicht-Diskursiven (vgl. ähnlich Lorey 1999). War in der *Archäologie des Wissens* die theoretisch-methodische Grundhaltung eine Distanzierung gegenüber etablierten Fragestellungen, Perspektiven und Methoden sowie dem eigenen archäologischen Vorgehen (vgl. Schrage 1999: 64-65) und damit jede Verbindung von Diskurs und Macht noch „vorläufig“ und je nach Gegenstand „spezifisch“ (Seier 1999: 76), so verkündet die Dispositivanalyse die Gewissheit, dass es grundlegende strategische Machtstrukturen gibt. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht verändert sich die innerhalb der linguistischen Diskursanalyse vieldiskutierte Frage der Möglichkeit des Nachweises von Machtstrukturen (vgl. dazu Wengeler 2011: 38; Blommaert 2005: 31-33): Mit dem Dispositivbegriff wird die Verbindung von Aussagen zu Machtstrategien vorweggenommen. Ob beispielsweise architektonische, pädagogische oder juristische Äußerungen mit linguistischen Methoden – selbst wenn diese mit z.B. kommunikations- und geschichtswissenschaftlichen Methoden ergänzt werden – nachgewiesen werden können, ist mindestens zweifelhaft und deshalb zurecht ein Diskussionsanlass mit interdisziplinärem Bezug (vgl. Kumięga u. Spieß in diesem Band). Eine Warnung ist auch im Punkt des Perspektivwechsels angebracht: Ein irgend gearteter top-down-Erklärungsansatz könnte die feinen Strukturen mitunter in eben jenen Kategorien (Aussage, Subjekt, Medien, Thema etc.) verschwinden lassen, deren Überwindung die diskursive Perspektive ermöglicht hat. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht stellt gerade die foucaultsche Archäologie die herausragende Qualität der Diskursanalyse dar. Geht man von den Ord-

nungen bildenden sprachlichen Zeichen als Aussagen im Sinne der Diskursanalyse aus, dann stellt sich entweder die Frage, welchen Status das Dispositiv innerhalb der Theorie vom Diskurs oder welche neuartige Position es außerhalb der Theorie vom Diskurs hat. Im ersten Fall, der hier behandelt wird, handelt sich um eine quantitative Steigerung (vor allem in zeitlicher Dimension), deren – so scheint es derzeit – Qualität, Strategien nachzuweisen, die spezifische und bisher produktive Qualität der Diskursanalyse schwächen (z.B. hinsichtlich der Kriterien für ein Korpus) könnte. Kurzum: Für die Analyse der Formen und Funktionen von Sprache bietet das Dispositivkonzept derzeit noch keinen Vorteil gegenüber der Diskurslinguistik – im Gegenteil ist zu warnen: Der positivistische Nachweis von Koexistenzen und die Feststellung des Halb-Schweigens sind Analyseschritte, die gerade und zwangsläufig ohne Verdacht einer Gesamtstrategie durchgeführt werden sollten.

### **3 Zur Analyse von Herrschaft und Widerstand durch Medialität und Materialität**

#### *3.1 Die Funktion der Medialität am Beispiel einer Todesanzeige*

Die Medialität jeder Äußerung ist diskursiv bedingt: „Diskurse sind auf *Medien* angewiesen, die in ihrer je *spezifischen materiellen* und sozialen Eigenart Bedingungen des Aussagens darstellen und die Rezeption beeinflussen“ (Sarasin 2006: 64, Herv. Ph.D.). Da die spezifische Medialität Teil des Diskurses ist, ist sie – je nach Erkenntnisinteresse unterschiedlich umfassend – ebenfalls in der Analyse des Diskurses zu berücksichtigen. In den Massenmedien können zweifelsohne insbesondere die Ordnungen des Wissens, der Zugang zu Debatten in Diskursen und die internen Mechanismen der Medien bzw. die sozialen, politischen und kulturellen Funktionen erklärt werden (vgl. Karis in diesem Band). Möchte eine Diskursanalyse vor allem eine bestimmte thematische Wissensordnung untersuchen, so ist die implizite Verbindung zwischen der Wissensordnung in den Massenmedien und in der Gesellschaft überzeugend, gemäß der bekannten Feststellung Luhmanns: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.“ (Luhmann 2004: 9) So richtig und wichtig diese Annahmen für eine Vielzahl von Analysen sind, sie scheinen doch unzureichend, um die ordnende und praktische Funktion der Medialität tatsächlich *diskursanalytisch* nachweisen zu können. Die linguistische Reflexion über Kommunikationsbedingungen und -vorgänge in der Presse (vgl. Robert 2002) und über mediale Kommunikation, Transformation und Funktion politischer Kommunikation in Habscheid/Klemm (2007) weisen hierzu wichtige

Ansätze auf. So bezieht beispielsweise Fritz Hermanns in seiner Analyse Sprechakte, Institutionen, Subjekte und weiteren medial-situative Umstände mit ein (vgl. Hermanns 2007), Ulla Fix weist auf die notwendige Erweiterung des Verständnisses politisch-medialer Kommunikation hin, um die Funktion des „räsonierenden Sprachspiels“ der Leserbriefe zu ermitteln (vgl. Fix 2007).

Die Diskurslinguistik ist theoretisch und methodisch nicht nur in der Lage, Medialität in vollem Umfang in die Analyse einfließen zu lassen, sie hat sogar immer dann den expliziten Anspruch dies zu leisten, wenn sie über die spezifische Medialität einer Aussage oder eines Diskurses etwas erfahren will. Mit dem hier verfolgten umfassenden Erklärungsanspruch lässt sich definieren: Unter Medialität einer Aussage fallen der physische Übertragungsweg (Materialität i.w.S.), die sich herausgebildeten gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Funktionen der Medialität sowie die damit zusammenhängenden Gebrauchsnormen. Das folgende Ereignis der Genese einer nicht-expliziten Widerstandsaussage im Raum der Straße in der DDR deutet in der Analyse diese drei Dimensionen der Medialität an.

Matthias Domaschk, der sich als Teil der Jungen Gemeinde und der Jenaer Alternativszene 1976 einer Protestresolution gegen die Biermann-Ausbürgerung anschloss und im Jahr darauf in Prag mit Vertretern der Charta 77 zusammentraf, wurde unmittelbar im Vorfeld des X. Parteitags der SED am 10.4.1981 festgenommen und verhört. Kurz vor seiner Freilassung am 12.4.1981 wurde er in der Untersuchungshaftanstalt stranguliert aufgefunden (vgl. Ellmenreich 1996a). Die Freunde Domaschks glaubten der Mitteilung der Staatsicherheit nicht, nach der Domaschk sich das Leben nahm, weil er sie (also seine Freunde) verraten hatte. Waren zwar ca. dreihundert Personen bei dessen Beerdigung, so war an eine öffentliche Widerstandsaktion wegen der verschärften Überwachung des Freundeskreises Domaschks kaum zu denken bzw. fühlte man sich angesichts des Todes „wie gelähmt“ (1996a: 20). Roland Jahn<sup>5</sup>, damals 28, erinnert sich in einem Zeitzeugeninterview:

Die Reaktion für mich war ganz konkret: Zu diesem Tod musst du Zeichen setzen. Es fing an, dass wir gesagt haben: ‚Es kann nicht sein, dass der einfach beerdigt wird. Wir gehen alle hin‘. Und das will was heißen. Da ist ein Mensch bei der Stasi umgekommen, und wir sind nicht still und leise, sondern wir gehen hin. Das war eine Art Demonstration. Wir waren fast 300 Leute bei dieser Beerdigung. Und die Stasi hat gespürt, dass wir das nicht einfach hinnehmen, dass wir was dagegen setzen. Und zum ersten Todestag habe ich gesagt, wir müssen wieder ein Zeichen setzen. Wir müssen öffentlich machen, dass wir das nicht hinnehmen. Ich habe ge-

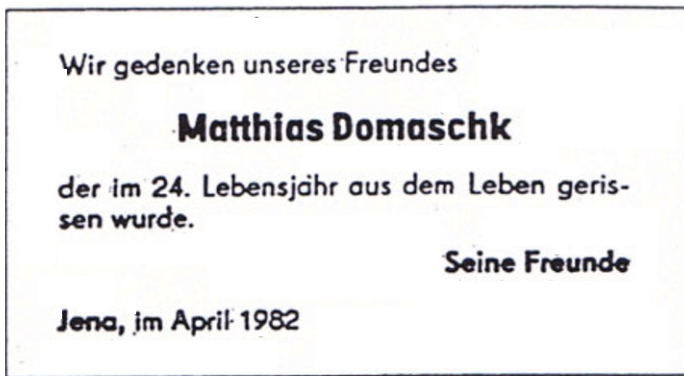
---

5 Roland Jahn ist der derzeitige Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik.

dacht: Flugblätter drucken, da stellst du dich ja selber. Flugblätter drucken in dieser DDR, das ist nicht einfach, dass du in den Kopierladen gehst und was vervielfältigst.

Dann kam ich auf die Idee: Naja, lässt du das halt die SED drucken. Und dann habe ich eine Todesanzeige in der SED-Zeitung aufgegeben, und diese Anzeigen habe ich aus den Zeitungen ausgeschnitten. Die Anzeigen habe ich nachts an Litfasssäulen, an Lichtmasten, an Haustüren geklebt. Parallel dazu habe ich über West-Kontakte organisiert, dass im RIAS in der Sendung ‚Treffpunkt‘ über den Fall Matthias Domaschk berichtet wird. Parallel dazu haben die Leute die Anzeigen gesehen. Man wusste: Aha, das ist der. Das heißt, es war so eine Kopplung zwischen Aktivitäten in der DDR und dem West-Rundfunk, der reingestrahlt hat in die DDR. (Jahn 2008a)

Die Todesanzeige wurde am 8.4.1982 in der *Volkswacht* und in leicht veränderter Fassung am 16.4.1982 in der *Thüringischen Landeszeitung* abgedruckt (vgl. Abbildung 1). Roland Jahn fuhr „morgens um 5.00 Uhr wie ein Arbeiter mit dem Fahrrad, Rucksack auf dem Rücken, von Kiosk zu Kiosk“ und kaufte Dutzende Zeitungen auf, um sie zusammen mit Petra Falkenberg und Manfred Hildebrandt unauffällig an öffentlichen Flächen zu befestigen (Ellmenreich 1996a: 23).



Announce vom 16. April 1982, Thüringische Landeszeitung

Abbildung 1: Todesanzeige (Ellmenreich 1996b: 36)

Das Beispiel zeigt, wie stark die mediale Verfasstheit einer Äußerung zur Konstituierung einer Aussage beiträgt und wie weitgehend die Produktionsbedingungen einer Aussage berücksichtigt werden können, bis die vorliegende konkrete Positivität adäquat analysiert ist. Zunächst: Weder die Proposition noch die

Textsorte selbst sind verglichen mit prototypischen Widerstandsformen unmittelbar als Widerstand erkennbar. Sie enthalten weder die Illokution der (AUF)FORDERUNG (vgl. dazu Fix 1990: 336, 338-339) noch der DROHUNG oder BELEIDIGUNG und kommen ohne konventionalisierte Zeichen des Widerstands aus. Im Gegenteil bedient sich die Aussage der bestehenden Ordnung, indem sie die Infrastruktur (Textsorte, Zeitungen) nutzt und dadurch zunächst reproduziert. Auf propositionaler Ebene fällt die Verletzung der Kommunikationsmaxime von Grice im Punkt der Quantität und der Modalität auf: Die unzureichenden bzw. unklaren Informationen stehen dem eindeutigen Gelingen der kommunikativen Kooperation entgegen.<sup>6</sup> Da die sekundäre Illokution WIDERSTAND LEISTEN von vornherein bekannt ist – ohne damit das Problem der immer bloß zugeschriebenen Intention überwunden zu haben – ist es sinnvoll, zur weiteren Untersuchung von der pragmatischen zur (post)strukturalistischen Perspektive der Diskursanalyse zu wechseln, welche die pragmatischen Kategorien durchaus integriert (vgl. Spieß 2011: 141-143; vgl. Warnke/Spitzmüller 2008: 27-29).

Der pragmatische Medienbegriff bei Brinker fasst Medialität zwar als kontextuelles Kriterium, weist aber richtigerweise auf die situative Begründung der Formen der Kommunikationen durch die Medialität hin (vgl. 2010: 127-128). Die Kommunikationsform Zeitung (wenn auch hier nur ausschnitthaft) ist hinsichtlich ihrer Kommunikationsrichtung monologisch, Produzent und Rezipient sind getrennt; die in der Zeitung enthaltene Textklasse „Todesanzeige“ hat vor allem eine informierende Funktion. Im Moment des Wechsels des Erscheinungsortes (z.B. vom Kiosk oder Frühstückstisch zum Laternenpfahl) ändert sich die Funktion des Textes und ggf. sogar die Textklasse. Das Textmuster (vgl. Sandig 2006: 487) bleibt dabei erhalten. Aus einer der offenen Textstrategie des Anzeigens eines Todesfalls und gegebenenfalls etwaigen Zusatzinformationen sowie der Ehrerbietung folgenden Textklasse bzw. -sorte wird eine Äußerung mit gleichem Textmuster, jedoch mit der (verdeckten) Textstrategie des öffentlichen Anklagens und Mahnens; aus einem an Todesanzeigen interessierten Publikum wird ein disperses Publikum. Das Erscheinen einer normgemäßen Todesanzeige im dafür vorgesehenen Teil der Zeitung irritiert nicht. Womöglich wäre sogar die Todesanzeige als Aufmacher der Zeitungsausgabe am Kiosk zwar ein Anlass für Gespräche, doch erst das Erscheinen der Anzeige außerhalb des Kommunikationsbereiches der Zeitung, nämlich auf Hauswänden und Laternenpfählen im Jenaer Stadtgebiet, führt zur vollkommen veränderten Rezeption (vgl. Fix 2008b: 348-353).

---

6 Den Hinweis zur Anwendung der Konversationsmaximen verdanke ich Klaus-Peter Konerding.

Besonderes Augenmerk gilt ferner dem Nichterwähnen der Todesursache: Die Nennung und der Grad an Explizitheit der Nennung der allgemeinen Todesumstände in derartigen Anzeigen („nach schwerer Krankheit“, „unerwartet“) ist fakultativ. Die verwendete Formulierung *im 24. Jahr aus dem Leben gerissen* ruft in einer Todesanzeige innerhalb einer Zeitung keine Verwunderung hervor, doch ist die gegebene Information im Fall des Erscheinens auf der Straße zu vage, als dass die Frage, warum diese Anzeige an einen großen Adressatenkreis gerichtet wird, beantwortet und die damit verbundene Neugier befriedigt werden kann. Mit anderen Worten weist die Todesanzeige eine Leerstelle in dem wohl wichtigsten Punkt auf, der Todesursache, und damit der Begründung für den öffentlichen Aushang. Das Nichterwähnen ist wiederum das performative Aufzeigen der Ordnung des herrschenden Diskurses, die derartige Aussagen offensichtlich verbietet, so dass der Umweg gewählt werden musste. Die Ordnung des herrschenden Diskurses, die entscheidet, wer Debatten initiieren darf und wer Zugang zu ihnen hat, kurzum wer sich wie voice/Gehör (vgl. Hymes 1996: 64; vgl. Blommaert 2005: 68f.) verschaffen kann, wird in dem Moment performativ infrage gestellt, in dem die Produkte der Vervielfältigung durch privates Handeln veröffentlicht werden.

Die Todesanzeige nutzt und umgeht zugleich die massenmediale Ordnung des herrschenden Diskurses. Das Nutzen der Vervielfältigungsmöglichkeiten geschieht nicht nur im Vorfeld, sondern auch im Moment der Rezeption, wenn aufgrund des Wissens um die Zensur bemerkt wird, dass es sich bei den verbreiteten Todesanzeigen um Druckerzeugnisse auf Zeitungspapier handelt. Waren es zwar zunächst das SED-Blatt *Volkswacht* und später die *Thüringische Landeszeitung*, die die Anzeigen druckten, so waren der Vertexter und der Verteiler der Aussage dennoch keine vom Staat beauftragten Personen. Die Anzeige spielt nicht nur mit der Produzentenrolle (vgl. Goffman 1981: 144-146; vgl. Warnke/Spitzmüller 2008: 33-34), sondern setzt sie entlarvend ein: Mit jeder befestigten Anzeige im Raum der Straße wurde bewiesen, dass die massenmediale Infrastruktur (Redaktion, Druckerei, Zensur, Auslieferung etc.) frech und überlegen für widerständige Zwecke benutzt wurde und gegebenenfalls benutzt werden kann. Wohlgermerkt können Nutzen und Umgehen der herrschenden Ordnung erst zu dem Zeitpunkt auseinandergehalten werden, wenn die Textklasse ihrem normalen Kommunikationsbereich entnommen und an anderer Stelle eingesetzt wird. Die Widerstandsfunktion der Aussage wäre innerhalb der Zeitung zwar ebenfalls vorhanden, jedoch in qualitativ weitaus geringem Maß – obwohl die Zahl der unmittelbar Rezipierenden vermutlich höher gewesen wäre.

Bedeutsam ist mitunter auch der Zeitpunkt der Veröffentlichung. Im Sprechen der Leser und Leserinnen über das Erscheinen der Todesanzeige im öffentlichen Raum kommt es womöglich zur Feststellung, dass Todesjahr und Erschei-

nen der Todesanzeige um ein Jahr differieren. Die Informationen über den Todeszeitpunkt und die Todesursache enthält die Anzeige zwar nicht, doch gerade die fehlenden entscheidenden Informationsbestandteile durch Gespräche zwischen Personen unterschiedlichen Kenntnisstandes ergänzen zu lassen, offenbart eine wesentliche Funktion der nicht-expliziten Widerstandsaussage: Das Anstoßen von relevanten Themen durch und das Führen von drängenden Diskussionen in der intersubjektiven Begegnung bzw. im öffentlichen Raum konstituiert performativ den Gegendiskurs in Abgrenzung zu dem zum Ereignis schweigenden herrschenden Diskurs.

Exemplarisch wurde gezeigt, dass es die Rückschlüsse auf die Produktionsbedingungen der Todesanzeige an einer beklebbaren Fläche an der Straße sind, d.h. die strukturellen Gründe ihres Erscheinens, die die Ordnungen des herrschenden Diskurses offenbar werden lassen und überdies belegen, wie diese Ordnungen für den Widerstand verwendet werden können. Nachdem aufgezeigt wurde, dass die Medialität einer Äußerung konstitutiv für deren Funktion als Aussage im Diskurs aufgefasst werden kann, wird nun nach weiteren Modalitäten der Äußerung gesucht. Grundlegend und deshalb im Folgenden angeführt ist in dem Zuge die Materialität der Äußerung.

### *3.2 Die Funktion der Materialität am Beispiel von „Schwerter zu Pflugscharen“*

Zunächst stellt Materialität notwendigerweise eine Seite jedes Zeichens dar (vgl. de Saussure 1967: 77). Scollon/Scollon haben pragmatisch mit einem unmittelbar einleuchtenden Beispiel auf die Relevanz der Materialität von Zeichen bei der Analyse hingewiesen: Ob ein Firmenschild aus schwerem Messing oder aus Stoff gefertigt ist, verrät uns eine Menge, z.B. über die Verweildauer des Geschäfts (vgl. 2003: 2). Auch van Dijk (1980: 154-158), Sandig (2006: Kapitel 5.9) und Fix (2008b: 347-348) betonen die Materialität bzw. den Träger von Texten. Das Verhältnis von Medialität und Materialität bestimmt Fix, indem sie Habscheid (2000) folgend Medialität vornehmlich auf die „Instrumente der Textherstellung“ bezieht und Materialität vornehmlich als „Gestaltung der Textträger“, beides in Beziehung zum Ort des Erscheinens setzt und zudem auf die gegenseitige Bedingtheit der Text- und Sinnkonstruktion hinweist (vgl. Fix 2008b). Für Foucault steht die „Materialität“ der Aussage (Foucault 1969: 146) nicht nur im Vordergrund, sie ist der einzige Gegenstand der diskursanalytischen Untersuchung, wie Warnke pointiert: „Diskurslinguistik nach Foucault ist also grundsätzlich an sprachlichen Oberflächenphänomenen interessiert und bringt somit die Regel der Äußerlichkeit von Sprache zur Geltung.“ (Warnke 2007: 15; zur Positivität vgl. Foucault 1969: 182) Materialität ist deshalb nicht gleichzuset-

zen mit dem Kontext der Aussage (vgl. dazu Busse 2007), der den Sinn/die Funktion durch Erfassen der Produktionsbedingungen ermöglicht. Es handelt sich bei der Materialität tatsächlich um die „materielle Existenz“ (Foucault 1969: 145) aus Medium, Ort und materiellem Träger, welche die Aussage in das Verhältnis zu anderen Aussagen setzt, also unter bestimmten Regeln im Diskurs erscheinen lässt.

Für die Diskurslinguistik bietet sich in den allermeisten Fällen an, aus forschungspraktischen Gründen die Analyse mit der Medialität der Aussage zu beginnen. Um dabei aber die Materialität der Aussagen nicht ohne ihren spezifischen Erklärungsbeitrag unter rein (massen)medialen Aspekten zu behandeln, d.h. eine bestehende Ordnung nicht unbefragt zu übernehmen, sollte Materialität eine Dimension neben Thema, Kommunikationsbereich u.Ä. in der Begründung des zu analysierenden medial geformten Diskurses sein. Zudem liefert gerade die Analyse der Materialität Hinweise für Leerstellen im Diskurs. Nicht zuletzt wird die linguistische Analyse anschlussfähig an kommunikationswissenschaftliche und semiotische Arbeiten. In der Konsequenz ersetzt Materialität nicht Medialität. Vielmehr ist Materialität als Bedingung jedes Zeichens je nach Erkenntnisinteresse unterschiedlich stark zu berücksichtigen. Eine Analyse zum Stellenwert von Visitenkarten im Erstkontakt unter Geschäftsleuten sollte den Zustand der überreichten Visitenkarten (z.B. Eselsohren und Verfärbungen durch monatelanges Verwahren in der Tasche) ebenso berücksichtigen wie eine Analyse von Werbeflyern das Papiergewicht, hingegen werden in der Analyse eines face-to-face-Gesprächs die Medialität und die Materialität zu Recht kaum Beachtung finden. Wie im folgenden Beispiel gezeigt wird, lohnt sich die Trennung bzw. der Normabgleich zwischen Medialität und Materialität.

Die Äußerung *Schwerter zu Pflugscharen* war in der DDR der achtziger Jahre nicht wegen ihres semantischen Gehalts, sondern primär wegen ihrer bisweilen materiellen Beschaffenheit eine Aussage des Gegendiskurses. Das Beispiel stammt aus der Friedensarbeit der evangelischen Kirche Anfang der achtziger Jahre in der DDR (vgl. dazu Silomon 1999). Die ursprünglich biblische Losung „Schwerter zu Pflugscharen“ wurde (nicht zuletzt durch die gleichnamige Skulptur des sowjetischen Künstlers Wutschetitsch) von der Sowjetunion und danach von der DDR offiziell als säkulare, sozialistische Phrase verwendet, z.B. ab 1974 im Lehrbuch für die Jugendweihe *Der Sozialismus – Deine Welt*. Die evangelische Kirche in der DDR kritisierte den als Missbrauch empfundenen staatlichen Gebrauch der biblischen Losung angesichts der militarisierten Gesellschaft und dezidiert anti-religiösen Ideologie der SED und unternahm den Versuch der semantischen Rückführung der christlichen Friedenslosung. Im Zuge der Friedensdekade 1981 wurde die Losung nebst der kleiner gedruckten Ergänzung *Micha 4* und der stilisierten Abbildung genannter Skulptur auf Vliesstoff

gedruckt (vgl. Abbildung 2), da die „Textiloberflächenveredlung“ im Siebdruckverfahren keine staatliche Druckgenehmigung erforderte (Eckert/Lobmeier 2007: 15). Die derart hergestellten 120.000 Stoffstücke wurden von vielen Jugendlichen mit der Textstrategie des Bekenntnisses auf der Kleidung getragen.



Abbildung 2: Schwerter zu Pflugscharen (Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 2012)

Im zeitweiligen Nebeneinander der Äußerung „Schwerter zu Pflugscharen“ in sozialistischen Texten auf der einen und auf individuell gestalteter Kleidung auf der anderen Seite zeigt sich, wie die gleiche Proposition (ohne Änderung der Konnotation) je nach Materialität und Äußerungsinstanz (Privatperson) von einer affirmativen zu einer widerständigen Aussage gegenüber dem Staat werden kann. Nur die vollständige Analyse von bisheriger Medialität und aktueller Materialität und Ort sowie Instanz und Zeitraum der Äußerung kann plausibel erklären, warum die Verwendung der Phrase *Schwerter zu Pflugscharen* polyfunktional ist und nicht in jedem Fall dem herrschenden Diskurs der SED mit seinen kanonischen Phrasen zugeordnet werden kann, sondern bisweilen funktional einem dem sich widersetzenden Gegendiskurs. Als Produktionsbedingungen der Aussage müssen die staatlichen Repressionen gegen das Tragen des Vliesaufnehmers berücksichtigt werden, die neben der Androhung von Schulverweisen vor

allem im Abtrennen des Aufnähers durch staatliche Institutionen bestand (vgl. Büscher/Wensierski/Wolschner 1982: 108; Koch 1998: 57-59). Eingebettet in die Debatte um die Semantik der Losung, die innerhalb und teilweise zwischen herrschendem Diskurs und Gegendiskurs geführt wurde, wurde die Funktion der Re-Semantisierung der Losung beibehalten. Möglicherweise gar nicht intendiert, wurde mit dem ‚semantischen Kampf‘ (vgl. Felder 2006) das Verhältnis und Selbstverständnis von Jugendweihe und christlicher Initiationsfeier thematisiert. Die Reaktion der Jugendlichen bestand in der Fortsetzung der Aussage mit anderen Mitteln, z.B. trugen sie einen weißen Kreis auf ihrer Kleidung an der Stelle des Vliesaufnähers (Umriss) oder schnitten „ein Loch in der Größe des abgetrennten Symbols in den Ärmel“ (Eckert/Lobmeier 2007: 21), also das Zurschaustellen einer Leerstelle als Ergebnis einer staatlichen Maßnahme. Auch der Satz *Hier war ein Schmied* auf der Kleidung ist innerhalb des skizzierten „Diskursstranges“ (S. Jäger) als Kritik zu bewerten. Unterschiedliche Materialien (Vlies in Verbindung mit diversen Bekleidungstextilien bzw. präsentierte Löcher, hier verstanden als diskursive Leerstellen) wurden derart modifiziert, dass sie selbst zur Aussage wurden. Die enge Grenze des Sagbaren wird besonders in den Punkten Äußerungsinstanz und Deutungshoheit performativ anklagend, indem das Nicht-Sagbare als Leerstelle für alle auf der Straße sichtbar zur Schau gestellt wird.

### 3.3 Die Funktion von Medialität und Materialität am Beispiel der Leerstelle

Medialität und Materialität als ‚Äußerungsmodalitäten‘ (vgl. Foucault 1969: Kapitel 2.4) erklären, warum die oftmals harmlos bis konventionellen, angedeuteten und polysemen Propositionen als Widerstand definiert werden können. Der Äußerungsstand umfasst dabei die Medialität, die Materialität, den Ort (vgl. Fix 2008b), die Äußerungsinstanz (Warnke/Spitzmüller 2008: 33-34) und den Zeitpunkt bzw. die Dauer der Äußerung (vgl. Foucault 1969: 147). Desgleichen ist das Nichterwähnen, nachweisbar dort, wo es irritiert, d.h. die Sprachverwendung normgemäß erwartet wird, ebenfalls an den Äußerungsmodalitäten zu messen.

Anhand zweier Beispiele wird im Folgenden die Leerstelle als nicht-explicite Widerstandsäußerung gezeigt. Das Mitführen eines weißen, unbeschrifteten Plakats auf der offiziellen 1. Mai-Kundgebung 1977 in Jena durch Roland Jahn (vgl. Jahn 2008b) kann aus folgenden Gründen als nicht-explicite Widerstandsäußerung klassifiziert werden: Die inszenierte Leerstelle spielt in nicht-

---

7 Aus diesem Grund ist die Festlegung, dass Aussagen mindestens Morphemstatus haben müssen (vgl. Warnke/Spitzmüller 2008: 9; Spitzmüller/Warnke 2011: 24, 138), nicht zwingend.

expliziter Art mit den ungeschriebenen Regeln der öffentlichen Diskursordnung, indem sie die Kommunikation in einem gewählten Rahmen unterlässt. Inmitten einer Versammlung, die von den Strukturen des herrschenden Diskurses geschaffen wurde und diese durch affirmative Kommunikation aufrecht erhält, entsteht durch das Unterlassen einer situativ geforderten sprachlichen Handlung eine Störung innerhalb der Ordnung aus homogenen, staatsstützenden Aussagen. Wie bei Massenmedien handelt es sich bei dem Plakat um mehrfachadressierte Kommunikation. Der Widerstandsgehalt der Aussage besteht in mehreren Punkten, von denen hier drei angesprochen werden sollen, die in der ordnenden Verknüpfung von Medialität und Materialität bestehen: Erstens ist die Verweigerung, eine zum 1. Mai passende sozialistische Phrase auf das Plakat zu schreiben, ein Bruch mit den affirmativen Plakattexten im unmittelbaren situativen Kontext. Das Nicht-Gesagte erhält seine widerständige Funktion im herrschenden Diskurs durch den Kontrast zur dem Anlass entsprechend geforderten thematischen Plakatphrase.

Zweitens besteht der Widerstandsgehalt darin, dass die weiße Fläche eine Projektionsfläche darstellt: Die Fläche kann potenziell von allen Anwesenden mit beliebigen (politischen bzw. ebenfalls kontrastierend unpolitischen) Inhalten gefüllt werden. Entgegen der physischen Beschränkung der Materialität eines Plakats, nur eine kleine Textmenge aufnehmen zu können, ermöglicht die materiell geschaffene Leerstelle eine unbegrenzte Zahl an Aussagen, darunter politische Witze und geahndete Illokutionen wie FORDERUNG und BESCHIMPFUNG. Das Angebot der medialen Projektionsfläche funktioniert indes nur wegen des Wissens um die rigide Ordnung des herrschenden Diskurses: Angesichts der „Verknappung der sprechenden Subjekte“ (Foucault 1972: 26) durch die staatliche Zensur, die keine freien Massenmedien erlaubt, wird das leere Plakat im öffentlichen Raum zum Symbol der Umgehung der Zensur. Ähnlich wie im Fall der Todesanzeige wird die Ordnung des herrschenden Diskurses genutzt (hier: Versammlung vieler potentieller Adressaten), um aus dieser Ordnung heraus treffend die Ordnung des Gegendiskurses kenntlich und potenziell thematisierbar zu machen.

Es ist drittens erneut von großer Bedeutung, wer die Aussage tätigt. Für das Verständnis der öffentlichen Kommunikation in der DDR ist es unumgänglich, zwischen der privaten Äußerung und der offiziellen Äußerung zu differenzieren. Jede aus dem Kanon der sozialistischen Phrasen stammende Aussage auf der Kundgebung zum 1. Mai ist eine Aussage des herrschenden Diskurses. Hingegen stammt das leere Plakat von jemandem, der keiner Massenorganisation angehört bzw. durch diese beauftragt wurde. Die auffallende Ähnlichkeit des Aspekts der Produzentenrolle mit den Beispielen der Todesanzeige und der Losung *Schwarter zu Pflugscharen* belegt nicht nur die Regelhaftigkeit des Gegendiskurses,

sondern auch des herrschenden Diskurses: Das Subjekt konstituiert sich als Teil des herrschenden Diskurses, indem es autorisiert wurde, offiziell eine Proposition zu äußern bzw. zu schweigen.

#### 4 Fazit: Von Einzelfall zur Strategie?

Die exemplarisch durchgeführte linguistische Analyse einzelner Aussagen des Gegendiskurses in der DDR im Raum der Straße in Anlehnung an die methodischen Möglichkeiten der ‚Diskurslinguistik nach Foucault‘ (vgl. Warnke 2007; Warnke/Spitzmüller 2008; Spitzmüller/Warnke 2011) versuchte zu zeigen, dass die detaillierte Beschreibung im Sinne des foucaultschen Positivismus zu Ergebnissen kommt, die stärker handlungsbasierte oder hegelsche Analysen von Widerstandsereignissen nicht in dem Maße zu leisten imstande sind. Die Aussagen werden zum Widerstand, weil die Rezipienten die Faktoren der Produktion berücksichtigten. In der Rekonstruktion von mehreren derartigen Aussagen kann gezeigt werden, dass der Gegendiskurs sich der nicht-expliziten Widerstandsansagen bedient, um die subtilen Regeln des herrschenden Diskurses überhaupt aufzeigen zu können. Bewusst ohne Rückgriff auf die Theorie vom Dispositiv, stattdessen mit möglichst detaillierter sprachwissenschaftlicher Analyse der Aussagen in Beziehung zueinander und in Beziehung zur diskursiven Ordnung sowohl des Gegendiskurses wie auch des herrschenden Diskurses wurde angedeutet, wie der Widerstand die Strategien der Herrschaft auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen aufzeigen kann. Einige Gemeinsamkeiten mit dem Dispositivkonzept sind offensichtlich: In der Analyse der Produktionsbedingungen werden beispielsweise Gesetze (§§214, 215, 216 StGB der DDR), mediale Strukturen und urbane Strukturen berücksichtigt. Diese Gesamtheit („heterogenes Ensemble“) wird indes erstens nicht pauschal, sondern hinsichtlich ihrer wahrscheinlichen Einflussgrößen differenziert gewichtet und zweitens grundsätzlich nur solange berücksichtigt, wie es Antworten dahingehend liefert, wie es kommt, dass die *spezifische Modalität* der Nicht-expliziten Widerstandsansage erschienen ist und keine andere (widerständige) Form an ihrer Stelle. Diese genuin archäologische Frage ist vor allem dann gut zu beantworten, wenn nicht von einem umfassenden Netz zwischen den Elementen ausgegangen wird, sondern indem die strukturelle Ähnlichkeit von Elementen eine spezifische Ordnung erscheinen lässt, die netzartig sein kann, aber eben nicht sein muss.

Herrschaft und Widerstand, so ein vorläufiges Fazit, können zwar punktuell aufgezeigt werden, indes erfordert der Nachweis von Strategien im Sinne der Genealogie stets Analysen mit umfassenden Korpora, was nicht notwendigerweise zu einer quantitativen Analyse bzw. Auswertung führen muss; wie gezeigt

wurde, sind gerade qualitative Studien in der Lage, die einzelnen Aussagen so weitgehend zu analysieren, dass strukturelle Ähnlichkeiten zu anderen Aussagen offenbar werden, d.h. diskursive Ordnungen sichtbar werden. Wesentlicher als die Frage der Vollständigkeit der Analyse (vgl. dazu grundlegend Jäger 2006: 103-104), was hier die qualitative Sättigung betrifft, ist die Frage, in welchem Verhältnis Einzelfall und Einzelfall sowie Einzelfall und Strategie stehen. Im Beitrag wurde plädiert, zunächst die Aussagen miteinander in Beziehung zu setzen und verhalten auf größere Zusammenhänge zu schließen. Inwieweit über die beschriebenen diskursiven Ordnungen mit ihren Funktionen von Sprache und Macht hinaus weitere Erkenntnisse mittels der Hyper-Struktur des Dispositivs zutage gefördert werden können, bleibt deshalb an dieser Stelle bewusst offen. Bewusst offen bedeutet dabei auch, dass die Ergebnisse für Untersuchungen mit weiterführenden Fragestellungen (z.B. am Dispositiv orientierten) aus der Sprach-, Sozial- oder Geschichtswissenschaft zur Verfügung stehen.

## Literatur

### a) Quellen/Abbildungen

- Ellmenreich, Renate (1996a): Matthias Domaschk. Die Geschichte eines politischen Verbrechens in der DDR und Schwierigkeiten, dasselbe aufzuklären, Erfurt: Der Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der Ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik.
- Ellmenreich, Renate (1996b): Die Geschichte eines politischen Verbrechens in der DDR und Schwierigkeiten, dasselbe aufzuklären, in: Horch und Guck. Zeitschrift zur kritischen Aufarbeitung der SED-Diktatur 18 (1/1996), 30–39.
- Jahn, Roland (2008a): Zeitzeugen. Der Tod von Matthias Domaschk. Hrsg. v. Bundeszentrale für politische Bildung und Robert-Havemann-Gesellschaft e.V.; <http://www.jugendopposition.de/index.php?id=3289> (Zugriff am 10.01.2012).
- Jahn, Roland (2008b): Zeitzeugen. Einzelaktionen. Hrsg. v. Bundeszentrale für politische Bildung und Robert-Havemann-Gesellschaft e.V.; <http://www.jugendopposition.de/index.php?id=3290>
- Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (2012): Schwerter zu Pflugscharen; [http://www.hdg.de/lemo/objekte/pict/NeueHerausforderungen\\_aufnaeherSchwerterZuPflugscharen/index.html](http://www.hdg.de/lemo/objekte/pict/NeueHerausforderungen_aufnaeherSchwerterZuPflugscharen/index.html) (Zugriff am 10.01.2012).

## b) Forschungsliteratur

- Blommaert, Jan (2005): *Discourse. A Critical Introduction*, Cambridge u.a.: Cambridge Univ. Press.
- Brieler, Ulrich (1998): *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln u.a.: Böhlau.
- Brinker, Klaus (2010): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*, Berlin: Erich Schmidt.
- Bublitz, Hannelore (1999): *Diskursanalyse als Gesellschafts-,Theorie‘. „Diagnostik“ historischer Praktiken am Beispiel der ‚Kulturkrisen‘-Semantik und der Geschlechterordnung um die Jahrhundertwende*, in: Bublitz, Hannelore/Bühmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hrsg.): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 22–48.
- Bühmann, Andrea/Schneider, Werner (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld: transcript.
- Büscher, Wolfgang/Wensierski, Peter/Wolschner, Klaus (1982) (Hrsg.): *Friedensbewegung in der DDR. Texte 1978–1982*, Hattingen: Scandica.
- Busse, Dietrich (2007): *Diskurslinguistik als Kontextualisierung – Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*, in: Warnke, Ingo H. (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault*, Berlin/New York: de Gruyter, 81–105.
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): *Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik*, in: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hrsg.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 10–28.
- van Dijk, Teun A. (1980): *Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung*, Tübingen: Niemeyer.
- Eckert, Rainer/Lobmeier, Kornelia (2007): *Schwerter zu Pflugscharen. Geschichte eines Symbols*, Bonn: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.
- Felder, Ekkehard (2006): *Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen*, in: Felder, Ekkehard (Hrsg.): *Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften*, Berlin/New York: de Gruyter, 13–46.
- Fix, Ulla (2008a): *Die Ordnung des Diskurses in der DDR – Konzeption einer diskursanalytisch angelegten Monographie zur Analyse und Beschreibung von Sprache und Sprachgebrauch im öffentlichen Diskurs eines totalitären Systems*, in: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, Berlin/New York: de Gruyter, 385–404.
- Fix, Ulla (2008b): *Nichtsprachliches als Textfaktor: Medialität, Materialität, Lokalität*, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 3/36, 343–354.

- Fix, Ulla (2007): Leserbriefe. Öffentliche politische Debatte „im Kleinen“, in: Habscheid, Stephan/Klemm, Michael (Hrsg.): Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation, Tübingen: Niemeyer, 213–238.
- Fix, Ulla (1990): Der Wandel der Muster – der Wandel im Umgang mit Mustern. Kommunikationskultur im institutionellen Sprachgebrauch der DDR am Beispiel von Loosungen, in: Deutsche Sprache 18, 332–347.
- Foucault, Michel (1982): Das Subjekt und die Macht. In: Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits, Bd. IV. Herausgegeben von Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (2005), 164–165.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1976a): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1976b): Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1976c): Der Diskurs darf nicht gehalten werden für..., in: Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits, Bd. III. Herausgegeben von Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (2003), 164–165.
- Foucault, Michel (1972): Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag (1991).
- Foucault, Michel (1969): Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1981).
- Foucault, Michel (1966): Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1971).
- Goffman, Erving (1981): Forms of Talk, Oxford: Blackwell.
- Habscheid, Stephan (2000): Medium in der Pragmatik. Eine kritische Bestandaufnahme, in: Deutsche Sprache 2, 126–143.
- Habscheid, Stephan/Klemm, Michael (2007) (Hrsg.): Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation, Tübingen: Niemeyer.
- Hermanns, Fritz (2007): Zwei historische Staatsakte. Die Konstitution und die Abdankung der Weimarer Republik durch inszeniertes öffentliches kollektives kommunikatives Handeln, in: Habscheid, Stephan/Klemm, Michael (Hrsg.): Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation, Tübingen: Niemeyer, 63–87.
- Hymes, Dell H. (1996): Ethnography, Linguistics, Narrative Inequality. Toward an Understanding of Voice, London/Bristol: Taylor & Francis.
- Jäger, Siegfried (2006): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (2. aktualisierte u. erweiterte Auflage), 83–114.
- Keller, Reiner (2006): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (2. aktualisierte u. erweiterte Auflage), 115–146.
- Klass, Tobias N. (2008): Foucault und der Widerstand: Anmerkungen zu einem Missverständnis, in: Hechler, Daniel/Philipps, Axel (Hrsg.): Widerstand denken. Michel Foucault und die Grenzen der Macht, Bielefeld: transcript, 149–168.

- Koch, Uwe (²1998): Das Ministerium für Staatssicherheit, die Wehrdienstverweigerer der DDR und die Bausoldaten der Nationalen Volksarmee, Magdeburg: Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der Ehemaligen DDR Sachsen-Anhalt.
- Kocka, Jürgen (1994): Ein deutscher Sonderweg. Überlegungen zur Sozialgeschichte der DDR, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 40, 34–45.
- Kress, Gunther/van Leeuwen, Theo (2001): *Multimodal Discourse. The Modes and Media of Contemporary Communication*, London: Routledge.
- Kress, Gunther/van Leeuwen, Theo (1998): *Front Pages: (The Critical) Analysis of Newspaper Layout*, in: Bell, Alan/Garrett, Peter (Hrsg.): *Approaches to Media Discourse*, Oxford: Wiley Blackwell, 186–219.
- Levinson, Stephen C. (1983): *Pragmatics*, Cambridge/New York: Cambridge Univ. Press.
- Link, Jürgen (2006): *Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik*, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Bd. 1, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (2. aktualisierte u. erweiterte Auflage), 407–430.
- Luhmann, Niklas (³2004): *Die Realität der Massenmedien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Robert, Valérie (2002): *Briefformen in der Presse. Versuch einer situativen und metakommunikativen Klassifizierung*, in: Adamzik, Kirsten (Hrsg.): *Texte, Diskurse, Interaktionsrollen. Analysen zur Kommunikation im öffentlichen Raum*, Tübingen: Stauffenberg, 61–115.
- Sandig, Barbara (²2006): *Textstilistik des Deutschen*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Sandig, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Sarasin, Philipp (2006): *Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft*, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Bd. 1, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (2. aktualisierte u. erweiterte Auflage), 55–81.
- de Saussure, Ferdinand (²1967): *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Herausgegeben von Charles Bally u. Albert Sechehaye, Berlin: de Gruyter.
- Schrage, Dominik (1999): *Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, „mehr“ ans Licht zu bringen*, in: Bublitz, Hannelore/Bühmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hrsg.): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 63–74.
- Scollon, Ron/Scollon, Suzie Wong (2003): *Discourses in Place. Language in the Material World*, London u.a.: Routledge.
- Seier, Andrea (1999): *Kategorien der Entzifferung: Macht und Diskurs als Analyseraster*, in: Bublitz, Hannelore/Bühmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hrsg.): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a. M./New York: Campus, 75–86.
- Silomon, Anke (1999): *„Schwerter zu Pflugscharen“ und die DDR. Die Friedensarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR im Rahmen der Friedensdekaden 1980 bis 1982*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Spieß, Constanze (2011): Diskurshandlungen. Theorie und Methode der Diskurslinguistik am Beispiel der Bioethikdebatte, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Waldenfels, Bernhard (1991): Ordnung in Diskursen, in: Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hrsg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 277–297.
- Warnke, Ingo H. (2007): Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen, in: Warnke, Ingo H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault, Berlin/New York: de Gruyter, 3–24.
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen, in: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, Berlin/New York: de Gruyter, 3–54.
- Wengeler, Martin (2011): Linguistische Diskursanalysen – deskriptiv, kritisch oder kritisch durch Deskription?, in: Schiewe, Jürgen (Hrsg.): Sprachkritik und Sprachkultur. Konzepte und Impulse für Wissenschaft und Öffentlichkeit, Bremen: Hempen, 35–48.

### **III. Empirische Diskurs- und Dispositivanalysen in Medien**

# **Zur Kulturspezifik der diskursiven Strategien. Eine kontrastive deutsch-polnische Analyse des Diskurses zum Gaskonflikt von Januar 2009**

*Waldemar Czachur*

## **1 Vorbemerkungen**

Ausgehend von der Annahme, dass Diskurse als mediale Wissensformationen aufgefasst werden, ist ferner danach zu fragen, wie die Medien Diskurse und somit auch das Wissen einer Kultur- und Sprachgemeinschaft konstituieren. Dabei handelt es sich darum, wie sich die diskursiven Machtverhältnisse in einem Diskurs und durch einen Diskurs in einer Gemeinschaft etablieren aber auch linguistisch erfassen lassen.

Dieser Beitrag zielt daher darauf ab, eine kulturalistische Perspektive für die Diskursanalyse zu erarbeiten, um damit eine Grundlage für eine kultur-kontrastive Diskurslinguistik aufzubauen. Mit dem Ansatz der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik wird der Versuch unternommen, vor allem das Verhältnis zwischen Sprache und Kultur vor dem epistemologischen Hintergrund zu eruieren. Die Relation zwischen Sprache und Kultur ist hier nicht eng zu fassen: es handelt sich eher um das Verhältnis zwischen Kultur – Werten – Diskurs – Wissen – Sprache. Sprache wird in dem Zusammenhang zum einen als ein kulturelles Phänomen und zum anderen als Mittel der Erkenntnis betrachtet. Dem Diskurs könnte dann eine vermittelnde Aufgabe zukommen, er ist ein Ort der Realisierung der Sprache und Kultur.

Um die Ansätze der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik zu exemplifizieren, wird anhand der Frame-Analyse versucht, die diskursiven Strategien im polnischen und deutschen Diskurs zum Gaskonflikt aufzuzeigen, um damit den Zusammenhang Wissen – Sprache – Diskurs – Werte – Kultur zu verdeutlichen. Bevor aber eine empirische Analyse erfolgt, werden zunächst die Ziele der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik diskutiert und die Modellierung des Verhältnisses zwischen Diskurs und Sprache/Wissen und Kultur/Werte sowie zwischen Diskurs und Medien linguistisch begründet.

## 2 Ziele der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik

Die Erforschung der diskursiven Möglichkeitsbedingungen für die sprachlichen Wissensformationen steht im Fokus der Diskurslinguistik. Der Diskurs wird dann als eine transtextuelle Struktur, als eine Menge von Aussagen aufgefasst, die funktional und thematisch eine kohärente Einheit darstellen (vgl. Warnke 2007, 2009; Bilut-Homplewicz 2006). Demnach kann zunächst vereinfacht angenommen werden, dass das linguistisch motivierte Erkenntnisinteresse einer Diskurslinguistik darin besteht, die diskursiv erzeugten Wissensbestände aus zwei verschiedenen Kultur- und Sprachgemeinschaften vergleichend zu untersuchen. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass das Wissen einerseits sprachlich und sozial/kulturell bedingt ist, andererseits sprachlich und sozial/kulturell konstruiert wird. Diese These bedarf der Ausformulierung: Spätestens seit Wilhelm von Humboldt ist es in den Sozial- und Geisteswissenschaften anerkannt, dass die Sprache und Kultur in einem Wechselverhältnis zueinander stehen, dass sich in der Sprache die Kultur der betreffenden Gemeinschaft widerspiegelt und dass Kultur nicht ohne Rückgriff auf Sprache und Sprache nicht ohne Rückgriff auf Kultur adäquat untersucht und beschrieben werden kann (vgl. Günthner/Linke 2006: 5). Hinsichtlich der sprachlichen und kulturellen Konstruktion von Wissen ist nach Warnke (2009) anzunehmen, dass das Wissen in einem Diskurs sprachlich konstituiert, argumentativ ausgehandelt und distribuiert wird. Indem eine Aussage in einem im Diskurs hergestellt wird, wird auch das verstehensrelevante Wissen erzeugt, denn eine Aussage bekommt ihre Bedeutung, also aktiviert ihre Wissensaspekte nur in einem bestimmten Diskurs. Vielmehr: Mit einer sprachlichen Aussage erfolgt die sprachliche Konzeptualisierung der Wirklichkeit, die Warnke (2009) als die Herstellung von Faktizität bezeichnet. Die sprachliche Konzeptualisierung der Wirklichkeit ist aber nicht konstant, sie wird permanent in einem Diskurs ausgehandelt, indem die Faktizität durch Begründung oder Widerlegung von konstruiertem Wissen gerechtfertigt wird. Somit ist das Wissen etwas Dynamisches, Veränderbares, Offenes und Flexibles. Von Bedeutung ist hier die Tatsache, dass sich das Wissen durch kollektiv anerkannte Deutungs- und Argumentationsmuster fixiert (vgl. Wengeler 2003), wobei auch diese transformationsfähig und transformierbar sind. Dieser Prozess, also die Notwendigkeit der permanenten Durchsetzung von Argumenten, ist Ausdruck der Agonalität der Diskurse, in denen „Interessenausgleich das Ergebnis von semantischen Kämpfen und Macht ist“ (Warnke 2009: 115). Denn der Bedarf nach einer argumentativen Auseinandersetzung ist durch den Kampf um die Deutungshoheit und somit um kulturspezifische Werte motiviert. Das Wissen wird ferner im Diskurs distribuiert, indem durch Regulierungen Geltungsansprüche gestreut werden. Warnke (2009: 120) spricht hier von „Durchsetzung normativer Gel-

tungsansprüche in semantischen Kämpfen“.<sup>1</sup> Fasst man also Wissen als sprachliches und diskursives Phänomen auf, so ist weiter davon auszugehen, dass es auch kulturspezifisch ist. Denn die Kultur, die hier als Gesamtheit der Normen und Werte hinsichtlich des Denkens<sup>2</sup>, der Kommunikation und des Verhaltens definiert wird, organisiert, welche Wissensformationen und wie sie sich in einer Gemeinschaft verbreiten und etablieren. D.h. die Art und Weise, wie sich das Wissen sprachlich konstituiert, argumentativ aushandelt und wie distribuiert, hängt von den Werten einer konkreten Kultur, von der kulturspezifischen Sichtweise<sup>3</sup> einer Kultur und somit auch von den diskursiven Strategien ab. Dabei spielen die massenmedialen Ordnungen und Regeln eine wichtige Rolle, denn sie sind von vielen kulturspezifischen Faktoren beeinflusst: u.a. von der Geschichte des Landes, einem Staatssystem, von der politischen (Kommunikations-)Kultur, von der wirtschaftlichen Entwicklung eines Landes, geopolitischen Ziele usw.

Ohne auf die Einzelheiten der obigen Thesen eingehen zu wollen, denn sie werden in den weiteren Teilen des Beitrags erörtert, soll die Frage gestellt werden, wozu Diskurse miteinander verglichen werden oder auch was in der kontrastiven Diskurslinguistik eigentlich kontrastiert wird.<sup>4</sup>

Ausgehend davon, dass Diskurse mithilfe von sprachlichen und nicht-sprachlichen Handlungen das Wissen kulturspezifisch konstituieren sowie Machtformationen generieren und festigen, sollen durch einen Diskursvergleich zum einen die Möglichkeitsbedingungen von sprachlicher Konstituierung von Wissen in den verglichenen Diskursen aufgezeigt werden und zum anderen die sprachlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen zwei Diskursgemeinschaften offengelegt werden. Lewandowska (2008) weist in dem Zusammenhang zu Recht darauf hin, dass solche Analysen zwar Unterschiede und Gemeinsamkeiten aufdecken, aber sie noch nichts über das Vorhandensein von „wechselseitiger (kultureller) Fremdheit“ aussagen, denn

nicht jede beobachtbare Differenz oder Gemeinsamkeit zwischen verschiedenen Kulturen hat den gleichen kulturellen Stellenwert im System der jeweils anderen Kultur. Das heißt, nicht jede kontrastive Differenz und nicht jede Gemeinsamkeit ist auch interkulturell distinktiv! (Lewandowska, 2008: 97)

---

1 Siehe auch Felder (2006) und Felder/Müller (2009). Für die kritischen Hinweise zu der ersten Version des Beitrags bedanke ich mich bei Herrn Prof. Dr. Martin Wengeler, Frau Prof. Ewa-Geller und Dr. Bettina Radeiski.

2 Zum Verhältnis zwischen Kultur, Wissen und Werten siehe mehr im 3. Kapitel.

3 Den Begriff Sichtweise definiere ich nach Bartmiński (1990) als subjektbezogene und kulturelle Kategorie, die darüber entscheidet, wie über ein Subjekt gesprochen wird, also wie es kategorisiert und konzeptualisiert wird.

4 Eine Diskussion über die Ziele und Methoden sowie über die Voraussetzungen der kulturkontrastiven Diskurslinguistik ist bei Böke/Jung/Niehr/Wengeler (2000) und Czachur (2010) zu finden.

Somit besteht das Ziel einer kontrastiven Diskurslinguistik nicht nur im Hinweis auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten, sondern auch in der Frage nach dem Stellenwert und der Ursache dieser Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der jeweiligen Diskursgemeinschaft<sup>5</sup>. Nach Lewandowska wäre die Frage zu stellen:

Stehen bestimmte Phänomene von verschiedenen Kulturen auch tatsächlich in einer interkulturell bedeutsamen „Opposition“ zueinander, d.h. sind sie interkulturell distinktiv? (Lewandowska 2008: 164)

So sind hier die bisherigen Überlegungen zur Kontrastivität um die Aspekte der Interkulturalität zu erweitern und in das Konzept der kontrastiven Diskurslinguistik einzubauen. Es wird sich jedoch nicht um die Interkulturalität im Sinne einer Analyse der Rahmenbedingungen für eine kommunikative Begegnung von zwei Kulturen handeln, sondern um die Aufdeckung von kulturbedingten wissensbezogenen Unterschieden und Gemeinsamkeiten, die anhand der diskurslinguistischen Analyse erklärt werden können.

In dem Zusammenhang darf aber auch nicht die Frage nach den Methoden der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik fehlen. Dies ist insofern wichtig, als eine bilaterale kontrastive Analyse immer mithilfe eines tertium comparationis erfolgen soll. Deswegen ist die Wahl einer entsprechenden Methode für die Qualität der vergleichenden Diskursanalyse von großer Bedeutung (vgl. Böke/Jung/Niehr/Wengeler 2000; Czachur 2010).

In Anlehnung an Warnke/Spitzmüller (2008) und Spieß (2008) wird hier davon ausgegangen, dass die Diskursanalyse eine Mehr-Ebenen-Analyse ist und dass sie sich eines großen Spektrums an bewährten linguistischen Methoden bedienen kann, mithilfe derer die Erforschung des verstehensrelevanten und kulturspezifischen Wissens möglich sein wird. Im Fokus dieser Arbeit steht die Frame-Analyse.<sup>6</sup> Somit zielt der Beitrag auch darauf ab, ihr Potenzial und ihre Anwendbarkeit vor dem Hintergrund der Ziele der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik zu überprüfen.

### 3 Diskurs zwischen sprachlichem Wissen und Kultur

Um im Sinne der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik den Zusammenhang zwischen sprachlichem Wissen – Diskurs – Kultur bestimmen zu können, ist es notwendig, zunächst das Diskursverständnis kulturalistisch zu bestimmen. Kultur

---

5 In der Arbeit verwende ich die Bezeichnungen wie *Sprach-*, *Kultur-* und *Diskursgemeinschaft* synonymisch.

6 Die Wahl dieser Analysemethode wird im 5. Kapitel begründet.

wird intuitiv als Wertesystem definiert<sup>7</sup>. Dieses Wertesystem – so die Annahmen der Kulturlinguistik nach Anusiewicz (1995) – wird in der Sprache kodiert und es aktiviert und organisiert die Wissenszirkulation in einer Gemeinschaft. Demzufolge wird Kultur als offenes und dynamisches Werte- und Wissenssystem aufgefasst, weil es widersprüchliche Elemente innerhalb der kulturellen Prozessierung zulässt. Höring/Winter (1999) schreiben dazu:

Nicht die integrative Funktion von Kultur, sondern der ‚Kampf um Bedeutungen‘ (Lawrence Grossberg), der nie zu beendende Konflikt über Sinn und Wert von kulturellen Traditionen, Erfahrungen und Praktiken bestimmt ihre Analysen [...]. Cultural Studies beschäftigen sich daher immer mit bestimmten kulturellen Prozessen, die sich an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Zeit ereignen und zu einem spezifischen Zweck analysiert werden. Es geht ihnen in den Gesellschaften der Gegenwart um die kontextuell unterschiedlichen Prozesse der Bedeutungsproduktion, die durch Enttraditionalisierung, Vermischung, Wandel und Konflikt gekennzeichnet sind. Ausgangspunkt sind die Alltagspraktiken, die Kulturen schaffen und soziale Wirklichkeiten hervorbringen. (Höring/Winter 1999: 9-10)

Was bedeutet es nun, dass „kulturelle Prozesse“ an einem bestimmten „Ort“ und in einer bestimmten „Zeit“ und zu einem bestimmten „Zweck“ erfolgen? Wie hängt dies mit dem „Kampf um Bedeutungen“ und der „Bedeutungsproduktion“ zusammen? Diese Fragen legen nahe, dass es sich um die Kategorie des Diskurses handeln könnte, der „im Auftrag der Kultur“ das sprachliche Wissen und somit auch die Bedeutung auf einer niedrigeren Ebene erzeugt, profiliert und damit auch kulturstabilisierend wirkt (oder sie gar verändert). So kann man auch die These von der diskursiven Konstituierung der kulturellen Wirklichkeit oder des diskursiven Weltbildes aufstellen, denn die Diskurse (ihre Akteure, Inhalte, Strukturen, Formationen usw.) erzeugen in ihren Interpretationen gemeinsame kulturspezifische Wissenshorizonte der Weltwahrnehmung. Versucht man das Verhältnis zwischen Kultur, Sprache und Diskurs für Analysezwecke zu modellieren, so kann davon ausgegangen werden, dass Kultur als ein Wertesystem zu verstehen ist, die durch und in Diskurse(n) sprachlich realisiert wird, und diese Diskurse wiederum mittels der kulturspezifisch organisierten Medien für Artikulation von Wissens- oder Deutungsbeständen verantwortlich sind. Zugespitzt ausgedrückt: Die Kultur beeinflusst das sprachliche Wissen nicht direkt, sondern der medial konstruierte Diskurs, der mit seinen kultur- und medienspezifischen Regeln und Mechanismen darüber entscheidet, welches sprachliche Wissen als wichtig und nützlich oder auch als wahr diskursiv profiliert wird. Der Diskurs gilt demnach als ein kulturelles, gesellschaftliches und soziales Machtphänomen.

---

7 Gemeint ist das Verständnis von Kultur als Totalitätsbezeichnung. Sie wird betrachtet als die Gesamtheit von menschlichen Verhaltensweisen in einer sozialen Gruppe.

Dies ist deswegen möglich, weil die kulturelle, gesellschaftliche und soziale Prozessierung der Sprache nur durch einen und in einem Diskurs erfolgt. Vielmehr gilt der Diskurs als eine Art kultureller Filter.

Diese Relation lässt sich graphisch so darstellen:

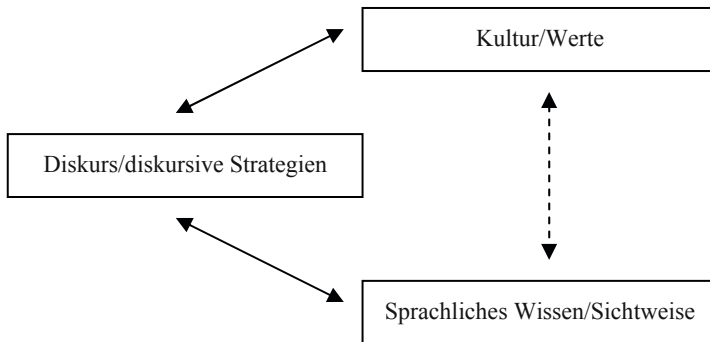


Abbildung 1: Hierarchisierung der Kultur-, Diskurs- und Sprachebene

Die Kultur erscheint hier als ein Bündel von Regeln, Handlungslogiken und Mechanismen, die darüber entscheiden, wie Diskurse in einer konkreten Wirklichkeit erzeugt werden und welches sprachliche Wissen diese Diskurse profilieren.<sup>8</sup> Mit der Kategorie *Diskurs* kann die Kluft zwischen der wertebezogenen und der wissens-konstruktivistischen Perspektive auf Kultur und Sprache aufgehoben werden. Denn der Diskurs besitzt einerseits eine konstituierende sowie stabilisierende Kraft bezüglich der Sprache und Kultur und andererseits eine kultur- und wertevermittelnde Kraft.

Dass es gelingt, die zwei Ansätze zu verbinden, liegt daran, dass den beiden Perspektiven eine gemeinsame Annahme zugrunde liegt, nämlich die Erkenntnis, dass sowohl die Werte als auch die Wissensbestände auf der Basis von (politischen) Erfahrungen einer Gemeinschaft entstehen und gedeutet werden. Auch wenn der Erfahrungsprozess einen individuellen Prozess darstellt, so ist die Erfahrung kulturell bedingt, und das Individuum bezieht seine individuellen Erfah-

<sup>8</sup> Ersichtlich ist hier die Analogie von diesem Konstrukt zur Unterscheidung von Goodenough zwischen der phänomenalen und wertebezogenen Ordnung. Während die erste die materielle Hervorhebung einer Kultur, ein konkretes Produkt umfasst, ist die zweite dafür verantwortlich, dass diese materiellen Manifestationen miteinander nach bestimmten Regeln in Beziehung gesetzt werden. (Nach Anusiewicz/Dąbrowska/Fleischer 2000: 21)

rungen immer auf die kollektiv anerkannte werte- und wissensbezogene Kulturmatrix einer Gemeinschaft. Die Erfahrung hat somit einen subjektbezogenen/ subjektiven Charakter, denn sie gilt als ein Ergebnis der epistemologischen Konzeptualisierung von irgendjemandem, sie ist verankert in einer Zeit- und Ort-Achse und bezieht sich auf die kulturspezifischen Werte (Pomorski 2004: 21).

Auch in diesem Punkt kommt dem Diskurs als einer analytischen Kategorie eine wichtige Aufgabe zu, denn die Erfahrung einer Gemeinschaft entsteht und wird innerhalb der Diskurse gedeutet. Aufgrund dieser Erfahrungen und Erkenntnisse bildet sich Wissen heraus. Hier spielen die Medien eine besondere Rolle, denn sie gelten als ein realitätsschaffender Akteur, indem sie „neue, künstliche Sinnlichkeiten zwischen Wahrnehmungsapparat und Umwelt schalten und uns Wahrnehmungen zu[tragen]“ (Meyer/Ontrup/Schicha 2000: 71). Damit einher geht die Notwendigkeit, bestimmte gesellschaftsrelevante oder politisch aktuelle Themen bzw. Fragestellungen zu selektieren, d.h. die Medien entscheiden nach den kulturspezifischen Regeln, welches Thema aus welcher Perspektive mit welchen Argumenten der Zielgruppe vorliegt. Sie sind der reale Diskursgenerator und -organisator, die gleichzeitig diskursive Produkte darstellen.

Vereinfacht formuliert lassen sich die Relationen zwischen Diskurs, Sprache und Kultur in folgenden Thesen formulieren:

- Diskurse entstehen in einer konkreten Sprach- und Kulturgemeinschaft;
- Diskurse entstehen nach den kulturspezifischen, auch im Konflikt stehenden Werten dieser Sprach- und Kulturgemeinschaft, die von zahlreichen Faktoren wie politischem System, Geschichte, Tradition, Klima, wirtschaftlicher Entwicklung, Religion, Geopolitik usw. beeinflusst sind;
- Diskurse thematisieren kulturspezifische Gegenstände und Sachverhalte nach unterschiedlichen wertebezogenen Sichtweisen (*Debatte über schmutzige Toiletten oder Gammelfleisch-Skandal (Döner)*).

Daraus lassen sich folgende Annahmen über die Kultur ableiten:

- Kultur organisiert (und beeinflusst) den Alltag und die Erfahrung der Menschen;
- Kultur organisiert (und beeinflusst) nach ihren spezifischen Werten den gesellschaftlichen Raum;
- Kultur organisiert (und beeinflusst) zum einen die Gegenstände und Sachverhalte der Diskurse und zum anderen die Sichtweise darüber, wie sie perspektiviert werden.

Die Konsequenz dessen ist folgendes Diskursverständnis:

- Diskurse vermitteln zwischen der Kultur/den Kulturen und dem sprachlichen Wissen;
- Diskurse profilieren und stabilisieren zum einen die Kultur/die Kulturen und zum anderen das sprachliche Wissen einer Gemeinschaft;
- Diskurse ermöglichen in einer Kultur Veränderungen, indem sie als argumentative Austragungsorte der Bedeutungs- und Wertekämpfe gelten;
- Diskurse sind der ‚Lackmustest‘ der Kulturen, sie verändern die Kultur/die Kulturen und die Kultur/die Kulturen verändern über die Diskurse das sprachliche Wissen.

Festzuhalten bleibt, dass das Kulturverständnis doppelt perspektiviert werden kann: zum einen aus der epistemologischen Perspektive und zum anderen aus der axiologischen Perspektive. Der hiesige Ansatz ermöglicht den Diskurs als Verbindungsmittel zwischen der Sprache und Kultur (auch als ein Regelwerk für die Medienorganisation) anzusiedeln und ihn als Analyseinstrument für die Ziele der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik fruchtbar zu machen.

#### **4 Medien und Diskurse**

Nimmt man an, dass die politischen Diskurse nur in der massenmedialen Öffentlichkeit funktionieren, so lassen sich nach Habscheid/Klemm (2007) die folgenden Determinanten des medialen Diskurses festhalten:

- die Interessengruppen streben nach maximaler gesellschaftlicher Zustimmung, nach Etablierung der eigenen Themen und der Erzeugung von öffentlichem Interesse;
- die Massenmedien bemühen sich um die Generierung von Aufmerksamkeit in ökonomisch relevanten Publikumssegmenten;
- die Bürger, also die Zuschauer haben das Bedürfnis nach einer verständlicher und unterhaltsamer Vermittlung (Habscheid/Klemm 2007: 3).

Die Rahmenbedingungen, in denen ein medialer Diskurs in einem demokratischen, pluralistischen Rechtsstaat entsteht, sind komplex und hauptsächlich von (politischen, kommerziellen, informativen) Interessen vieler Gruppen bestimmt. Nimmt man dieses Spektrum an Handlungslogiken und -interessen der jeweiligen Akteure des politischen Diskurses als prototypisch an, so muss bedacht wer-

den, dass dieses kulturspezifisch ist und stark von der politischen Kultur einer Gemeinschaft beeinflusst wird (ausführlich dazu Kapitel 5).

Unter solchen Rahmenbedingungen entstehen mediale Diskurse, die das gesellschaftliche Wissen generieren und stabilisieren. Das kollektiv anerkannte Wissen einer Gemeinschaft wird durch die Bedeutung und den Sinn sprachlicher Ausdrücke erkennbar. Dieser Prozess der Bedeutungsgenerierung und -zirkulation findet ununterbrochen statt. Er ähnelt einem Kampf um Deutungen, denn der Diskurs selbst setzt die Öffentlichkeit, Konflikthaftigkeit oder Agonalität voraus. Die Medialität sorgt also dafür, dass das pluralistische Öffentliche entsteht und dass das Kontroverse innerhalb der gesellschaftlich anerkannten und möglichen Wertekämpfe stattfinden kann und somit die Profilierung des sprachlichen Wissens durch inhaltliche und argumentative Polarisierung zustande kommt. Anders ausgedrückt: das massenmediale Öffentliche und das Kontroverse sind deswegen eine Voraussetzung für einen Diskurs, weil „nur dort, wo konkurrierende Ansprüche auf Definitionsmacht erhoben werden, diskursive Prozesse vorangetrieben werden“ (Schwab-Trapp 2006: 266). Die Aussagen bzw. die Äußerungen im Diskurs, mit denen die Wissenskonstruktion, die argumentative Aushandlung und Distribution von Wissen erfolgt, unterliegen einer ständigen Konkurrenz<sup>9</sup> oder stehen im Widerspruch zueinander, möglicherweise gerade deswegen, weil sie von Diskursakteuren dazu benutzt werden, legitime Deutungsvorgaben zu instrumentalisieren.

Darüber hinaus wird in medialen Diskursen das Kontroverse offensichtlich bewusst ans Tageslicht gebracht, um mit newsartigen Informationen eine bewusste Skandalisierung und Emotionalisierung zu erzeugen. Diese performative Wirkung der Medien erfolgt – wie oben angemerkt – immer in enger Korrespondenz mit den kulturspezifischen Werten.

## 5 Die kulturspezifische Profilierung des Wissens und die sprachliche Bedeutung

Angenommen wurde oben, dass das Wissen sprachlich konstituiert wird und dass die Relation zwischen sprachlichem Wissen und der Kultur/Werten durch die jeweiligen Diskurse gestaltet wird. Diskurse aktivieren die kulturspezifischen Werte, die wiederum ihren Ausdruck im sprachlichen Wissen, also in der Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks finden. Dies kann man am Beispiel von solchen Ausdrücken wie *Kornrade*, *Kornblume* oder *Kamille* betrachten, die je nach der sprachlichen Kategorisierung entweder als *Unkraut* oder als *Blume* oder als

---

9 Nach Spieß (2009) ist zu unterscheiden zwischen der Bedeutungskonkurrenz und der Bezeichnungskonkurrenz.

zu den *Kräutern* gehörend oder allgemein als *Pflanze* identifiziert werden können. D.h. von der Kategorisierung des Referenzobjekts hängt auch die sprachliche Konzeptualisierung ab. Denn indem *Kornrade* als Blume kategorisiert wird, werden ihr andere Eigenschaften zugewiesen als in der Kategorie *Kräuter*. Für die Bedeutungskonstitution eines sprachlichen Ausdrucks ist der Prozess der Kategorisierung, Konzeptualisierung und Profilierung grundlegend (vgl. Bartmiński 1990, 1993, 2009; Cieszkowski 2001; Ziem 2008).

Die Aufgabe einer Diskurslinguistik ist es demnach, die diskursiv erzeugte Bedeutung eines konkreten sprachlichen Zeichens aufzuzeigen, d.h., dass anhand der „kognitiven Definitionen“ im Sinne von Bartmiński (1988, 2009) das Wissen über die Welt, die Kategorisierung sowie Konzeptualisierung von Wirklichkeit und ihre Bewertung erfasst werden soll. Es handelt sich also darum, wie dieses diskursive, kulturspezifische, stereotype und stillschweigende, verstehensrelevante Wissen identifiziert werden kann. Als möglich erweisen sich hier solche Instrumente wie das Konzept der diskurssemantischen Grundfigur (vgl. Busse 1997; Scharloth 2005), das Frame-Konzept (vgl. Konerding 1993; Fraas 1996; Klein 1999; 2002; Lönneker 2003; Ziem 2008), das des sprachlichen Weltbilds (vgl. Weisgerber 1971; Gipper 1978; Bartmiński/Tokarski 1986; Maćkiewicz 1988; Bartmiński 2009) sowie die Analyse der semantischen Einheiten von Wierzbicka (1992, 1999). Allen hier erwähnten Ansätzen liegen die folgenden Annahmen zugrunde:

- die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks wird als (Netzwerk) Bündel von der ermittelten Konnotation, Assoziationen und des naiven Wissens eines Sprachbenutzers aufgefasst, die durch unscharfe Ränder gekennzeichnet ist. Wichtig erscheint hier die Vernetzung mit anderen sprachlichen Ausdrücken;
- die Relationen zwischen den Bedeutungselementen innerhalb des Bündels werden durch ihre Hierarchisierung (z.B. der Erscheinungsfrequenz dieser Elemente in einem medialen Diskurs) aufgefasst;
- die diskursiv erzeugten Eigenschaften/Merkmale in der Bedeutungsmatrix eines sprachlichen Ausdrucks können widersprüchlich sein;
- die Gebrauchsbedeutung eines sprachlichen Ausdrucks wird in Form einer kognitiven Definition (Frames) als Ergebnis des Profilierungsprozesses aufgefasst.

Nach Bartmiński (2009: 90) ist festzuhalten, dass die diskursive Profilierung auf zwei Ebenen stattfindet: durch die Auswahl eines Wissensaspekts des Referenzobjektes und durch seine inhaltliche Spezifizierung. Indem die Bedeutung eines

sprachlichen Ausdrucks eine diskursiv erzeugte Profilierung erfährt, werden die diskursiven Strategien einer Kulturgemeinschaft deutlich.

Vor diesem Hintergrund soll geprüft werden, wie der sprachliche Ausdruck *Europäische Union* im Diskurs über den Gaskonflikt in Polen und in Deutschland profiliert wurde und welche diskursiven Strategien sich in beiden Diskursen erkennen lassen.<sup>10</sup> Dies soll mithilfe der Frame-Analyse geschehen. Darüber hinaus wird angenommen, dass mit der Analyse der EU-Frames im polnischen und deutschen Diskurs zum Gaskonflikt ein methodischer Beitrag zur Erforschung des Verhältnisses Diskurs – Sprache – Kultur im Sinne der kulturkontrastiven Diskurslinguistik geleistet werden kann.

### 5.1 *Europäische Union im polnischen und im deutschen Diskurs*

Die Analyse der diskursiven Profilierung des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union* wird ähnlich wie die der Frames im Sinne von Kondering (1993), Fraas (1996) und Ziem (2008) durchgeführt, d.h. dem Ausdruck *Europäische Union* wird über die Hyperonymtypenreduktion der Matrixframe *Institution* zugewiesen und den einzelnen Prädikaten – im Folgenden „Leerstellen“ genannt – werden die in einem aus den polnischen und deutschen zusammengesetzten Korpus ermittelten Prädikate zugeordnet.<sup>11</sup>

Stellt man die Analyseergebnisse des polnischen Diskurses zusammen, so ergibt sich die folgende Framestruktur des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union*.

---

10 Die Frame-Analyse wird anhand des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union* durchgeführt, da sie als politischer Akteur in diesem Konflikt gilt, welcher nach innen energiesicherheitspolitische Fragen lösen soll und nach außen mit den Partnern wie der Ukraine und Russland Verhandlungen führt.

11 Das polnische Korpus besteht aus 86 Texten, aus denen 368 Prädikate extrahiert wurden. Das deutsche Korpus hingegen besteht aus 67 Texten, aus denen sich 319 Prädikate ermitteln ließen. Auffallend ist hier, dass das deutsche Korpus im Vergleich zum polnischen aus einer etwas kleineren Zahl von Texten und somit von Prädikaten besteht. Dies hängt auch damit zusammen, dass das Thema in Deutschland in der ersten Phase nicht mit der Intensität behandelt wurde wie in Polen. Dieser Unterschied hat aber keinen Einfluss auf die Analyseergebnisse. Herangezogen wurden die Texte in beiden Ländern aus den meinungsbildenden Zeitungen und Zeitschriften: für Polen *Gazeta Wyborcza*, *Rzeczpospolita*, *Dziennik*, *Polityka*, *Wprost*, *Fakt*, *Super Express* und für Deutschland *Süddeutsche Zeitung*, *Die Welt*, *FAZ*, *Die Zeit*, *Der Spiegel*, *Der Stern* und die *Bild-Zeitung*. Diese Zeitungen und Zeitschriften gelten in Polen und in Deutschland als meinungsbildend und decken ein großes Spektrum der unterschiedlichen Zielgruppen jeder Gesellschaft ab.

<b>Bedeutungsaspekte</b>	<b>%</b>
Prädikatoren zur Charakterisierung der Art und Weise, in der die EU arbeitet	20,38
Prädikatoren zur Charakterisierung der sonstigen Eigenschaften der EU	16,84
Prädikatoren zur Charakterisierung der Ziele der EU	16,57
Prädikatoren zur Charakterisierung der Aufgaben und Pflichten der EU	12,77
Prädikatoren zur Charakterisierung der Art und Weise, auf die die EU wirksam wird	12,49
Prädikatoren zur Charakterisierung der Mittel der EU	8,15
Prädikatoren zur Charakterisierung der Rollen und Funktionen	5,97
Prädikatoren zur Charakterisierung der Mitgliedsstaaten der EU	4,89
Prädikatoren zur Charakterisierung der Staaten, die an der EU interessiert sind.	1,25
Prädikatoren zur Charakterisierung der Bedingungen, unter denen Ziel, die die EU in Handlungen und Handlungszusammenhängen des Staates verfolgt, gutgeheißen werden	1,08

Tabelle 1: Die Bedeutungsaspekte des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union* im polnischen Diskurs.

Als signifikant häufiges Vorkommen erweist sich im polnischen Diskurs die Leerstelle, die die Art und Weise, wie die EU arbeitet, charakterisiert. Das bedeutet nicht, dass diese Wissensaspekte explizit im Mittelpunkt des polnischen Diskurses standen. Sie wurden aktiviert, weil der Schwerpunkt darauf gelegt wurde, wie die Europäische Union aus polnischer Perspektive arbeitet oder ihr Handlungspotenzial nutzt.

An zweiter Stelle kommen die Prädikate vor, durch die der EU unterschiedliche Eigenschaften zugeschrieben und ihre Ziele hervorgehoben werden. Weiter folgen die Leerstellen, die die Aufgaben und Pflichten der EU sowie die Art und Weise, wie die EU wirksam wird, aktiviert.

Analysiert man die Prädikate, die im polnischen Diskurs die Art und Weise charakterisieren, wie die EU arbeitet, so fällt zunächst auf, dass sie sich widersprechen, d.h. nebeneinander treten die Prädikate, die positive und negative Eigenschaften aufweisen. So die Prädikate, die am meisten vorkommen:

1. UE nie chroni państw członkowskich przed energetycznymi wstrząsami (EU schützt seine Mitgliedsländer nicht vor den Energieerschütterung)
2. UE nie rozpoznaje sytuacji (EU kann die Situation nicht einschätzen)
3. UE nie uczestniczy w sporze (EU nimmt an dem Konflikt teil)
4. UE nie wskazuje winnego (EU zeigt keinen Schuldigen)
5. UE nie zabezpiecza bezpieczeństwa energetycznego (EU garantiert keine Energiesicherheit)

6. UE ociąga się z realizacją projektu budowy rurociągu Nabucco (EU zögert mit der Realisierung des Baus der Nabucco-Pipeline)
7. UE reaguje histerycznie (EU reagiert hysterisch)
8. UE uprawia politykę strusia (EU betreibt die Politik des Straußes)
9. UE działa z opóźnieniem (EU handelt mit Verspätung)
10. UE gra na zwłokę (EU spielt auf Zeit)

Ersichtlich ist, auch anhand dieser verkürzten Auflistung, dass die Handlungen der EU negativ bewertet werden. Vielmehr verdeutlicht sich auch an diesen Beispielen eine starke Polarisierung zwischen *wir* (*Polen*) und *sie* (*die Europäische Union*), die hier mit einer Strategie der Distanzierung (des distanzierten Kritizismus) zusammenhängt. Aus der Menge der Prädikate, die diesem Prädikator zugeordnet werden, lassen sich nur wenige positive Eigenschaften herausfiltern:

11. UE reaguje zdecydowanie (EU reagiert entschlossen)

Nicht anders stellt sich die Situation im Falle von „sonstigen Eigenschaften“ dar. Wie aus diesen Beispielen abgeleitet werden kann, handelt es sich wieder um eine negative Attributierung:

1. UE jest bezradna (EU ist ratlos)
2. UE jest bezsilna (EU ist machtlos)
3. UE jest bezwładna (EU ist kraftlos)
4. UE jest instytucją prawa (EU ist eine Rechtsinstitution)
5. UE jest naiwna (EU ist naiv)
6. UE jest niejednolita (EU ist uneins)
7. UE jest oszukiwana (EU ist betrogen worden)
8. UE jest podzielona (EU ist geteilt)
9. UE jest słaba (EU ist schwach)
10. UE jest szantażowana przez Rosję (EU ist von Russland erpresst)
11. UE jest uzależniona od Rosji (EU ist von Russland abhängig)
12. UE jest zagrożona (EU ist bedroht)
13. UE jest zjednoczona (EU ist vereinigt)
14. UE nie jest jednością (EU ist keine Einheit)
15. UE nie jest samowystarczalna (EU ist nicht selbstgenügsam)
16. UE nie jest solidarna (EU ist nicht solidarisch)
17. UE nie jest spójna (EU ist nicht einheitlich)
18. UE nie jest zjednoczona (EU ist nicht vereinigt)

Am häufigsten wird betont, dass die EU *schwach, geteilt, betrogen, bedroht, ratlos, von Russland abhängig* ist, dass sie *nicht solidarisch, nicht vereinigt* ist. Es dominieren pejorative Bewertungen der EU. Deutlich wird dadurch Skepsis der EU gegenüber, aber auch Mangel an konstruktivem Umgang mit der EU. Hier drängt sich nun die Frage nach den Aussagen über die Eigenschaften von Kultur und Gemeinschaft auf. Lassen sich in der polnischen Sicht Visionen und Konzepte für die EU erkennen, erwartet Polen eine solidarische, starke, vereinigte EU?

So kommt man zum drittstärksten Bedeutungsaspekt der Europäischen Union, nämlich zu den Zielen der EU. Aus den 61 Prädikaten lassen sich die fünf herausstellen, die dominant sind:

1. UE potrzebuje bezpieczeństwa energetycznego (EU braucht Energiesicherheit)
2. UE potrzebuje solidarności energetycznej (EU braucht Energiesolidarität)
3. UE potrzebuje wspólnej polityki energetycznej (EU braucht eine gemeinsame Energiepolitik)
4. UE potrzebuje uniezależnienia od Rosji (EU braucht eine Unabhängigkeit von Russland)
5. UE powinna być zjednoczona (EU soll vereinigt sein)

Versucht man diese zu hierarchisieren, so ist festzustellen, dass *solidarność energetyczna* (Energiesolidarität) und *bezpieczeństwo energetyczne* (Energiesicherheit) an der ersten Stelle stehen. Diese zwei Begriffe gelten im polnischen Diskurs zum Gaskonflikt als Schlüsselwörter und als solche sollen sie auch in der weiteren Analyse behandelt werden.

Vergleicht man die Wissensaspekte des deutschen Korpus mit dem des polnischen, so ist die eindeutige Dominanz des Prädikats ersichtlich:

1. UE potrzebuje dywersyfikacji źródeł energii (EU braucht eine Diversifizierung von Energiequellen)

Die weiteren Prädikate – ähnlich wie im deutschen Korpus – beziehen sich auf den Investitionsbedarf für die Erschließung der neuen Energiequellen, den Ausbau der Gasnetze, Gasspeicher, der Nabucco-Pipeline, die Atomkraft und auch die erneuerbare Energie. Darüber hinaus finden sich im polnischen Korpus Prädikate, die besagen, dass die EU härter mit Russland umgehen und keinesfalls die Ostsee-Pipeline unterstützen soll.

## 5.2 Europäische Union im deutschen Diskurs

Die Analyseergebnisse des deutschen Diskurses lassen eine folgende Framestruktur des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union* erkennen:

<b>Bedeutungsaspekte</b>	<b>%</b>
Prädikatoren zur Charakterisierung der Aufgaben und Pflichten der EU	18,51
Prädikatoren zur Charakterisierung der Ziele	15,43
Prädikatoren zur Charakterisierung der Mittel der EU	14,50
Prädikatoren zur Charakterisierung der sonstigen Eigenschaften der EU	13,27
Prädikatoren zur Charakterisierung der Art und Weise, auf die die EU wirksam wird	12,64
Prädikatoren zur Charakterisierung der Art und Weise, auf die die EU arbeitet	12,34
Prädikatoren zur Charakterisierung der Rollen und Funktionen	8,02
Prädikatoren zur Charakterisierung der Mitgliedsstaaten der EU	2,77
Prädikatoren zur Charakterisierung der Bedingungen, unter denen Ziel, die die EU in Handlungen und Handlungszusammenhängen des Staates verfolgt, gutgeheißen werden	0,61
Prädikatoren zur Charakterisierung der Handlungen und Handlungszusammenhänge der Staaten, in denen die EU eine Rolle spielt (Wie EU die Energiepolitik betreibt)	0,30

Tabelle 2: Die Bedeutungsaspekte des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union* im deutschen Diskurs.

Im deutschen Diskurs positionieren sich an erster Stelle die Prädikatoren, die die Aufgaben und Pflichten der EU charakterisieren. Hier die Korpusbelege, die dominant sind:

1. EU braucht alternative Wege der Energiebeschaffung
2. EU braucht Diversifizierung von Energiequellen
3. EU braucht den Aufbau von Gasspeichern
4. EU braucht den Ausbau europäischer Gasnetze
5. EU braucht die geplante Ostsee-Pipeline
6. EU braucht einen breiteren Energiemix
7. EU braucht erneuerbare Energien
8. EU braucht Gas über Nabucco
9. EU braucht Atomkraft

Betont wird die Notwendigkeit, zum einen neue Energiequellen zu beschaffen (Diversifizierung), Gasnetze, Gaspipeline (wie Ostsee-Pipeline und Nabucco-Pipeline) oder Gasspeicher auszubauen und zum anderen über den Energiemix, die erneuerbare Energie und Atomkraft nachzudenken. Erwähnt werden soll, dass die Frage der Atomkraft im Vergleich zu den anderen Aufgaben im Korpus nicht so frequent vorkommt.

Der zweithäufigste Bedeutungsaspekt, der im deutschen Diskurs verwendet wurde, bezieht sich auf die Ziele der EU, die sich meistens in folgenden Prädikaten äußerten:

1. EU braucht eine Energiesicherheit
2. EU braucht eine gemeinsame Energiepolitik
3. EU braucht Solidarität
4. EU braucht Unabhängigkeit vom russischen Gas

Auffallend ist, dass unter allen Prädikaten, die die Ziele der EU im deutschen Korpus charakterisieren, die Unabhängigkeit vom russischen Gas dominiert. Die weiteren hier erwähnten Prädikate sind weniger stark vertreten. Vergleicht man dies mit dem polnischen Korpus, bleibt zunächst festzustellen, dass im deutschen Diskurs *die Unabhängigkeit vom russischen Gas* als Schlüsselwort dominiert, während im polnischen *die Solidarität* und *die Energiesicherheit* vorherrschen.

Ein weiterer Bedeutungsaspekt, welcher im deutschen Korpus besonders häufig aktiviert wurde, bezieht sich auf die Handlungsmittel, die von der EU zur Ausführung ihrer Handlungen eingesetzt werden. Folgende auf Wissensordnungen beruhende Handlungszuschreibungen kommen zum Vorschein:

1. EU droht
2. EU entsendet eine Beobachterkommission
3. EU fordert etwas
4. EU kritisiert
5. EU mahnt an
6. EU ruft auf
7. EU schaltet sich mehrmals ein
8. EU übt Druck aus
9. EU warnt

Wie ersichtlich, geht es hier um sprachliche Handlungen, die darauf abzielen, die politischen und diplomatischen Mittel zu nutzen, um den Gaskonflikt zu lösen, wobei die sprachlichen Handlungen DROHEN und FORDERN dominieren. Auch im polnischen Korpus kommen ähnliche Prädikate vor:

1. UE apeluje (EU appelliert)
2. UE grozi (EU droht)
3. UE naciska (EU übt den Druck aus)
4. UE negocjuje (EU verhandelt)
5. UE żąda (EU fordert)

Im polnischen Korpus wird vor allem die Handlung GROZIĆ (DROHEN) realisiert, die anderen Varianten sind weniger präsent. Mit diesen Handlungen, deren sich die EU bedient, werden auch das Handlungspotenzial und die Handlungsmöglichkeiten zum Ausdruck gebracht.

Zu 13,27% charakterisieren die Prädikate im deutschen Korpus die EU im Allgemeinen. Ähnlich wie im polnischen Korpus dominieren auch hier die negativen Eigenschaften, die der EU zugeschrieben werden:

1. EU ist vom russischen Gas abhängig
2. EU ist hilflos
3. EU ist machtlos
4. EU ist nicht frei
5. EU ist passiv
6. EU ist ratlos
7. EU ist schwach
8. EU ist überfordert
9. EU ist uneins
10. EU ist verletzlich
11. EU ist zögerlich

Hervorgehoben sei auch, dass vor allem das negativ konnotierte Prädikat *EU ist vom russischen Gas abhängig* in dieser Klasse stark überwiegt.

Aus dem Vergleich von Frames für den Ausdruck *Europäische Union*, der auf zwei Ebenen erfolgt, zum einen hinsichtlich der inneren Struktur des Frame und zum anderen hinsichtlich der Wissensaspekte einzelner Prädikaten(klassen), ergeben sich zahlreiche Unterschiede aber auch einige Gemeinsamkeiten. Zunächst auf der Ebene der Struktur: Während im polnischen Diskurs eine negative Bewertung der Arbeitsweise der EU und insgesamt der EU im Vordergrund steht, werden im deutschen Diskurs im Zusammenhang mit dem Referenzobjekt *Europäische Union* konkrete Aufgaben und Ziele der EU aktiviert.

Vergleicht man die einzelnen Klassen von Prädikaten, so sind die Unterschiede nicht sehr gravierend. Als Beispiel für die weitgehenden Gemeinsamkeiten gilt die Leerstelle zu Aufgaben und Pflichten der EU. In beiden Diskursen ist eine starke Konzentration auf den Ausbau notwendiger Energieinfrastruktur oder

erneuerbare Energie festzustellen; differenziert betrachtet wird vor allem die Frage der Atomkraft und der Ostsee-Pipeline offensichtlich. Auch die Eigenschaften, welche dem Referenzobjekt *Europäische Union* zugewiesen werden, klaffen in beiden Diskursen nicht stark auseinander. Es wird die Ratlosigkeit, Handlungsunfähigkeit, Passivität, Machtlosigkeit der EU sowie deren Abhängigkeit von Russland hervorgehoben. Interessant ist auch die Klasse der Prädikate, die die Rolle der EU charakterisiert. In beiden Ländern stehen im Mittelpunkt der diskursiven Auseinandersetzung vor allem zwei Aspekte: *EU als Vermittler* und *EU als Geisel*. Diese Polarisierung durch die diskursive Verwendung von gegensätzlichen Merkmalen, die in einer Prädikatorenklasse aktiviert werden, weist auf eine deutliche Konflikthaftigkeit im Diskurs hin. Sie sind weiterhin ein Beweis dafür, dass „der semantische Kampf“ im Diskurs stattfindet und sich sprachlich und konzeptionell manifestiert. Mit einer entsprechenden Wortwahl oder einer konkreten Bezeichnung erfolgt auch die Hervorhebung eines bestimmten Wissensaspekts und somit auch eine implizite oder explizite Bewertung. Bewertet wird, explizit oder auch implizit, immer vor dem Hintergrund einer Ordinalskala (positiv – neutral – negativ), indem einem Sachverhalt und Gegenstand bestimmte Werte zugewiesen werden (Mikołajczyk 2004: 75-76). Diese Annahme soll weiter präzisiert werden, weil die Bewertung auf zwei Ebenen erfolgt: zum einen durch die Graduierung von thematisierten Wissensaspekten (stärkerer Schwerpunkt auf die negative Bewertung/Eigenschaften der EU oder auf die Aufgaben und Ziele der EU) und zum anderen durch die Aktivierung von bestimmten Wissensaspekten innerhalb einer Leerstelle (*EU als Vermittler* und *EU als Geisel*). Man kann in Anlehnung an Felder (2006) von semantischen Kämpfen sprechen, die auch als „Diskursivität der Bedeutungskonnotation“ (Grzmil-Tylutki 2000: 57) verstanden werden können. Das ist insofern wichtig, als die Wissensaspekte (oder auch ‚Bedeutungsaspekte‘ genannt) mit den Bewertungsstrategien und mit dem Bewertungshintergrund zusammenhängen, die in einer Sprach- und Kulturgemeinschaft durch das oben thematisierte Wertesystem und durch die Normen vorgegeben werden. Semantische Kämpfe sind also Wertekämpfe, die sprachlich in einem konkreten Diskurs oder durch einen Diskurs ausgetragen werden. Kulturspezifische Werte stellen den Hintergrund für Bewertungen und steuern damit die Konzeptualisierung der Wirklichkeit.

## 6 Diskursive Strategien – ein Vergleich

Vor dem Hintergrund dieser empirischen Analyse und der theoretischen Diskussion über das Verhältnis zwischen Diskurs, Sprache/Wissen und Kultur/Werten soll die Frage gestellt werden, ob es sich aus der diskursiv erzeugten Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks, in dem Fall der Ausdruck *Europäische Union*, kulturspezifische diskursive Strategien ableiten lassen. Darüber hinaus wäre es interessant zu überprüfen, ob es dem medialen Diskurs vorgelagerte diskursive Regeln gibt, die die Profilierung des Wissens und somit die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks steuern.

Foucault betrachtet in seinem Werk *Archäologie des Wissens* (1981) die Formation der diskursiven Strategien neben der diskursiven Formation der Gegenstände, Äußerungsmodalitäten und Begriffe als Kategorie, die es ermöglicht, die diskursiven Formationen zu beschreiben. In Anlehnung an Foucault kann angenommen werden, dass die diskursiven Strategien die Produktion und Zirkulation von kulturspezifischen Bedeutungen in Diskursen organisieren. Im Hinblick auf die obige Diskussion um die Verortung des Diskurses im Kultursystem kann abgeleitet werden, dass die diskursiven Strategien als Instrumente der diskursiven Wirkung der Kulturnormen und -werte gelten. Demnach stellen sie einen kulturbedingten Selektionsmechanismus dar, der die Auswahl, Anordnung und Ausformung der Sinnformationen und Wissensbestände in einem konkreten Diskurs kulturspezifisch bestimmt. D.h. die diskursiven Strategien sind Ausdruck der kulturspezifischen Werte, ihr Einsatz hat darüber hinaus eine wertestabilisierende Funktion.

Nun wäre zu fragen, welche kulturspezifischen Strategien sich aus der Analyse der EU-Frames im polnischen und im deutschen Diskurs ableiten lassen? Wie lassen sie sich identifizieren und benennen?

Aus der Frameanalyse wurde deutlich, dass die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks zum einen durch den Grad der Zentralität und zum anderen durch die inhaltliche Spezifizierung der jeweiligen Prädikate innerhalb einer Leerstelle konstruiert wird (vgl. Ziem 2008). Man kann daher annehmen, dass je höher die Erscheinungsfrequenz einzelner Prädikate, desto stabiler und wichtiger die einzelnen Werte und Normen in einer Sprach- und Kulturgemeinschaft sind, die sich hinter dieser Klasse von Prädikaten verbergen. Bleibt man bei dieser These, so wäre festzuhalten, dass der Grad der Zentralität der einzelnen Leerstellen als Ausdruck der diskursiven Wirkung der diskursiven Strategien zu deuten ist.

Angesichts dessen kann hier festgestellt werden, dass im deutschen Diskurs zum Gaskonflikt im Januar 2009 die Strategien zur Explizierung der Aufgaben und Pflichten sowie der Ziele der EU dominieren, während im polnischen Dis-

kurs die Strategien zur Explizierung der Arbeitsweise der EU sowie der überwiegend negativen Eigenschaften zum Vorschein kommen. Die diskurspezifische Profilierung der Wissensbestände bezüglich des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union* erfolgt vor dem Hintergrund der kulturspezifischen Werte und Normen einer Diskursgemeinschaft. Diese Werte formieren den Einsatz der diskursiven Strategien.

In dem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, wie eine kultur-kontrastive Diskurslinguistik mit den Ergebnissen einer solchen Analyse umgehen soll. Wie ist das Ergebnis der Analyse zu deuten, dass im polnischen Diskurs hinsichtlich der Profilierung des EU-Frames die Strategien zur Explizierung der Arbeitsweise der EU sowie der überwiegend negativen Eigenschaften dominieren und im deutschen Diskurs die Strategien zur Explizierung der Aufgaben und Pflichten sowie der Ziele der EU?

Blickt man zurück auf die Anmerkung von Lewandowska, dass „nicht jede beobachtbare Differenz oder Gemeinsamkeit zwischen verschiedenen Kulturen den gleichen kulturellen Stellenwert im System der jeweils anderen Kultur [hat]“ (Lewandowska, 2008: 97), können die Ergebnisse zunächst vor dem Hintergrund der länderspezifischen politischen Kultur analysiert werden.

Politische Kultur wird in Anlehnung an Almond und Powell als kognitive, affektive und evaluative Einstellung zur Politik definiert (vgl. Almond/Powell 1978). Sie ist ein Produkt unterschiedlicher politischer Erziehung und Erfahrung, deswegen auch ständig veränderbar. Almond und Verba (1963) gehen von einem kausalen Verhältnis zwischen politischer Struktur und politischer Kultur aus, wobei diese Kausalität in beiden Richtungen verlaufen kann. Einerseits beeinflusst die politische Kultur das politische Verhalten der Bürger und Eliten und auf diese Art und Weise wirkt sie auf die Struktur des politischen Systems. Andererseits ist die politische Struktur von den Einstellungen der Bürger gekennzeichnet, so dass man auch die politische Struktur, die politische Kultur einer Gesellschaft prägt.

Aus nachvollziehbaren Gründen wird hier auf die Diskussion um das Konzept der politischen Kultur verzichtet. Im Folgenden soll auf eine Konzeption der politischen Gemeinschaft eingegangen werden, die Gaber (2007) entwickelt und mithilfe dieser die politische Gemeinschaft in Polen und in Deutschland analysiert hat. Die Ergebnisse werden hier kurz skizziert. Das Konzept der politischen Gemeinschaft von Gaber (2007: 44) stellt ein dreidimensionales Modell dar, in dem die nationale Gemeinschaft als Ausdruck der kollektiven Identität, das Ethos der Gemeinschaft als generelle Ordnungsvorstellungen und demokratische Gemeinschaft als Einstellung zur Demokratie konstitutiv sind. Diese von Gaber entwickelte Arbeitsmethode ermöglicht die Verbindung von zwei Ansätzen, nämlich vom einstellungsbasierten und historisch-interpretativen Ansatz. Somit

kann neben den Einstellungsbefragungen auch die historische Tiefendimension politischer Kultur mit einbezogen werden. Als potenzielle Bestimmungsfaktoren politischer Kultur wurden drei Faktorengruppen identifiziert: langfristig gewachsene kulturelle Tradition und historische Erfahrungen, die von einer Generation zu einer weiteren Generation übertragen wird, sowie die politische Sozialisation in einem politischen System durch Erziehung, politische Bildung und Erfahrungen im Kindes- und frühen Erwachsenenalter und kurzfristiges politisches (Um-) Lernen durch eigene und relativ kurzfristige Erfahrungen in einem (neuen) politischen Umfeld (Gaber 2007: 52).

Aus der Analyse der politischen Gemeinschaft in Polen und in Deutschland ergibt sich folgendes Bild: Westdeutschland kann als eine demokratisch-liberale Gemeinschaft mit starkem Gegenwarts- und geringem Vergangenheitsbezug und Ostdeutschland als eine demokratisch-sozialistische Gemeinschaft mit starkem Gegenwarts- und geringem Vergangenheitsbezug bezeichnet werden, in Polen dagegen kann man von einer demokratisch-sozialistischen Gemeinschaft mit geringem Gegenwarts- und starkem Vergangenheitsbezug sprechen (vgl. Gaber 2007: 278).

Was bedeuten konkret die Ergebnisse der Analyse der politischen Kultur und wie sind sie mit den diskursiven Strategien in Verbindung zu setzen, die mittels der Frame-Analyse ermittelt werden konnten? Die Verwendung von solchen diskursiven Strategien – in Polen: zur Explizierung der Arbeitsweise der EU sowie der überwiegend negativen Eigenschaften; in Deutschland: zur Explizierung der Aufgaben und Pflichten sowie der Ziele der EU – zeigt eindeutig, dass die historischen Erfahrungen und die damit verbundenen Werte und Normen einer konkreten Gemeinschaft den Einsatz der entsprechenden diskursiven Strategien beeinflussen. Sie sind Ausdruck der kulturellen Spezifik.

Deutschland mit seiner geschichtlichen Hypothek als Gründungsland der Europäischen Union, der größte Netto-Zahler in die EU-Kasse und der wesentliche politische und wirtschaftliche Mitspieler in der EU ist daran interessiert, dass die Europäische Union eine konstruktive Rolle in der Weltpolitik spielt. Somit ist auch die Profilierung der Europäischen Union zukunfts zugewandt. Polen hingegen als eines der jüngeren Mitgliedsländer in der Europäischen Union ist daran interessiert, zunächst die wirtschaftliche und infrastrukturelle Entwicklung und den Fortschritt des eigenen Landes zu fördern, um die durch Kommunismus bedingten Rückstände zu überwinden. Diese Erwartung wird auch dadurch deutlich, dass Polen vor allem auf der Ebene der Ziele der EU vor allem die Solidarität forciert. Da die „alten EU-Mitglieder“, vor allem Deutschland und Frankreich, der polnischen Haltung eher skeptisch gegenüber stehen, setzen sich in Polen in diesem Mediendiskurs vor allem negative Attributierungen der Europäischen Union durch. Damit verbunden bleibt die politische Identifikation und

somit die politische, aber auch die gesellschaftliche Verantwortung für die Europäische Union, die in Deutschland höher als in Polen ist. Wichtig wäre zu betonen, dass diese Identifikation aufgrund der Erfahrungen und (geo)politischen Ziele in beiden Ländern anders motiviert ist. Aber die politischen und historischen Erfahrungen, das wirtschaftliche Potenzial sowie die geopolitischen Ziele einer Gemeinschaft machen die Spezifik der jeweiligen (politischen) Kultur aus, die – wie oben mehrmals erwähnt – die Sichtweise einer Kultur und den Einsatz der kulturspezifischen diskursiven Strategien beeinflusst. Während Deutschland eine politische, institutionelle und mentale „Westanbindung“ in den 50er und 60er Jahren erlebte, erfolgt dies im Falle von Polen erst jetzt, deswegen ist in Polen immer noch eine gewisse Distanzierung der EU als politischer Akteur vorhanden.

## 7 Ausblick

Wie aus dieser Analyse ersichtlich, kann die Frame-Analyse für die Zwecke der kultur-kontrastiven Diskurslinguistik fruchtbar gemacht werden, d.h. mittels der Frame-Analyse konnte der Zusammenhang zwischen Sprache – Wissen – Diskurs – Kultur erfasst werden. Diskurs und die diskursiven Strategien sind demnach kulturelle Phänomene, wobei das Kulturverständnis sehr breit definiert wird und auch das politische Verhalten, das politische Denken als Ergebnis der historischen, politischen Erfahrungen und Visionen konzipiert wird.

In der Analyse konnte außerdem gezeigt werden, dass die Medien einer Diskursgemeinschaft aufgrund der kulturellen und geschichtlichen Spezifik nach anderen Profilierungs- und Deutungsstrategien greifen, um die politischen Ereignisse medial zu konstituieren und somit auch die Wissensformationen anders zu generieren. Nach Schwab-Trapp (2006) kann man festhalten, dass

im Kampf um die legitime Interpretation politischer Ereignisse [...] kulturspezifische, gesellschafts- und politisch motivierte Konzepte aktualisiert und mithilfe von diskursiven Strategien zu Interpretationen verdichtet [werden], um die politischen Ereignisse zu erklären und rechtfertigen. (Schwab-Trapp 2006: 173)

Interessant ist hier die Frage, ob in einem Diskurs eine Konsens- oder Dissensinszenierung dominiert, denn auch dies zeugt von der Relevanz aber auch der Stabilität eines bestimmten Themas.

Aus den obigen Überlegungen wurde ersichtlich, dass sich zum einen die Frameanalyse als Methode dafür eignet, das sprachliche Wissen einer Kulturgemeinschaft anhand eines bestimmten Korpus zu erfassen und damit die diskursiven Strategien zu extrahieren sowie sie auf ihre Kulturspezifik miteinander zu

vergleichen. Die Identifizierung der diskursiven Strategien, die in einer Gemeinschaft wirksam sind, war mittels der Frame-Analyse deswegen möglich, weil mit der Extrahierung der einzelnen Bedeutungsaspekte des sprachlichen Ausdrucks *Europäische Union* die diskursiv erzeugten und somit auch kulturspezifischen Wissensbestände deutlich wurden. Damit konnte auch die Anwendbarkeit der Frameanalyse für die kultur-kontrastiven Diskursanalysen bestätigt werden. Zum zweiten können die Ergebnisse einer solchen Analyse nur vor dem Hintergrund der politischen Kultur ausgewertet werden, um eine Stereotypisierung und Generalisierung zu vermeiden. Was deutlich wurde, ist die Tatsache, dass Polen und Deutsche teilweise unterschiedliche Wissensbestände aktivieren, wenn sie über die EU sprechen. Das führt nicht selten zu politischen Missverständnissen bzw. Konflikten. So gesehen stellt die kultur-kontrastive Diskurslinguistik eine für die europäische Integration erforderliche Aufgabe dar.

## Literatur

- Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (1963): *The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations*, Princeton: Princeton Univ. Press.
- Almond, Gabriel A./Powell, Bingham G. (1978): *Comparative Politics. System, Process and Policy*, Boston: Little, Brown.
- Anusiewicz, Janusz/Dąbrowska, Anna/Fleischer, Michael (2000): *Językowy obraz świata i kultury. Projekt koncepcji badawczej*, in: Dąbrowska, Anna/Anusiewicz, Janusz (Hrsg.): *Językowy obraz świata i kultury. Język a Kultura 13*, Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, 11–44.
- Bartmiński, Jerzy (1990): *Punkt widzenia, perspektywa, językowy obraz świata*, in: Bartmiński, Jerzy (Hrsg.): *Językowy obraz świata*, Lublin: Wydawnictwo UMCS, 109–127.
- Bartmiński, Jerzy (1993): *O profilowaniu pojęć*, in: Bartmiński, Jerzy (Hrsg.): *Profilowanie pojęć. Wybór prac*, Lublin: Wydawnictwo UMCS, 7–17.
- Bartmiński, Jerzy (2003): *Miejsce wartości w językowym obrazie świata*, in: Bartmiński, Jerzy (Hrsg.): *Język w kręgu wartości. Studia semantyczne*, Lublin: Wydawnictwo UMCS, 59–86.
- Bartmiński, Jerzy (2009): *Językowe podstawy obrazu świata*, Lublin: Wydawnictwo UMCS.
- Bartmiński, Jerzy (Hrsg.) (1988): *Konotacja*, Lublin: Wydawnictwo UMCS.
- Bartmiński, Jerzy/Tokarski, Ryszard (1986): *Językowy obraz świata a spójność tekstu*, in: Dobrzyńska, Teresa (Hrsg.): *Teoria tekstu. Zbiór studiów*, Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich, 65–81.
- Bilut-Homplewicz, Zofia (2006): *Diskurslinguistik – ein Paradigmenwechsel*, in: Homa, Jaromin/Wille, Lucyna (Hrsg.): *Menschen – Sprachen – Kulturen*, Marburg: Tectum, 39–47.

- Böke, Karin/Jung, Matthias/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (2000): Vergleichende Diskurslinguistik. Überlegungen zur Analyse national heterogener Textkorpora, in: Niehr, Thomas/Böke, Karin (Hrsg.): Einwanderungsdiskurse. Vergleichende diskurslinguistische Studien, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 11–26.
- Busse, Dietrich (1997): Das Eigene und das Fremde. Annotationen zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur, in: Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hrsg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über ‚Ausländer‘ in Medien, Politik und Alltag, Opladen: Westdeutscher Verlag, 17–36.
- Cieszkowski, Marek (2001): Zeichen und Zeichenrelationen. Beispielhaft dargestellt an Tier-Textemen aus Friedrich Nietzsches Werk „Also sprach Zarathustra“. Eine kritische Bewertung semantischer Theorien, Bydgoszcz: Wydawnictwo Uczelniane Akademii Bydgoskiej im. Kazimierza Wielkiego.
- Czachur, Waldemar (2010): Was kontrastieren wir in der kontrastiven Diskurslinguistik, in: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 44, 433–443.
- Felder, Ekkehard (2006): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften, Berlin/New York: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (2009) (Hrsg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks ‚Sprache und Wissen‘, Berlin/New York: de Gruyter.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fraas, Claudia (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte „Identität“ und „Deutsche“ im Diskurs zur deutschen Einheit, Tübingen: Narr.
- Gaber, Rusanna (2007): Politische Gemeinschaft in Deutschland und in Polen. Zum Einfluss der Geschichte auf die politische Kultur, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gipper, Helmut (1978): Sprachliches Weltbild, wissenschaftliches Weltbild und ideologische Weltanschauung, in: Zimmermann, Jörg (Hrsg.): *Sprache und Welterfahrung*, München: Fink, 160–176.
- Grzmil-Tylutki, Halina (2000): *Francuski i polski dyskurs ekologiczny w perspektywie aksjologii*, Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
- Habscheid, Stefan/Klemm, Michael (2007) (Hrsg.): *Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation*, Tübingen: Niemeyer.
- Höring, Karl H./Winter, Rainer (1999) (Hrsg.): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Klein, Josef (1999): Frame als semantischer Theoriebegriff und als wissensdiagnostisches Instrumentarium, in: Pohl, Inge (Hrsg.): *Interdisziplinarität und Methodenpluralismus in der Semantikforschung*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 157–183.
- Klein, Josef (2002a): Metaphertheorie und Frametheorie, in: Pohl, Inge (Hrsg.): *Prozesse der Bedeutungskonstruktion*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 179–185.
- Klein, Josef (2002b): Topik und Frametheorie als argumentations- und begriffsgeschichtliche Instrumente, dargestellt am Kolonialdiskurs, in: Cherubim, Dieter (Hrsg.): *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*, Berlin/New York: de Gruyter, 167–181.

- Konerding, Klaus-Peter (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie, Tübingen: Niemeyer.
- Lewandowska, Anna (2008): Sprichwort-Gebrauch heute. Ein interkulturell-kontrastiver Vergleich von Sprichwörtern anhand polnischer und deutscher Printmedien, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Lönneker, Birte (2003): Konzeptframes und Relationen. Extraktion, Annotation und Analyse französischer Corpora aus dem World Wide Web, Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Maćkiewicz, Jolanta (1988): Świat widziany poprzez język, in: Gdańskie Zeszyty Humanistyczne 30, 131–150.
- Meyer, Thomas/Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (2000): Die Inszenierung des Politischen. Zur Theatralität von Mediendiskursen, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mikołajczyk, Beata (2004): Sprachliche Mechanismen der Persuasion in der politischen Kommunikation. Dargestellt an polnischen und deutschen Texten zum EU-Beitritt Polens, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Pomorski, Jan (2004): Punkt widzenia we współczesnej historiografii, in: Bartmiński, Jerzy/Niebrzegowska-Bartmińska, Stanisława/Nycz, Ryszard (Hrsg.): Punkt widzenia w tekście i w dyskursie, Lublin: Wydawnictwo UMCS, 11–46.
- Scharloth, Joachim (2005): Die Semantik der Kulturen. Diskurssemantische Grundfiguren als Kategorien einer linguistischen Kulturanalyse, in: Busse, Dietrich/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (Hrsg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik, Tübingen: Niemeyer, 119–135.
- Schwab-Trapp, Michael (2006): Diskurs als soziologisches Konzept. Bausteine für eine soziologisch orientierte Diskursanalyse, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 263–285.
- Spieß, Constanze (2008): Linguistische Diskursanalyse als Mehrebenenanalyse – Ein Vorschlag zur mehrdimensionalen Beschreibung von Diskursen aus forschungspraktischer Perspektive, in: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, Berlin/New York: de Gruyter, 241–263.
- Spieß, Constanze (2009): Wissenskonflikte im Diskurs. Zur diskursiven Funktion von Metaphern und Schlüsselwörtern im öffentlich-politischen Diskurs um die humane embryonale Stammzellforschung, in: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hrsg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“, Berlin/New York: de Gruyter, 309–336.
- Warnke, Ingo H. (2008): Text und Diskurslinguistik, in: Janich, Nina (Hrsg.): Textlinguistik. 15 Einführungen, Tübingen: Narr, 35–52.
- Warnke, Ingo H. (2009): Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen, in: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hrsg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“, Berlin/New York: de Gruyter, 113–140.

- Warnke, Ingo H. (2007) (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault Theorie und Gegenstände, Berlin/New York: de Gruyter.
- Weisgerber, Leo (1971): Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik, Düsseldorf: Schwann.
- Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985), Tübingen: Niemeyer.
- Wierzbicka, Anna (1992): *Semantics, Culture and Cognition. Universal Human Concepts in Culture-Specific Configurations*, New York: Oxford University Press.
- Wierzbicka, Anna (1999): *Język – umysł – kultura*, Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN.
- Ziem, Alexander (2008): *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*, Berlin/New York: de Gruyter.

# **Von der Diskurs- zur Dispositivanalyse: Die Konstruktion von sex, gender und desire in Angeboten des Reality-TV**

*Annette Silvia Gille*

## **1 Einleitung**

Das Dispositiv im Sinne Foucaults umfasst eine große Zahl an höchst heterogenen Elementen, wie Diskurse, Institutionen, wissenschaftliche Aussagen und philosophische Lehrsätze, die netzartig miteinander verwoben sind und grundsätzlich einer strategischen Funktion folgen (vgl. Foucault 1978: 119-120). Für eine kritische Medienanalyse ergeben sich aus einer Dispositivanalyse, im Vergleich zu einer reinen Diskursanalyse, neue und erweiterte Perspektiven, insbesondere die einer umfassenderen Analyse von Macht- und Herrschaftsstrukturen: Im Fokus steht vor allem das Zusammenwirken der heterogenen Elemente und somit die strategische Funktion des Dispositivs, die Machtstrukturen errichten, festigen, hinterfragen und verändern kann. Macht ist in diesem Sinne keineswegs als zentralistisch oder statisch zu verstehen, sondern vielmehr als eine netzartige, produktive Struktur (vgl. Foucault 1978: 126). Entsprechend geschieht Machtausübung vor allem durch die diskursive Produktion von Wahrheiten und zeichnet sich durch ihre Positivität und Produktivität aus, die Effekte und Materialitäten erzeugt sowie Wissen hervorbringt (vgl. Bublitz 2003: 59).

In Bezug auf die Angebote des Reality-TV, speziell der so genannten Dating-Shows, sind insbesondere zwei Dispositive zu analysieren, nämlich das Geschlechts- und das Sexualitätsdispositiv. Gefragt werden muss folglich, welche Elemente diese Dispositive im Hinblick auf ihre strategische Funktion beinhalten, wie diese auf spezifische Weise zusammenwirken und Machtstrukturen ausbilden, verwerfen oder modifizieren und inwiefern diese Strukturen sich innerhalb der TV-Angebote für Adoleszente manifestieren. Aus dieser Perspektive heraus erfolgt schließlich eine Analyse und Interpretation des Materials.

## 2 Von der Diskurs- zur Dispositivanalyse

### 2.1 Diskurs- und Dispositivkonzept

Gerade in den letzten Jahren sind insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften zahlreiche diskursanalytische Arbeiten entstanden, die vor allem ein höchst heterogenes Verständnis des Diskursbegriffs sowie des methodischen Vorgehens verbindet. Erstaunlich hierbei ist, dass ein Großteil dieser Arbeiten sich explizit auf Foucaults Auffassung von Diskursen bezieht und dennoch zu stark differierenden Ergebnissen kommt (vgl. Angermüller 2005: 23-27). Aus diesem Grund soll im Folgenden der in diesem Artikel verwendete Diskursbegriff expliziert werden und zum übergeordneten Begriff des Dispositivs abgegrenzt werden: In Diskursanalysen wird häufig ein Diskursbegriff verwendet, der stark auf Sprache fokussiert ist. Diskurse werden, etwa von Keller im Rahmen der „Grundbegriffe der Wissenssoziologischen Diskursanalyse“, folgendermaßen definiert:

Eine nach unterschiedlichen Kriterien abgrenzbare Aussagepraxis bzw. Gesamtheit von Aussageereignissen, die im Hinblick auf institutionell stabilisierte gemeinsame Strukturmuster, Praktiken, Regeln und Ressourcen der Bedeutungserzeugung untersucht werden. (Keller 2008: 234)

Mit „Aussage“ ist in diesem Zusammenhang „der typisierbare und typische Gehalt einer konkreten Äußerung bzw. einzelner darin enthaltener Sprachsequenzen, der sich in zahlreichen verstreuten Äußerungen rekonstruieren lässt“ (Keller 2008: 234) gemeint, woraus sich ergibt, dass Keller in beiden Definitionen sprachliche Aspekte und Strukturen von Diskursen hervorhebt. Der Diskurs wird im Wesentlichen als sprachliches Phänomen verstanden, wobei jedoch auch verdeutlicht wird, dass sich diese sprachlichen Strukturen des Diskurses in übergeordneten Praktiken und Regeln materialisieren (vgl. Keller 2008: 234). Dieser Diskursbegriff unterscheidet sich von dem von Foucault – unter anderem in *Archäologie des Wissens* – vertretenen Begriff, der explizit betont, dass Diskurse keinesfalls mit Sprache gleichzusetzen seien, sondern weit über diese hinausgehen. Folglich formuliert er es als eine zentrale Aufgabe, Diskurse in einem deutlich umfassenderen Verständnis zu begreifen und zu verwenden:

Eine Aufgabe, die darin besteht, nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Die-

ses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. (Foucault 1981: 74, Herv. i. Orig.)

Nimmt man diesen Diskursbegriff Foucaults, der Diskurse „als Praktiken“ (Foucault 1981: 74) auffasst, als Ausgangspunkt, lassen sich nicht nur sprachliche und außersprachliche Phänomene, wie etwa symbolische Ausdrucksformen und gesellschaftliche Praktiken in den Blick nehmen, sondern es eröffnet sich auch eine Verbindung von Diskurs- und Dispositivanalyse, die es insbesondere auch ermöglicht, gesellschaftliche Machtstrukturen und -strategien in den Fokus zu rücken.

Gleichzeitig resultiert aus dem beschriebenen umfassenden Diskursverständnis das Problem einer teilweise fehlenden begrifflichen Trennschärfe zwischen Diskurs und Dispositiv, die sich auch in Foucaults Arbeiten widerspiegelt. Ein Dispositiv beinhaltet sowohl diskursive als auch nicht bzw. nicht (mehr) diskursive Elemente. Charakteristisch hierbei ist, dass die Elemente äußerst flexibel auf sich verändernde gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Notwendigkeiten reagieren und des Weiteren eine grundsätzlich strategische Funktion haben. Beschreiben lässt sich das Dispositiv am ehesten als eine Art Netz, das heterogene Elemente in einen Zusammenhang bringt und miteinander verknüpft, so dass sie strategische Wirkmächtigkeit erlangen. Konkret handelt es sich bei diesen Elementen etwa um Institutionen oder institutionelle Rahmenbedingungen, philosophische Überlegungen, reglementierende Bestimmungen und vieles mehr, wie Foucault als Erklärung des Dispositivbegriffs ausführt:

Was ich unter diesem Titel festzumachen versuche ist *erstens* ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfaßt. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann. (Foucault 1978: 119-120, Herv. i. Orig.)

Betrachtet man nur die grundlegende und charakteristische Eigenschaft von Dispositiven, nämlich diskursive und nicht (mehr) diskursive Elemente miteinander zu verbinden, resultiert insbesondere die Frage, welche Elemente, bei dem beschriebenen umfassenden Diskursverständnis, überhaupt noch nicht diskursiv sein können. Im Rahmen eines „Gespräch[es] mit Angehörigen des Département de Psychoanalyse der Universität Paris III in Vincennes“ (Foucault 1978: 118) auf diese Problematik angesprochen, definiert Foucault zunächst die Institutionen als nicht diskursive Elemente, wobei er den Begriff „Institution“ an dieser Stelle mit jedem „mehr oder weniger aufgezwungene[m], eingeübte[n]

Verhalten“ beschreibt und weiter als „alles, was in einer Gesellschaft als Zwangssystem funktioniert“ charakterisiert (Foucault 1978: 125). Den Einwand, dass Institutionen tatsächlich doch diskursiver Natur seien, lässt er gelten und ergänzt: „Aber für das, was ich mit dem Dispositiv will, ist es kaum von Bedeutung zu sagen: das hier ist diskursiv und das nicht“, woraufhin er auch noch einmal betont, dass das Abgrenzungsproblem letztlich kein gravierendes sei, gerade, da es sich bei seinem zu untersuchenden Problem keineswegs um ein linguistisches handle (Foucault 1978: 125).

Für WissenschaftlerInnen, die dispositivanalytisch arbeiten wollen, ergibt sich im Gegensatz dazu jedoch ein methodisches Problem: So ermöglicht die Dispositivanalyse aufgrund der hohen Komplexität des Dispositivbegriffs, keine einheitliche und gleich bleibende Abfolge verschiedener Analyseschritte, wie es in anderen Methoden zumeist der Fall ist. Ein konkretes methodisches Instrumentarium sucht man entsprechend bei Foucault – sowohl für die Diskurs- als auch die Dispositivanalyse – vergebens. Auch Bührmann/Schneider (2008) betonen, dass es sich bei einer Dispositivanalyse um keine eigenständige Methode mit klar geregelter methodischer Vorgehensweise handelt (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 16) und schlagen daher die Unterscheidung von „Forschungsperspektive“ und „Forschungsstil“ vor, wobei sie unter „Forschungsperspektive“ die erkenntnistheoretischen und begrifflichen Grundlagen des Dispositivkonzepts fassen, während „Forschungsstil“ diejenigen methodisch-praktischen Instrumentarien bezeichnet, mit deren Hilfe die jeweiligen Forschungsfragen schließlich bearbeitet werden können (vgl. 15). Entscheidend ist, dass ganz unterschiedliche Methoden und Techniken auf einzelne Forschungsfragen und -prozesse flexibel angepasst werden können, sofern sie mit den erkenntnistheoretischen Grundlagen übereinstimmen (vgl. 17).

In diesem Zusammenhang existieren mittlerweile einige Arbeiten, die mögliche methodische Vorgehensweisen beschreiben. Exemplarisch genannt werden soll der Vorschlag von Schneider/Hirsland (2005), deren Überlegungen zur Dispositivanalyse sich in vier analytisch relevanten Kategorien zusammenfassen lassen:

### 1. Gesagtes vs. Ungesagtes

Welche Aussagen treten innerhalb eines Dispositivs auf, welche nicht? Was ist „sagbar“, was „unsagbar“? Was sind normative Aussageforderungen, was sind Aussageverbote?

### 2. Diskursives vs. Nicht-(mehr-)Diskursives

Was sind Gegenstände diskursiver Prozesse und wo haben sich Diskurse so weit sedimentiert, dass sie nicht erneut diskursiviert werden können oder brauchen?

### 3. Vergegenständlichung nicht-diskursiver Praktiken

Wie und wann wurde ein Diskurs zu einer nicht-diskursiven Praxis?

### 4. Wirkung von Vergegenständlichungen

Wie wirken Vergegenständlichungen und welche Funktionen sind mit ihnen verbunden? (vgl. Schneider/Hirsland 2005: 270-275)

Um die analytische Relevanz der genannten Kategorien zu verdeutlichen, sollen diese am Beispiel des Geschlechterdispositivs gezeigt werden, das auch für die Analyse des zu untersuchenden Reality-TV-Formats „Date my Mom“ äußerst relevant ist.

## 2.2 Das Geschlechterdispositiv

„Geschlecht“ wird gesellschaftlich in erster Linie als „sex“, das heißt als „biologisches Geschlecht“ verstanden, aus dem sich dann in einer scheinbar unausweichlichen Kausalität „gender“ als das „soziale Geschlecht“ und „desire“ als das vermeintlich zugehörige Begehren ergibt (vgl. Butler 1991: 45-46). Es dominiert hierbei ein biologistisch-essentialistisches Verständnis, das suggeriert, dass eine klare Unterscheidung in genau zwei sich wechselseitig ausschließende Geschlechter anhand von festgelegten und eindeutigen biologischen Kriterien möglich ist. Im Gegensatz zu diesen dominierenden und im Alltagsdiskurs wie selbstverständlich auftretenden Aussagen bleibt in diesen hegemonialen Diskursen, um mit Schneider/Hirsland (2005) zu sprechen, ungesagt, dass in einer beträchtlichen Fallzahl, so bei Intersexuellen, diese Unterscheidung eben gerade nicht möglich ist.

Wenn jedoch etwa aufgrund des spektakulären Falles der Leichtathletin Caster Semenya<sup>1</sup> Intersexualität doch einmal in die öffentliche Diskussion rückt, dann nur als pathologisierende Ausnahme, die die grundsätzliche Annahme einer biologisch klaren Abgrenzbarkeit von genau zwei Geschlechtern nicht in Frage stellt. Gesellschaftlich hegemonialen Vorstellungen folgend ist insofern sagbar, dass es Ausnahmen und pathologische Abweichungen zur Regel, etwa in Gestalt von Intersexualität, gibt, unsagbar im Rahmen gesellschaftlich hegemonialer Diskurse ist hingegen beispielsweise, dass Intersexualität zeigt, dass die binäre Konstruktion von Geschlecht grundsätzlich falsch ist. Die normative Aussageforderung, die sich hieraus ergibt, lautet entsprechend, dass die Zweigeschlecht-

---

1 Nachdem Caster Semenya im 800-Meter-Lauf 2009 Weltmeisterin wurde, veranlasste der Leichtathletik-Weltverband einen „Geschlechts-Test“, der die Zweifel an ihrer Geschlechtszugehörigkeit klären sollte (vgl. Süddeutsche Zeitung).

lichkeit volle Gültigkeit hat, während es als nicht opportun gilt, auszusprechen, dass es sich bei der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit um eine Menschenrechtsverletzung, in Bezug auf die medikamentöse und chirurgische Behandlung von Intersexuellen sogar um eine mit tatsächlicher juristischer Relevanz, handelt.<sup>2</sup> Mit Hilfe dieser ersten Analysekatgorie (Gesagtes vs. Ungesagtes) lassen sich also Machtverhältnisse und Deutungsgewissheiten zeigen, die das gesellschaftliche Wahrnehmen, Deuten und Handeln bestimmen.

Im Rahmen der zweiten Analysekatgorie lassen sich diskursive und nicht (mehr) diskursive Elemente des Geschlechterdispositivs bestimmen. In Diskursen um Geschlecht befinden sich gegenwärtig verschiedene Aspekte, die sich jedoch alle auf vermeintlich biologische Grundlagen berufen. So ist es beispielsweise die Hirnforschung, die in der Diskussion um Geschlechterunterschiede häufig herangezogen wird. Auch die Annahme des Einflusses der Hormone und der genetischen Prädispositionen ist gerade in den letzten Jahren stark in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt, so dass unterschiedliches Verhalten von Menschen nicht nur als geschlechtsspezifisch gedeutet, sondern zudem mit Hilfe vermeintlich belegbarer Unterschiede im Gehirn, der Hormonzusammensetzung oder den Gepflogenheiten unserer steinzeitlichen Vorfahren untermauert wird.

Nicht oder nicht mehr diskursiv sind hingegen Körpererfahrungen „als Frau“ oder „als Mann“ bzw. das Gefühl des „Frau-“ oder „Mann-Seins“, die nicht mehr als diskursive Effekte, sondern als unmittelbare Erfahrungen wahrgenommen werden und als solche „in Fleisch und Blut“ übergegangen und entsprechend nicht mehr diskursiv verhandelbar sind. Letztlich handelt es sich hierbei jedoch um sedimentierte Diskurse einer diskursiv-performativ konstruierten Geschlechterbinarität, die normativ über eine entsprechende Performanz und beständige Wiederholung der zugrunde liegenden Normen hergestellt werden muss. Die zu erreichende Norm und das zugehörige Ideal sind dabei lediglich Phantasmen, Vorstellungen, zu denen kein Original existiert (vgl. Butler 2003: 155-159). Das ständige Zitieren und Wiederholen der zweigeschlechtlichen Norm ist dabei bereits ein Indiz für die Brüchigkeit des Konstrukts, das sich nur

---

2 Aufgrund der vom Gesetzgeber notwendigen Entscheidung für ein Geschlecht, die zudem unter starkem Zeitdruck getroffen werden muss, resultieren nach wie vor gravierende und folgenreiche medizinisch-chirurgische Behandlungen, die der Vereindeutigung eines ansonsten i.d.R. gesunden Körpers dienen, das heißt Eingriffe ohne medizinische Indikation. Plett stellt in diesem Zusammenhang fest, dass die eigentlich rechtlich notwendige Einwilligung der Betroffenen durch die ihrer gesetzlichen VertreterInnen im Sinne des Kindeswohls ersetzt werden kann (vgl. Plett 2003: 31), wobei an dieser Stelle jedoch in Zweifel gezogen werden muss, ob hier tatsächlich das Kindeswohl der einzige Maßstab ist oder ob es nicht auch der – durchaus verständliche – Wunsch, „Normalität“ herzustellen bzw. äußerem Druck zu entgehen, sein kann, der zum Handeln motiviert.

durch den permanenten Wiederholungszwang halten und die Bruchstellen weitestgehend kaschieren kann. Dabei muss jedoch mit Butler darauf hingewiesen werden, dass die wiederholende Imitation und Verkörperung einer Geschlechtsidentität als unmittelbare Notwendigkeit erscheint, um als Subjekt überhaupt intelligibel zu werden, wobei aus einer Weigerung oder zuwiderlaufenden Handlungen Ächtung und Bestrafung resultieren (vgl. Butler 2003: 160). Hieraus folgt, dass das diskursiv-performative Zitieren der binär konstruierten Geschlechternorm letztlich eine, wenn auch brüchige, Geschlechtsidentität hervorbringt und scheinbar unvermittelte Erfahrungen des „Frau-/Mann-Seins“ sowie entsprechend gedeutete Körpererfahrungen ermöglicht. Der zugrunde liegende, ursprüngliche Diskurs hat sich in diesen Erfahrungen folglich sedimentiert und lässt sich schwerlich erneut diskursivieren und als Konstruktion erfahrbar machen.

Diese Vergegenständlichung einer ursprünglich diskursiven Praxis führt zur dritten Kategorie mit deren Hilfe sich Dispositive analysieren lassen: Da Dispositive keineswegs statisch sind, sondern ganz im Gegensatz dazu sehr flexibel auf gesellschaftliche Veränderungen reagieren, handelt es sich insbesondere auch um eine historische Kategorie. In diesem Zusammenhang stehen, Schneider/Hirsland folgend, entsprechend die Fragen, wie und wann ein Diskurs zu einer nicht-diskursiven Praxis wurde, also die Notwendigkeit einer historischen Rekonstruktion. Frevert analysiert dazu Konversationslexika, weil diese Wissen, Kenntnisse und Erfahrungen der jeweiligen Zeit sammeln und zeigen, wie eine Gesellschaft sich über verschiedene Gegenständige verständigt (vgl. Frevert 1995: 17). Anhand dieser Untersuchung zeigt sich sehr eindrucksvoll, dass die Kategorie „Geschlecht“ eine historische Kategorie ist, die sich seit dem 18. Jahrhundert zum Teil gravierend verändert hat: Während der Begriff „Geschlecht“ im 18. Jahrhundert lediglich genealogisch verwendet wird und Geschlechterdifferenz keine Rolle spielt, steht dem im 19. Jahrhundert der Differenzgedanke gegenüber, der Geschlecht über körperliche, geistige und charakterliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern definiert. Das Geschlecht, so wird anhand der Konversationslexika deutlich, organisiert Gesellschaft – etwa in Bezug auf die Arbeitsteilung – und begrenzt Handlungsoptionen (vgl. 23-24). Im 20. Jahrhundert existiert der Differenzbegriff weiterhin, verliert jedoch an sozialer Ordnungskraft – so werden etwa die gesellschaftlichen Konsequenzen einer spezifischen Geschlechterzugehörigkeit nicht mehr erwähnt (vgl. 23-24). In Bezug auf die Begriffe „Mann“ und „männlich“ ergibt sich erneut ein differenziertes Bild in den untersuchten Zeitabschnitten: Im 18. Jahrhundert betonen die Lexika, dass Männer, um überhaupt als solche zu gelten, soziale Voraussetzungen erfüllen müssten, beispielsweise die ökonomische Sicherheit ihrer Familie gewährleisten. Die in der Regel von Frauen zu leistende Reproduktionsarbeit

wird jedoch als gleichwertige Arbeit hervorgehoben, und auch Erwerbsarbeit für Frauen schließen die entsprechenden Einträge in den Konversationslexika nicht völlig aus. Insgesamt wird Geschlechterdifferenz im 18. Jahrhundert eher als eine soziale denn eine natürliche Differenz betrachtet (vgl. 25-31). Im 19. Jahrhundert steht hingegen eine starke Typisierung der Geschlechter im Vordergrund, wobei explizit auf die große Relevanz biologischer Unterschiede verwiesen wird, aus denen sich sogar unterschiedliche charakterliche und geistige Eigenschaften ergeben. Betont werden insbesondere die Abgrenzung der Geschlechter und die Überlegenheit von Männern gegenüber Frauen (vgl. 31-35). Ab Ende des 20. Jahrhunderts ändert sich das Bild in den Konversationslexika erneut grundlegend, da nun auch der soziale Konstruktionscharakter von Männlichkeit betont wird (vgl. 36).

Abschließend sollen auch die Ergebnisse zu den Begriffen „Frau“ bzw. „Weib“ und „weiblich“ referiert werden: Während im 18. Jahrhundert bezüglich der genannten Begriffe noch keine geschlossene Argumentationskette zu erkennen ist und Frauen einerseits als grundsätzlich gleich definiert werden, wobei sich eventuelle Geschlechterunterschiede weniger aus der Biologie als aus der sozialen Position und dem entsprechenden Stand der jeweiligen Frau ergeben, andererseits jedoch darauf hingewiesen wird, dass Frauen Männern, als ihren Beschützern und Ernährern, unterstellt sind (vgl. Frevert 1995: 46-50), sind die biologistischen Begründungen von Geschlechterdifferenz im 19. Jahrhundert stark ausgeprägt. Hier ist es primär das Geschlecht, das den sozialen Stand bestimmt; auch wird großer Wert auf die biologische Begründung eines spezifischen Geschlechtscharakters gelegt, der sich vor allem in den geringeren geistigen, körperlichen und moralischen Fähigkeiten der Frau äußert. Kämen Frauen ihrer „natürlichen Bestimmung“ nicht nach, resultiere daraus sogar Krankheit: „Frauen, die die ihnen von der Natur zugewiesenen sozialen Funktionen nicht ausüben, sehen sich mit physischer Degeneration bestraft; die Natur nimmt Rache“ (41). Des Weiteren führe, so die Argumentation, eine Gleichstellung von Frauen unweigerlich zum Untergang der Gesellschaft (vgl. 40). Ab den 1970er Jahren lässt sich wiederum beobachten, dass der Gedanke der sozialen Konstruktion von Weiblichkeit zunehmend die Biologismen infrage stellt (vgl. 36).

In Bezug auf Geschlecht als historische Kategorie zeigt sich zusammenfassend sehr deutlich, dass das Geschlechterdispositiv keineswegs statisch ist, sondern im Gegenteil deutliche Veränderungen erkennbar sind. Des Weiteren lässt sich zeigen, dass die biologistische Auffassung und entsprechende Diskurse um Geschlecht vor allem im 19. Jahrhundert relevant geworden und somit als Reaktion auf die Erste Frauenbewegung zu verstehen sind (vgl. Frevert 1995: 59-60). So sei nämlich auch zu erklären, so Frevert, warum explizit darauf verwiesen wird, dass Frauen, die ihrer biologischen Bestimmung nicht nachkämen, mit

Krankheiten bestraft würden (41): Es handelt sich um den Versuch, einem sich ergebenden „gesellschaftlichen Notstand“ (Foucault 1978: 120) in Form von Frauenbewegung und Emanzipation strategisch zu begegnen und so die gesellschaftlich hegemoniale Ordnung zu verteidigen.

Die vierte Kategorie, mit deren Hilfe sich Dispositive analysieren lassen, fragt nach der Wirkung von Vergegenständlichungen und danach, welche Funktion diese haben. In Bezug auf das Geschlechterdispositiv lässt sich festhalten, wie sich aus der Analyse mit Hilfe der drei erstgenannten Kategorien ergibt, dass das System der Zweigeschlechtlichkeit als biologisch unausweichliche Tatsache und Essentialismus dargestellt und installiert wird. Das bedeutet gleichzeitig, dass Widersprüche zur Geschlechterbinarität als Abweichungen dargestellt oder – wie das Beispiel Intersexualität zeigt – pathologisiert werden.

Abschließend muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass selbst eine kritische Analyse, die mit der Kategorie Geschlecht, mit Männlichkeiten und Weiblichkeiten operiert, wiederum genau diese Binaritäten aufruft. Dies gilt ebenso für die Untersuchung entsprechender Geschlechterrollenstereotype, denen, indem sie zitiert werden, zunächst auch eine Form von Anerkennung widerfährt. Unerlässlich ist es daher, auch den eigenen Forschungsprozess kritisch zu hinterfragen, eigene Verstrickungen zu benennen und offenzulegen. Nach dieser grundsätzlichen Diskussion des Dispositivbegriffs und möglicher Analysekatgorien am Beispiel des Geschlechterdispositivs können die Möglichkeiten einer Dispositivanalyse nun am Beispiel der MTV-Sendung „Date my Mom“ gezeigt werden.

### **3 „Date my Mom“**

#### *3.1 Relevanz des gewählten Beispiels*

Die Rezeption von Medientexten und vor allem deren Auswahl ist keineswegs als beliebig misszuverstehen, sondern gegenteilig treffen die RezipientInnen eine spezifische Auswahl aus der Vielfalt des Angebots. Die Auswahl oder Zurückweisung medialer Texte erfolgt nach der so genannten „thematischen Voreingenommenheit“ bzw. dem „handlungsleitenden Thema“ (vgl. Charlton/Borcsa 1997: 255), was bedeutet, dass die RezipientInnen bevorzugt diejenigen Medientexte auswählen, in denen die individuellen Entwicklungsaufgaben, persönlich relevante Thematiken und Probleme angelegt oder repräsentiert sind bzw. darin wiedererkannt werden (vgl. Luca 2003: 42).

Daraus ergibt sich auch die Relevanz von Datingshows für die zu bearbeitende Frage nach dem Geschlechter- und Sexualitätsdispositiv im Reality-TV: In

Medienangeboten für Adoleszente werden besonders häufig Fragen der PartnerInnenwahl und Sexualität explizit oder implizit angesprochen, da in dieser Zeit, in der körperliche Veränderungen auch psychisch umgesetzt werden müssen sowie erste Partnerschaften und erste sexuelle Erfahrungen einen zentralen Stellenwert einnehmen, diese – gerade auch bei gleichzeitiger Ablösung vom Elternhaus – höchste Relevanz für die Adoleszenten haben. Daraus ergibt sich, dass hier auch die Auseinandersetzung mit Eigen- und Fremdkonzeptionen von Geschlecht stattfindet, die im Rahmen der hegemonialen Geschlechterordnung, also insbesondere im Rahmen der Geschlechterbinarität, erfolgt.

Aus diesem Grund verwundert es nicht, sondern ist im Gegenteil sogar zu erwarten, dass medial vermittelte Texte, in denen es um Fragen der PartnerInnenwahl bzw. Partnerschaft und Sexualität geht, gemäß der thematischen Voreingenommenheit bzw. des handlungsleitenden Themas, tatsächlich breit rezipiert werden, was sich insbesondere an der Dominanz genannter Themenbereiche in Medienangeboten für Adoleszente zeigt. MTV orientiert sich entsprechend an seiner Zielgruppe und bietet mit zahlreichen Datingshows, wie unter anderem auch „Next“ oder „Parental Control“, die nahezu weltweit von verschiedenen länderspezifischen MTV-Sendern ausgestrahlt werden, ein Angebot, das der thematischen Voreingenommenheit der adoleszenten Zielgruppe entspricht. Dieses Konzept ist überaus erfolgreich, wenn man bedenkt, dass MTV bereits wiederholt zur wertvollsten reinen Medienmarke der Welt gekürt wurde (vgl. MTV Networks).

Für meine Analyse habe ich „Date my Mom“ ausgewählt, da in dieser Sendung nicht nur Fragen der PartnerInnenwahl, sondern auch solche der Erziehung und Sozialisation angesprochen werden, repräsentiert durch das Auftreten der Mütter, die häufig explizit oder implizit Erziehungsideale, normative Werte und Erwartungen an die eigenen Kinder preisgeben. Zudem handelt es sich um eine der erfolgreichsten Sendungen auf MTV.<sup>3</sup>

Das Konzept der Sendung lässt sich knapp zusammenfassen: Ein in der Regel männlicher Single trifft sich mit drei Müttern, um von diesen Treffen auf deren Töchter zu schließen, wobei das Alter der Töchter und des männlichen Kandidaten zwischen 18 und Anfang 20 liegt. Im Anschluss an die Dates entscheidet der Kandidat schließlich, welche Tochter er kennenlernen möchte.

In „Date my Mom“ werden vor allem drei Dispositive relevant: Neben dem Geschlechterdispositiv sind dies das Sexualitäts- und das Allianzdispositiv, wo-

---

3 MTV-Sendungen werden auch regelmäßig von anderen Sendern adaptiert, so auch die Sendung „Date my Mom“: 2009 suchte, in einer Wochenserie eines RTL-Magazins, ebenfalls ein männlicher Single in „Nicht ohne Mutti“ eine Partnerin, indem er die Mütter der Kandidatinnen kennenlernte und in einer Art Wettbewerb gegeneinander antreten ließ (vgl. Wieloch 2009).

bei unter Allianzdispositiv insbesondere die über Verwandtschaftssysteme und Heirat gestifteten gesellschaftlichen Ordnungen und Regelungen zu verstehen sind (vgl. Foucault 1983: 106). Hinzugefügt werden muss, dass diese drei Dispositive nicht als isoliert nebeneinander stehende Systeme zu betrachten, sondern miteinander verbunden und verknüpft zu betrachten sind und sich teilweise auch gegenseitig stützen. An dieser Stelle kann keine eingehende Strukturbestimmung des Sexualitäts- und Allianzdispositivs geleistet werden, dennoch soll festgehalten werden, dass beide Dispositive sich teilweise überlagern und eine enge Verbindung miteinander eingehen. Während das Sexualitätsdispositiv vor allem die Körper in den Mittelpunkt stellt, die immer detaillierter durchdrungen werden, was insbesondere eine zunehmend globalere Kontrolle nicht nur der Körper, sondern auch der Bevölkerung, ermöglicht, steht in Bezug auf das Allianzdispositiv weniger der individuelle Körper als der Gesellschaftskörper im Mittelpunkt (vgl. Foucault 1983: 106). Dabei wirkt dieses Dispositiv vor allem gesellschaftlich stabilisierend, indem in seinem Rahmen Systeme von Heirat und Verwandtschaft sowie die Übermittlung von Gütern geregelt werden (vgl. Foucault 1983: 107). Um die konkreten Unterschiede von Allianz- und Sexualitätsdispositiv zu erläutern, stellt Foucault beide in ihren wesentlichen Aspekten noch einmal einander gegenüber:

Man kann also sagen, daß das Allianzdispositiv einem festen Gleichgewicht des Gesellschaftskörpers zugeordnet ist, das er aufrecht erhalten soll: daher kommt seine Privilegierung des Rechts; daher liegt seine Stärke in der ‚Reproduktion‘. Das Sexualitätsdispositiv hat seine Daseinsberechtigung nicht darin, daß es sich reproduziert, sondern darin, daß es die Körper immer detaillierter vermehrt, erneuert, zusammenschließt, erfindet, durchdringt und daß es die Bevölkerungen immer globaler kontrolliert. (Foucault 1983: 106)

Das spezifisch neue im Rahmen des Sexualitätsdispositivs ist folglich die Aufwertung des individuellen Körpers als Wissensgegenstand, währenddessen das Allianzdispositiv den Gesellschaftskörper als zentralen Betrachtungs- und Wissensgegenstand ins Zentrum rückt (vgl. Foucault 1983: 106).

Vor allem in den Familien sind beide Dispositive miteinander verknüpft und überlagern sich, weswegen sie für die Analyse von „Date my Mom“ relevant sind. Wie bereits erwähnt ist für diese Sendung schließlich gerade die Verbindung von Fragen der Partnerschaft und Sexualität mit einer spezifischen familiären Eingebundenheit in die Herkunftsfamilien, repräsentiert durch die Rolle der Mütter, charakteristisch.

### 3.2 Analyse und Interpretation ausgewählter Folgen

„Date my Mom“ beginnt in jeder Folge, nach einer kurzen Vorstellung der teilnehmenden Mutter-Tochter-Paare und des Singles, mit einer Absprache von Müttern und Töchtern, in der geklärt wird, was die Mutter bereits während des ersten Dates über ihre Tochter verraten darf und was vorläufig noch geheim bleiben soll.

Ein solches Gespräch findet im ersten analysierten Beispiel (vgl. MTV: 20.9.07) zwischen Nicole und ihrer Mutter statt. In diesem Gespräch thematisiert Nicole ihren Berufswunsch, nämlich Sheriff, und spricht von Erlebnissen und Erfahrungen auf Partys, auf denen sie ihre „wilde Seite“ ausgelebt und dort auch Frauen geküsst habe. Anhand dieses kurzen Gespräches lässt sich in Bezug auf die Konstruktionen von sex, gender und desire im Rahmen des Geschlechter- und Sexualitätsdispositivs erkennen, dass Nicole durch ihren Berufswunsch Sheriff und durch ihre „wilde Seite“ auf Partys, hier vor allem durch das Küssen von Frauen dargestellt, Grenzen innerhalb der hegemonialen Geschlechterordnung überschreitet, die sie allerdings gleichzeitig internalisiert hat. So hinterfragt sie, durch die Wahl eines i.d.R. als „typisch männlich“ verstandenen Berufes, Geschlechterdichotomie und -exklusivität, also die eindeutige Abgrenzbarkeit von Männlichkeit und Weiblichkeit. Dennoch erscheint es ihr wichtig, zu verdeutlichen, dass sie trotz ihrer Berufswahl weiblich sei und keineswegs ein „Mannweib“ oder hässlich, was sie explizit ihrer Mutter gegenüber betont: Auf die Frage der Mutter, was sie dem Kandidaten bereits über Nicole erzählen solle, antwortet diese: „Dass ich Sanitäterin bin und dass ich Sheriff werden möchte. Aber er soll nicht denken, dass ich ein Mannweib und hässlich bin.“ (MTV: 20.9.07).<sup>4</sup> Auch Heteronormativität wird zumindest zur Diskussion gestellt, da Nicole wie selbstverständlich erzählt, dass sie auf Partys durchaus auch schon mal Frauen geküsst habe. Ernsthaft in die Kritik gerät die Heteronormativität allerdings nicht, da Nicole gleichzeitig betont, dass die Küsse in einer „wilden“ Partysituation stattfanden, wodurch eine starke Relativierung eintritt.

Anhand dieses kleinen Ausschnitts werden bereits Diskurse darüber ange-regt, ob Nicole, trotz des Wunsches, einen „typisch männlichen“ Beruf auszuüben, noch „richtig weiblich“ sein kann. Sie selbst ist sich der exklusiven Auf-fassung von „Geschlecht“ offenbar sehr bewusst, denn sie weist ausdrücklich darauf hin, dass sie keineswegs ein „Mannweib“ oder „hässlich“ sei. Offenbar orientiert sie sich, trotz emanzipativer Bestrebungen, an hegemonialen Vorstel-

---

4 Die folgenden Zitate beziehen sich auf den eingeblendeten deutschsprachigen Untertitel. Das Zitieren des englischsprachigen Tons ist, aufgrund einer teilweise nur mäßigen Tonqualität und dem Unkenntlichmachen einer von den Produzierenden als unangemessen empfundenen Aus-drucksweise, schwer möglich.

lungen von Weiblichkeit und will diesen weitgehend entsprechen. Sie bleibt letztlich also an diese normativen Vorstellungen gebunden, während sie gleichzeitig traditionelle Geschlechterrollenstereotype transzendiert. Die hegemoniale Geschlechterordnung und eine als normativ konstruierte Weiblichkeit wird schließlich eindrucksvoll dadurch bestätigt, dass Nicole in der Schlusszene, in der sich der männliche Single für eine Tochter entscheiden muss, mit der Begründung zurückgewiesen wird, dass sie als potentielle Partnerin „zu männlich“ sei: „Sue, es ist toll, dass deine Tochter Sheriff werden will, aber das ist mir zu maskulin. Ich will deine Tochter nicht daten“ (vgl. MTV: 20.9.07).

Aus einer weiteren Folge (vgl. MTV: 25.9.07) stammt der zweite analysierte Ausschnitt: Während eines Gespräches im Rahmen ihres Dates fragt der männliche Single die Mutter, was es Schockierendes über ihre Tochter zu berichten gäbe, worauf die Mutter mit der Schilderung eines für sie offenbar äußerst negativen Erlebnisses antwortet. Sie schildert nämlich eine Szene, in der ihre Tochter sie angerufen habe, um ihr mitzuteilen, dass sie möglicherweise lesbisch sei. Die Tatsache, dass die Mutter diese Situation als den „größten Schock“, den sie je bekommen habe, bezeichnet, zeigt, welche enorme Relevanz ein normativ heterosexuelles Begehren für sie hat. Während sie spricht verzieht sie zudem das Gesicht, kneift die Augen zusammen und stockt in ihrem Redefluss, bevor sie sich schließlich traut, von diesem für sie schockierenden Erlebnis zu berichten. Hier wird deutlich, dass eine lesbische Tochter für die Mutter ein enormes Problem darstellen würde.



Abbildung 1: Die Mutter berichtet über ihren „größten Schock“, die vermeintlich lesbische Tochter (vgl. MTV: 25.9.07)

Des Weiteren lässt sich anhand dieses Ausschnitts erkennen, dass auch der männliche Kandidat lesbisches Begehren nicht ernst nimmt, sondern als exotische und erotische Spielerei auffasst. Das macht er durch seine in einem offenbar separaten und nachträglich hineingeschnittenen Interview geäußerten Ausführungen darüber deutlich, dass ihm die Vorstellung von zwei lesbischen Frauen gefalle, er aber eine Situation von zwei Frauen und einem Mann noch weitaus erregender fände.

Vor der Analyse des letzten ausgewählten Ausschnitts soll die in jeder Folge stattfindende Entscheidungsszene erläutert werden: Die nicht für ein Date ausgewählten Töchter steigen aus einer zuvor vorgefahrenen Limousine, begrüßen den Kandidaten und stellen sich dann zu ihren Müttern, die sie i.d.R. wie kleine Mädchen in den Arm nehmen und halten. Statt in eine Liebesbeziehung einzutreten, kehren die Töchter demnach in ihre abhängige Rolle als Kinder in ihre Familien zurück, hier dargestellt durch die körperliche Nähe zur Mutter, die sofort nach der Ablehnung durch den Mann eingenommen wird. Dies bestätigt noch einmal die enge familiäre Eingebundenheit der Töchter in die Familien, die in einem deutlichen Gegensatz zur Unabhängigkeit der männlichen Kandidaten steht: Von Beginn an werden die Mütter an der Partnerwahl der Töchter beteiligt. So sind sie es, die im Rahmen der Dates für ihre Töchter werben und dem Kandidaten – auch gegen den erklärten Willen der Töchter – bereitwillig Auskunft selbst über intime Dinge geben. Hieran wird offensichtlich, dass die Partnerwahl für die Töchter in „Date my Mom“ keineswegs eine private Angelegenheit einer eigenständigen, erwachsenen Frau ist und dass somit gleichzeitig ein sehr konservatives Geschlechterbild sedimentiert wird, das vor allem die Verbindung und Abhängigkeit von Frauen zu ihren Familien hervorhebt.

Der letzte kurze Filmausschnitt (vgl. MTV: 25.9.07) ist schließlich die ebenfalls in jeder Folge identische Strandszene des ausgewählten Mutter-Tochter-Paares: Diese obligatorische Strandszene symbolisiert den Ablöseprozess aus dem Elternhaus und den Übergang von der primären familiären Bindung bzw. der Mutter-Tochter-Beziehung in die Paarbeziehung. Dabei findet am Strand der Ablöse- und auch der Übergabeprozess statt: Zuerst laufen Mutter, Tochter und der männliche Kandidat gemeinsam Hand in Hand den Strand entlang, aber nach einigen Metern lässt die Mutter die Tochter los, winkt den beiden und bleibt schließlich allein zurück. Auffällig ist, dass trotz des Ablöseprozesses für die Tochter keine Unabhängigkeit als eigenständige junge Frau eintritt – vielmehr löst sie sich aus einer Abhängigkeit, also der engen Mutter-Kind-Beziehung, die dann nahtlos in die Abhängigkeit einer als nicht gleichberechtigt konstruierten Mann-Frau-Beziehung übergeht. Dass es sich hierbei nicht um eine gleichberechtigte Beziehung handelt, wird insbesondere anhand des Übergabeprozesses deutlich: Es ist nicht die Tochter, die sich ihren künftigen Partner aus-

sucht und initiativ wird, sondern es sind Kandidat und Mutter, zwischen denen die Übergabe der Tochter initiiert wird. Symbolisiert wird die neue Abhängigkeit und Bindung durch das Hand-in-Hand-Laufen, das sicherlich nicht per se als Symbol mangelnder Gleichberechtigung gedeutet werden kann, in diesem Fall aber insbesondere die Kontinuität der von Anfang an bestehenden Abhängigkeiten versinnbildlicht. So geht im Rahmen des Übergabeprozesses die Verantwortung für die Tochter von der Mutter auf den Kandidaten über, so dass nicht mehr sie es ist, die sich um die Belange der Tochter kümmert, sondern diese Aufgabe in die Hände des potenziellen neuen Partners legt, was hier tatsächlich wörtlich zu verstehen ist.



Abbildung 2: Ablösungs- und Übergabeprozess am Strand (vgl. MTV: 25.9.07)

### 3.3 Dispositivanalytische Betrachtung

In Bezug auf die drei für „Date my Mom“ relevanten Dispositive ergibt sich zusammenfassend Folgendes: Charakteristisch für das sich in diesen Ausschnitten manifestierende Geschlechterdispositiv ist es, dass Geschlecht ausschließlich als binäres Oppositionspaar aufgefasst wird. Geschlecht erscheint als biologisches Faktum, und die Einteilung in Frauen und Männern steht nicht zur Disposition. Selbst wenn, beispielsweise durch die Figur der Nicole, hegemoniale Vorstellungen hinterfragt und diese somit diskursiviert werden, bezieht sich dies jedoch niemals auf das scheinbar gegebene biologische „Fundament“. Diese

vermeintlichen biologischen Grundlagen sind nicht mehr diskursiv, sie haben sich so weit materialisiert, dass sie als unvermittelte Wahrnehmungen und Essentialismen auftreten. Die erwähnten nicht mehr diskursiven Vergegenständlichungen haben somit die Funktion, das System der Zweigeschlechtlichkeit zu stützen, es mit Macht zu durchziehen und gegen nicht-binäre Auffassungen von Geschlecht abzugrenzen. Dass es sich um Machtstrukturen handelt, die auf auftretende Irritationen der binären Konstruktionen reagieren, zeigt sich insbesondere auch an der Zurückweisung Nicoles, die dem Kandidaten als „zu männlich“ erscheint; dadurch wird verdeutlicht, dass ihre Auffassung von Weiblichkeit, die sich nicht durch Stereotype – in diesem Fall vor allem in Bezug auf die Berufswahl – äußert, energisch abgewehrt und marginalisiert wird. Diese Reaktion kommt einem Aussageverbot innerhalb des Dispositivs gleich, da die hier, zumindest implizit, angelegten Gegendiskurse sofort sanktioniert und somit zurückgedrängt werden.

Bezüglich des Sexualitätsdispositivs ist es vor allem Heteronormativität, die im Zentrum der Diskurse steht. Offensichtlich scheint es gesellschaftlich notwendig und geboten zu sein, vermehrt Beispiele (vermeintlich) homosexuellen Begehrens, insbesondere von jungen Frauen, zu zeigen. Sowohl das Küssen anderer Frauen in einer Partysituation als auch das Informieren der Mutter darüber, möglicherweise lesbisch zu sein, um dann im Rahmen der Sendung „Date my Mom“ eine heterosexuelle Beziehung zu suchen, zeigt dabei deutlich, dass Diskurse um homosexuelles Begehren, insbesondere um lesbisches Begehren, sich zwar durchaus vervielfältigen, gleichzeitig aber beständig marginalisiert und zurückgewiesen werden. Es handelt sich grundsätzlich um Party-Gags, Experimente oder eine vorübergehende Verunsicherung, niemals jedoch um tatsächlich ernsthaftes Begehren und den Wunsch nach einer homosexuellen Beziehung. Das zeigt insbesondere, dass eine bloße Repression oder Ignoranz homosexuellem Begehren gegenüber gesellschaftlich nicht mehr angebracht und möglich erscheint, sondern stattdessen Diskurse vermeintlicher Öffnung und Toleranz erkennbar sind. Allerdings wird homosexuelles Begehren dabei nicht als ernsthafte Option gezeigt, sondern als legitimes, aber unbedeutendes Spiel bzw. Experiment präsentiert und insofern, wie auch anhand der Beispiele aus dem Sendungsformat „Date my Mom“ ersichtlich, marginalisiert. Somit sind diese scheinbaren Öffnungs- und Toleranzdiskurse letztlich vor allem dazu geeignet, Heteronormativität zu bestätigen.

Auch das Allianzdispositiv spielt eine Rolle und wird in „Date my Mom“ mit dem Geschlechter- und Sexualitätsdispositiv verknüpft. Durch die spezifische Struktur der Sendung wird nahegelegt, dass es nach wie vor die legitime Aufgabe der Familien ist, über Art und Gestaltung der Beziehungen der Töchter zu wachen. Dies wird hauptsächlich daran deutlich, dass es die Töchter sind, die

aus der Abhängigkeit von ihren Herkunftsfamilien in eine neue Abhängigkeit übergeben werden bzw. falls sie nicht ausgewählt werden, wieder in ihre Familien zurückkehren. Auch durch die Tatsache, dass es nicht die Töchter sind, die sich zuerst mit dem entsprechenden Kandidaten treffen, sondern deren Mütter, legt die mediale Inszenierung die Interpretation nahe, dass eine Partnerwahl, die unabhängig von der Familie stattfindet, hier keineswegs erwünscht ist.

Mit Hilfe von Reality-TV-Shows wie „Date my Mom“ werden Adoleszente als deren Hauptzielgruppe folglich mit den gesellschaftlich relevanten Dispositiven zu *Geschlecht*, *Sexualität* und *Allianz* dergestalt konfrontiert, dass gesellschaftliche Normen aufgegriffen und gefestigt werden, jedoch ohne Repressionen oder konkrete Handlungsanweisungen. Vielmehr werden beispielsweise gesellschaftliche Öffnungstendenzen, etwa in Bezug auf homosexuelles Begehren, sogar aufgenommen, um diese kanalisieren und wieder in die Grenzen hegemonialer Ordnung integrieren zu können.

#### 4 Möglichkeiten und Grenzen einer Dispositivanalyse

Vor allem in Bezug auf das Sexualitätsdispositiv zeigt sich anhand der vorgenommenen Analyse der Vorteil einer Dispositivanalyse gegenüber einer reinen Diskursanalyse, da es hier möglich ist, auch aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen in den Blick zu nehmen, wie etwa die scheinbar vorhandenen gesellschaftlichen Öffnungstendenzen gegenüber homosexuellem Begehren, und zu hinterfragen, inwieweit es sich tatsächlich um grundsätzliche und grundlegende Veränderungen handelt oder ob diese in bestehende strategische Konfigurationen und Machtstrukturen eingebettet sind.

Allerdings muss auch erwähnt werden, dass eine vollständige Dispositivanalyse an dieser Stelle lediglich angedeutet werden kann und auch generell immer ein unabgeschlossenes und sich weiter veränderndes Projekt bleibt:<sup>5</sup> Nimmt man den Dispositivbegriff Foucaults ernst, für den gerade charakteristisch ist, flexibel auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren, und der zudem die sich überlagernden und vielfältig untereinander vernetzten und verknüpften Diskurse enthält, handelt es sich bei Dispositiven um Konfigurationen, deren Ausgestaltung immer nur für einen bestimmten historischen Moment und notwendigerweise immer nur unvollständig beschrieben werden kann. Gerade dies jedoch macht die Dispositivanalyse äußerst lohnend, da sie gesellschaftlichen Strukturen angemessen erfasst, vorschnelle sowie allgemeingültige Aussa-

---

5 Als erster Versuch die Dispositivanalyse methodisch zu systematisieren kann die Einführung von Bührmann und Schneider (2008) gelten.

gen und Wahrheiten verweigert und stattdessen Veränderungen und Entwicklungen ernst nimmt und zudem in der Lage ist, diese kritisch zu hinterfragen.

## Literatur

### a) Quellen

MTV: „Date my Mom“ (20.9.07).

MTV: „Date my Mom“ (25.9.07), zwei Folgen.

MTV Networks: <http://www.mtvnetworks.de/scripts/contentbrowser.php3?ACTION=schow Sub&SubID=27&plugin> (Zugriff 27.12.09).

Süddeutsche Zeitung: „Caster Semenya. Siegerin muss zum Geschlechtstest“; <http://www.sueddeutsche.de/sport/364/484797/text/> (Zugriff: 21.12.09).

Wieloch, Jochen (2009): „Zeit für Experimente bei RTL: ‚Life – Das Magazin‘ und ‚Die Schulumittler‘. RTL will Problemplatz neu beleben“; <http://satundkabel.magnus.de/programm/artikel/zeit-fuer-experimente-bei-rtl-life-das-magazin-und-die-schulumittler.html> (Zugriff: 21.12.09).

### b) Forschungsliteratur

Angermüller, Johannes (2005): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland. Zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit, Konstanz: UVK, 23–47.

Bublitz, Hannelore (2003): Diskurs, Bielefeld: transcript.

Bühmann, Andrea D./Schneider, Werner (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld: transcript.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2003): Imitation und Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität, in: Kraß, Andreas (Hrsg.): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 144–168.

Charlton, Michael/Borcsa, Maria (1997): Thematische Voreingenommenheit, Involvement und Formen der Identifikation. Diskussion eines Modells für das aktive Zuschauerhandeln anhand eines empirischen Beispiels, in: Charlton, Michael/Schneider, Silvia (Hrsg.): Rezeptionsforschung. Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien, Opladen: Westdeutscher Verlag, 254–267.

Charlton, Michael/Schneider, Silvia (1997) (Hrsg.): Rezeptionsforschung. Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve Verlag.

Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Frevert, Ute (1995): Mann und Weib und Weib und Mann: Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München: C.H. Beck.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.) (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit, Konstanz: UVK.
- Keller, Reiner (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Koher, Frauke/Pühl, Katharina (2003) (Hrsg.): Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen, Opladen: Leske+Budrich.
- Kraß, Andreas (2003) (Hrsg.): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luca, Renate (2003): Mediensozialisation. Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfe in der Adoleszenz, in: Luca, Renate (Hrsg.): Medien. Sozialisation. Geschlecht. Fallstudien aus der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis, München: kopaed, 39–54.
- Luca, Renate (2003) (Hrsg.): Medien. Sozialisation. Geschlecht. Fallstudien aus der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis, München: kopaed.
- Plett, Konstanze (2003): Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin, in: Koher, Frauke/Pühl, Katharina (Hrsg.): Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen, Opladen: Leske+Budrich, 21–41.
- Schneider, Werner/Hirsland, Andreas (2005): Macht – Wissen – gesellschaftliche Praxis. Dispositivanalyse und Wissenssoziologie, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit, Konstanz: UVK, 251–275.

# ***Subjects of Risk.* Neoliberale Gouvernementalität in einer gegenwärtigen Frauenzeitschrift.<sup>1</sup>**

*Kati Kauppinen*

## **1 Einleitung**

Das Leitbild der Zukunft ist das Individuum als Unternehmer seiner Arbeitskraft und Daseinsvorsorge. Diese Einsicht muss geweckt, Eigeninitiative und Selbstverantwortung, also das Unternehmerische in der Gesellschaft, müssen stärker entfaltet werden. [...] Politik, Wissenschaft und Medien sind hierbei besonders gefordert. (Kommission für Zukunftsfragen Bayern-Sachsen 1997)

Neoliberalismus ist zweifellos eines der einflussreichsten gesellschaftspolitischen Phänomene unserer Gegenwart. In Anlehnung an Michel Foucaults Auffassung betrachtet der vorliegende Beitrag Neoliberalismus als eine Regierungsrationalität bzw. eine Gouvernementalität, die durch das Ziel der „Ökonomisierung des Sozialen“ und damit verbunden durch eine normative Vorstellung von Menschen als unternehmerische – eigenständige, voranstrebende, kalkulierende – Akteure gekennzeichnet ist (vgl. Foucault 2006; Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Rose 1996: 150-160). Der Begriff *Regierung* bezieht sich auf Foucaults Auffassung von Machtausübung als Lenkung oder Leitung sozialer Akteure, als „conduct (of conduct)“. Dementsprechend versteht sich Regierung als eine Form von Macht, die weniger durch Unterdrückung als durch Anregungen zur Selbstproduktion der Subjektivität operiert (vgl. Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 29; Foucault 1982: 220, 221). Somit ist der vorliegende Beitrag mit der Machtanalytik Foucaults verknüpft, der analytische Blickwinkel entstammt aber der linguistisch orientierten Diskursforschung.

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, diskursive Prozesse neoliberaler Regierung im Kontext der gegenwärtigen Popularkultur aus dem Blickwinkel des Geschlechts zu beleuchten. Für diesen Zweck kombiniert die Untersuchung Aspekte aus Gouvernementalitätsstudien, feministischer Medienforschung, linguis-

---

1 Dieser Beitrag erscheint im Rahmen des Projekts *Northern Multilingualism*, finanziert durch die Finnische Akademie. Der Beitrag basiert auf meiner Doktorarbeit: (2012) *Subjects of Aspiration. Untersuchung von diskursiven Prozessen neoliberaler Regierung in einer postfeministischen Frauenzeitschrift*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.

tisch orientierter Diskursforschung und der nexusanalytischen Herangehensweise.

Im Rahmen der durch Foucault inspirierten Gouvernementalitätsstudien ist neoliberale Gouvernementalität im Fokus einer Reihe von Untersuchungen gewesen.<sup>2</sup> Trotz des weitreichenden Interesses ist der Kontext der gegenwärtigen Popularkultur in dieser Hinsicht noch weitgehend unerforscht geblieben, obwohl die wachsende kulturelle Dominanz des Neoliberalismus sowie der Bedarf für weitere Untersuchungen in der jüngsten Forschung festgestellt wurde (vgl. Gill/Scharff 2011; Gill 2007). Im Hinblick auf Regierung stellen Frauenzeitschriften ein besonders relevantes Mediengenre der Popularkultur dar, weil diese nicht nur Weiblichkeit bzw. Formen von Weiblichkeiten repräsentieren, sondern ihren Leserinnen<sup>3</sup> regelmäßige Anleitung für die alltägliche Lebensführung und der Produktion des eigenen geschlechtlichen Selbst anbieten (vgl. Ballaster/Beetham/Frazer/Hebron 1991). Von den gegenwärtigen Frauenzeitschriften erscheint die deutsche Ausgabe der internationalen Frauenzeitschrift *Cosmopolitan* angesichts des Interesses an neoliberaler Gouvernementalität besonders ergiebig.<sup>4</sup>

Obwohl Diskurs („Sprachgebrauch“) als (ein Mittel für) soziale Handlung (vgl. Fairclough 1992: 63) auch ein wesentliches Mittel neoliberaler Regierung darstellt bzw. sich Regierungsanstrengungen häufig *aus dem Sprachgebrauch* konstituieren<sup>5</sup>, ist die Bestrebung, linguistisch orientierte Diskursforschung in Verbindung mit dem Gouvernementalitätsansatz zu mobilisieren, bisher weitgehend ausgeblieben<sup>6</sup>. Ausgehend davon, dass eine systematische Analyse des

---

2 Vgl. z.B. Bröckling/Krasmann/Lemke 2011; Bröckling 2007; Duttweiler 2007; Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Barry/Osborne/Rose 1996; Rose 1996; Burchell/Gordon/Miller 1991.

3 Zwar werden Frauenzeitschriften auch von Männern gelesen. Im Folgenden wird jedoch von Leserinnen gesprochen, zum einen, weil sich Frauenzeitschriften in erster Linie an Frauen richten, und zum anderen, weil das in der vorliegenden Studie untersuchte Magazin den Rezipienten als *Leserin* anspricht.

4 Außerdem haben David Machin und Theo van Leeuwen im Rahmen einer umfangreichen Studie zur Marke *Cosmopolitan* auf ein „essential global message, the underlying neo-capitalist philosophy of life“ (2003: 505) als ein Charakteristikum des Zeitschriftformats hingewiesen.

5 Wie der britische Soziologe Nikolas Rose (1999: 28) feststellt: „Language is not secondary of government; it is constitutive of it. Language not only makes acts of government describable; it also makes them possible“. Auch wenn sich viele der im Rahmen der Gouvernementalitätsforschung durchgeführten Studien auf textuelles Material bzw. Texte beziehen, ist das analytische Potential der detaillierten Untersuchung des tatsächlichen Sprachgebrauchs weitgehend im Hintergrund geblieben.

6 Zwei Beispiele hierfür bieten Fairclough (1996) und Kingfisher (2007). In seinem Beitrag *Technologisation of Discourse* betrachtet Fairclough die Rolle des Sprachgebrauchs aus dem Blickwinkel der (Neu-)Gestaltung diskursiver Praktiken in institutionellen Einrichtungen wie Universitäten und Arbeitsplätzen. Kingfisher untersucht anhand von Interviews in Verbindung mit Sozialreformen in Neuseeland „neoliberal constructions of (gendered) personhood“.

Sprachgebrauchs eine ergiebige Betrachtungsperspektive für Prozesse<sup>7</sup> neoliberaler Regierung darstellen kann, hat dieser Artikel außerdem das Ziel, einen Beitrag in dieser Richtung zu leisten.

Für die Analyse wird das theoretisch-analytische Konzept des *Diskurses* herangezogen. Diskurse (im Plural) werden hier als systematische, sozio-historisch kontingente Bezeichnungspraktiken verstanden, die jeweils einen Teil der Wirklichkeit aus einer bestimmten Perspektive bezeichnen. Diskurse realisieren sich in und durch Sprachgebrauch (vgl. Chouliaraki/Fairclough 1999: 63; Lazar 2006: 506).

Die Analyse konzentriert sich auf die Funktion eines Diskurses in der deutschen Auflage der internationalen Frauenzeitschrift *Cosmopolitan*, den ich als *Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen* bezeichne.

## 2 Das Untersuchungsmaterial *Cosmopolitan Deutschland*

*Cosmopolitan Deutschland* wird unter Lizenz durch ein eigenes Redaktionsteam im Verlagshaus *Marquard Media AG* herausgegeben. Das Durchschnittsalter der Leserinnen der deutschsprachigen Print-Ausgabe beträgt laut Chefredakteurin Petra Gessulat 37 Jahre (vgl. Gessulat 2007). Das Profil von *Cosmopolitan (Deutschland)* wird durch das Verlagshaus wie folgt beschrieben:

COSMOPOLITAN ist mit über 70 Millionen Lesern in über 100 Ländern das größte internationale Frauenmagazin. COSMOPOLITAN beinhaltet Artikel zu Karriere, Beziehungen, Lifestyle, Kultur, Mode und Beauty und richtet sich an starke, intelligente und sexy Frauen. (Marquard Media)

Als Materialgrundlage für die vorliegende Studie dient der Jahrgang 2006. Aus den zwölf Ausgaben dieses Jahrgangs wurde durch einen sorgfältigen Auswahlvorgang eine Textauswahl zusammengestellt. Das Ziel war eine im Hinblick auf das zu untersuchende Phänomen aufschlussreiche und in Bezug auf das Gesamtmaterial repräsentative Textauswahl. Sie umfasst neun dem Genre *Beratung* zugehörige Artikel aus drei Themenbereichen der Zeitschrift: *Beruf*, *Sex* und *Beauty*. Alle Artikel haben einen Umfang von drei bis vier Seiten. Bis auf einen aus dem Bereich *Beauty* sind alle Artikel Titelgeschichten der jeweiligen Ausgabe.

---

7 In Anlehnung an die Perspektive der gegenwärtigen linguistisch orientierten Diskursforschung (z.B. Pietikäinen/Mäntynen 2009; Blommaert 2005) und der Nexusanalyse (z.B. Scollon/Scollon 2004) fasst die vorliegende Untersuchung *Regierung*, wie auch andere Formen (diskursiver) sozialer Handlung, als (diskursive) Prozesse auf.

### 3 Zum diskurstheoretischen und -methodologischen Rahmen der Studie

Der methodologische Rahmen der Untersuchung lehnt sich an den nexusanalytischen Ansatz, initiiert durch Scollon/Scollon (z.B. 2004), an. Das Untersuchungsmaterial wird als eine in Zeit und Raum gelegene Kreuzung, also ein Nexus betrachtet, in dem unterschiedliche diskursive Elemente wie Diskurse, Genres, Themen und Stile aus verschiedenen Richtungen zusammenfließen und eine neue dynamische Konstellation bilden. Auch wenn diese nexusbildenden Elemente sich konzeptuell unterscheiden, haben sie etwas Gemeinsames: Sie sind alle Konzepte ‚der mittleren Ebene‘, d.h. teils soziogesellschaftlich, teils sprachlich. Einerseits haben sie eine sozio-inhaltliche Seite, die sie mit dem textäusseren Gesellschaftlichen verknüpft und den Nexus an ein Netzwerk soziogesellschaftlicher Prozesse anschließt. Andererseits haben sie eine sprachliche Realisierung auf dem Mikroniveau des Textes, wodurch sie in immer neuen Variationen in einem neuen Kontext reproduziert und auf neue Weise mit dem Gesellschaftlichen verbunden werden. Diese diskursiven Elemente reduzieren sich also nie gänzlich auf ihre sprachliche Realisierung in einem Text, sondern das Sprachliche ist lediglich als ein Hinweis auf die Präsenz von etwas Größeren, vom Wesen her Sozialem, zu sehen. Ihre Anwendungskraft erhalten die Nexuselemente durch die Verknüpfung mit dem Soziogesellschaftlichen, dadurch, dass sie als Teil sozialer Praktiken und Handlungen in unterschiedlichen Zusammenhängen und Kontexten erscheinen (vgl. Pietikäinen/Mäntynen 2009: 49-51).

Der nexusanalytische Ansatz ist bedingt durch eine Vorstellung von Kontext als eine vielschichtige Konfiguration unterschiedlicher, sich in Zeit und Raum entfaltender und aufeinander wirkender soziogesellschaftlicher Prozesse. Aus der Perspektive einer Einteilung in Mikro- und Makroebene konstituiert sich die Mikroebene aus kürzeren und lokalen Prozessen (hier ausgehend von dem textuellen Kontext), während die Makroebene durch längere Prozesse mit größerer räumlicher Verbreitung oder größeren gesellschaftlichen Auswirkungen gekennzeichnet ist (vgl. zu dieser Auffassung von Kontext z.B. Blommaert 2005: 40). Ferner charakterisiert sich der nexusanalytische Ansatz durch eine Vorstellung von gleichzeitiger Präsenz und grundsätzlicher Verknüpfung der Mikro- und Makroebenen bzw. des Nexus und der Kontexte unterschiedlicher Stufen.

In der folgenden Analyse wird auf die Realisierung und Funktion eines in dem Nexus agierenden Diskurses – des ‚Diskurses der persönlichen Kosten und Nutzen‘ – anhand von ausgewählten Beispielen aus oben vorgestellter Textauswahl eingegangen. In seinen Grundzügen lässt sich die inhaltliche Seite des Diskurses folgendermaßen charakterisieren: Der Diskurs bezeichnet das menschliche Tun und Sein aus der Perspektive der Kosten und/oder Nutzen (bzw. Vor-

und Nachteile), die verschiedene Alternativen den Handelnden selbst bringen. Vor der Analyse wird auf einige Aspekte des Netzwerks sozialer Prozesse eingegangen, mit denen der untersuchte Nexus durch die Nexuselemente, in diesem Fall vor allem durch den ausgewählten Diskurs, direkt oder indirekt verbunden ist.

#### **4 Neoliberalismus als Gouvernamentalität der Gegenwart**

Betrachtet als eine politische Rationalität bzw. eine Gouvernamentalität, definiert sich Neoliberalismus durch das Ziel der „Ökonomisierung des Sozialen“, gekennzeichnet einerseits durch Abbau staatlicher Leistungs- und Sicherungssysteme und andererseits die Vorstellung von Individuen als tatsächliche oder potentielle ‚Unternehmer‘ ihres Lebens, die eigenständig, Kosten und Nutzen ihrer Handlungen berechnend, mit Ehrgeiz und Tatkraft in ihrem Leben voranstreben und ihr eigenes Humankapital verwalten (vgl. Foucault 2006; Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Rose 1996: 154). Obwohl die Wurzeln der neoliberalen Gouvernamentalität auf akademische Denkschulen zurückgehen, hat sie sich in den letzten Jahrzehnten durch alltagspolitische Praktiken in unterschiedlichen Spielarten reproduziert (vgl. z.B. Dean 2010; Lemke 1997: 251-256).

In gewisser Hinsicht gehört die Berechnung von Kosten und Nutzen zum Alltag der Menschen, z.B. bei ökonomischen Aktivitäten wie dem täglichen Einkaufen. Sich auf die Alltagsexistenz dieser Handlungslogik stützend sieht die neoliberale Gouvernamentalität ihre Radikalisierung vor. Im Rahmen des akademischen Neoliberalismus ist der Ansatz insbesondere mit dem Namen Gary S. Becker verbunden. Beckers „ökonomischer Ansatz“ basiert auf einer Vorstellung vom Menschen als Akteur, der in seinen Handlungen aufgrund rationaler Überlegungen über Kosten und Nutzen seiner Entscheidungen auf Maximierung des eigenen Vorteils zielt. Anhand seiner Analysen erklärt Becker, zu der Überzeugung gelangt zu sein, dass der ökonomische Ansatz auf alle Formen des menschlichen Handelns anwendbar sei und für jeden Menschen und jegliche Entscheidung gelten könne (vgl. Becker 1976: 8). Im Jahr 1992 wurde er für sein Lebenswerk mit dem Nobelpreis für Ökonomie ausgezeichnet: „For having extended the domain of microeconomic analysis to a wide range of human behaviour and interaction, including nonmarket behavior“ (Nobelprize.org).

Über die akademischen Überlegungen hinaus ist die normative Vorstellung von Menschen als entscheidungsfähige und rational Kosten und Nutzen kalkulierende Akteure zu einer zentralen Dimension neoliberaler Gouvernamentalität auch im alltagspolitischen Sinne geworden. Nach der neoliberalen Vorstellung hat der Mensch grundsätzlich die Freiheit zu wählen, und so kann und soll jeder

für die Konsequenzen seiner ‚Entscheidungen‘ verantwortlich gemacht werden (vgl. Lemke 2000: 38). Wird man vom Unglück heimgesucht, so trägt man selbst die Schuld daran.

Ein Bereich des gesellschaftlichen Handelns, in dem das individuelle Kosten-Nutzen-Kalkül zu einem wesentlichen regierungstechnischen Faktor geworden ist, ist die Verwaltung der gesellschaftlichen Risiken wie Krankheit, Arbeitslosigkeit und Armut. Wie Lemke (2000: 38) ausführt, besteht „[d]ie neoliberale Strategie [...] darin, die Verantwortung für gesellschaftliche Risiken [...] in den Zuständigkeitsbereich von kollektiven und individuellen Subjekten [...] zu übertragen und zu einem Problem der Selbstsorge zu transformieren.“ Diese Verschiebung in der versicherungspolitischen Rationalität ist bedingt durch eine neue normative Vorstellung vom Menschen als *prudent* (O’Malley 1996: 196). Der *prudent*, d.h. der besonnene, vorsichtige und kluge Mensch stellt Überlegungen über Vorteile und Nachteile seiner Entscheidungen an und lässt sich anhand dieser auf ein eigenständiges Risikomanagement ein, d.h. er schließt private Versicherungen ab, sofern er diese als nötig erachtet und sich leisten kann, schützt sich aber auch mittels sonstiger Maßnahmen vor den – jetzt als privat aufgefassten – möglichen Gefahren und versucht diese soweit möglich zu vermeiden. In der Vorstellung des *new prudentialism* soll der Mensch selbst die Verantwortung übernehmen und „be prudent instead of relying on socialized securities.“ (O’Malley 1996: 196, 197)

Als Beispiele führt O’Malley (1996: 199) die Entwicklung in den Bereichen *Gesundheit* und *Verbrechensbekämpfung*<sup>8</sup> an. Auch wenn sich O’Malleys Auseinandersetzung in erster Linie auf die Entwicklung in England, Australien und den USA der 1980er und 1990er Jahre bezieht, charakterisieren seine Beobachtungen in vielerlei Hinsicht die (späteren) Entwicklungstendenzen auch in zahlreichen anderen Ländern wie beispielsweise in Deutschland in Bezug auf Finanzierung der Lebenskosten und insbesondere der Pflege im Alter<sup>9</sup> sowie auf den Bereich *Gesundheit*. Im diesem lässt sich auch in Deutschland seit Jahren eine Tendenz zur Verschiebung der Verantwortung auf die Schultern der Bürger – sowohl im konkreten, finanziellen (vgl. Deppe 2005) als auch im moralischen Sinne<sup>10</sup> – beobachten. Diese Entwicklung wird durch ein umfangreicheres Ange-

8 Siehe hierzu auch Lemke (2000: 38-39).

9 Beispielsweise wird in dem durch das Bundesministerium für Gesundheit herausgegebenen *Ratgeber Pflege* festgestellt: „Jeder kann, auch überraschend, pflegebedürftig werden. [...] Da die gesetzliche Pflege-Pflichtversicherung nur die Grundversorgung absichert, ist eine zusätzliche private Vorsorge sinnvoll. Denn auch in Zukunft werden die tatsächlichen Pflegekosten in der Regel den Pflegekassenanteil übersteigen“ (BMG, Ratgeber Pflege 2008).

10 Beispielsweise fordert das Bundesministerium für Gesundheit auf seiner Internetseite: „Viele Erkrankungen und viele Kosten lassen sich vermeiden, wenn die Bereitschaft zur Eigenverantwortung, Prävention und Individualvorsorge größer ist. Das erfordert jedoch ein neues Selbst-

bot an Kursen und Programmen zur Raucherentwöhnung, Umstellung ungünstiger Ernährungsgewohnheiten und Stressbeseitigung begleitet, die durch die Krankenkassen veranstaltet oder gefördert werden. Ferner lässt sich auch eine Verbreitung vieler weiterer, teils staatlich geförderter, teils kommerziell angebotener „Systeme und Routinen“ erkennen, die zur Pflege des eigenen Körpers und der Psyche anregen und diesbezügliche Verhaltensweisen aufzeigen sollen (vgl. O'Malley 1996: 199). Grundsätzlich beruhen diese ‚Systeme und Routinen‘ auf keinem Zwang, sondern appellieren an den rational kalkulierenden und für sich selbst verantwortlich handelnden Menschen. Mit Worten von O'Malley (1996: 200):

Guided by actuarial data on risks (on smoking and lung cancer<sup>11</sup>, bowel cancer and diet, etc.) and on the delivery of relevant services and expertise [...] the rational and responsible individual will take prudent risk-managing measures. Within such prudential strategies, then, calculative self-interest is articulated with actualiarism to generate risk management as an everyday practice of the self.

In seinem im Jahre 1999 erschienenen Buch *Powers of Freedom* hat der britische Soziologe Nikolas Rose O'Malleys Diskussion weitergeführt. Dabei setzt er sich mit der Entstehung einer neuen Risikoindustrie auseinander, einer kommerziellen Fabrikation und Vervielfältigung von Risiken, die weniger als gesellschaftliche Risiken, sondern als Risiken für die eigene Lebensqualität zu sehen sind. Die Logik und die Folgen dieser Entwicklung beschreibt er (1999: 160) wie folgt:

The ethics of lifestyle maximization, coupled with a logic in which someone must be held to blame for any event that threatens an individual's ‚quality of life‘, generate a relentless imperative of risk management not simply in relation to contracting for insurance, but also through daily lifestyle management, choices of where to live and shop, what to eat and drink, stress management, exercise and so forth. These new logics of risk management fragment the social space of welfare into a multitude of diverse pockets, zones and folds of riskiness each comprising a linking of specific current activities and conducts and general probabilities of their consequences. This inaugurates a virtually endless spiral of amplification of risk [...].

---

verständnis der Versicherten: stärkeres Engagement für die eigene Gesundheit, die regelmäßige Teilnahme an Vorsorge- oder Früherkennungsuntersuchungen oder die Teilnahme an qualitätsgesicherten Präventionsprogrammen“ (BMG, s. v. Eigenverantwortung).

- 11 Vgl. hierzu die EU-weit und weiter z.B. in Australien eingeführten Warnhinweise auf Tabakprodukten und -werbung, die das Ziel verfolgen, Menschen über die schädlichen Konsequenzen zu informieren bzw. ständig an diese mit Sätzen wie *Rauchen kann tödlich sein* oder *Rauchen verursacht tödlichen Lungenkrebs* zu erinnern.

So sind es nicht mehr die Risiken ‚wie man sie kennt‘, sondern das Potential zur endlosen Vervielfältigung der Risiken, das den regierungsstrategischen Moment ausmacht. Dieser Aspekt wird im Anschluss an die folgende Analyse wieder aufgegriffen.

## 5 Der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen als Teil des Nexus

### 5.1 Zur analytischen Vorgehensweise

In der ausgewählten Textauswahl aus *Cosmopolitan Deutschland* agiert der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen als Teil der Beratung, deren Sinn es ist, die Leserin mit Wissen und Strategien auszustatten, mit deren Hilfe sie ‚ihre eigenen‘ Ziele und Wünsche verwirklichen kann. Der Diskurs zieht sich durch die gesamte Textauswahl und erhält dadurch eine beachtliche, konstitutive Rolle.

Was den Aufbau der Artikel der Textauswahl anbelangt, lässt sich feststellen, dass sie sich im Wesentlichen gleichen: Auf der ersten Seite erscheint ein Titel und darunter eine kurze Zusammenfassung. Darin wird meist ein Ziel oder Wunsch suggeriert, dessen Realisierung die Leserin anstreben könnte (oder sollte). Daraufhin wird mitgeteilt, dass der Artikel die Mittel dafür liefert. Im Bereich *Beruf* beispielsweise heißt es folgendermaßen: „Wie erreiche ich meine Ziele? Wir haben Top-Coaches nach ihrem Karriere-Mantra gefragt.“ Nach der Zusammenfassung folgen eine Einleitung und danach die eigentliche Beratung, die nach den Ratschlägen, unterschiedlichen Zielgruppen oder Situationen gegliedert ist. Die Artikel sind mit zum jeweiligen Thema passenden Fotos illustriert, die jedoch im Rahmen dieses Beitrags nicht behandelt werden.

Die folgende Analyse basiert im Wesentlichen auf der Untersuchung der Indizien für die Präsenz des Diskurses in diesem Textmaterial und der sprachlichen Mittel, durch die sie sich realisieren. Die Indizien werden hier als Konstitutionselemente verstanden, die einerseits durch ihre Funktion als Teile des Textmaterials mit der inhaltlichen Seite des Diskurses verbunden sind bzw. Aspekte von dieser zum Ausdruck bringen, andererseits durch unterschiedliche sprachliche Mittel zum Ausdruck kommen. Das zentrale Indiz für die Präsenz des Diskurses der persönlichen Kosten und Nutzen in der hier untersuchten Textauswahl sind rhetorisch-argumentative Mittel, die dazu dienen, positive bzw. negative Konsequenzen unterschiedlicher Handlungen oder Handlungsweisen im Hinblick auf den Handelnden selbst hervorzuheben. Diese beinhalten z.B. kausaltemporale bzw. Konditionalbeziehungen angegebene Strukturen und ferner linguistische Mittel, wie das Konjunktionspaar *wenn [...] dann* oder die *wer [...] der*-Struktur. Neben den der eigentlichen Argumentation dienenden Mitteln werden

stellenweise auch rhetorische Mittel herangezogen, die dazu dienen, dem Diskurs zusätzliche Funktionskraft zu verleihen.

Die Betrachtung fokussiert auf die negative Seite des Diskurses, also die Hervorhebung der negativen Konsequenzen, die anhand von Beispielen aus den Bereichen *Beruf*, *Sex* und *Beauty* betrachtet wird. Die Analyse konzentriert sich zunächst auf das Mikroniveau der Texte. Auf die Verknüpfungen und Resonanzen mit neoliberaler Gouvernamentalität wird in der Schlussbetrachtung eingegangen.

## 5.2 *Beruf*

In der diskursiven Welt von *Cosmopolitan Deutschland* erscheint die Domäne *Arbeit* immer noch in vielerlei Hinsicht als eine Welt der Männer. Vor diesem Hintergrund wird die Leserin in einem gewissen feministischen Geist in ihrem (mutmaßlichen) Bestreben, in ihrer Karriere weiterzukommen, monatlich unterstützt und angeleitet, so wie beispielsweise im Artikel *Zehn Königswege zum Erfolg*, in dem „die zehn effektivsten Erfolgsgeheimnisse der Top-Coaches“ präsentiert werden. In der Einleitung werden diese als die „wichtigsten Maximen“ der „führenden Berater des deutschsprachigen Raums“ bezeichnet. Der Text gliedert sich in diese „Maximen“ und ihre Erläuterungen, die zusammen zehn eigenständige Einheiten bilden. Stellenweise wird die konstitutive Rolle des Diskurses der persönlichen Kosten und Nutzen sehr deutlich, wie etwa das folgende Beispiel demonstriert:

Zähmen Sie Ihren Perfektionismus

**Sie sind stolz darauf, dass alles bis aufs i-Tüpfelchen stimmt? Leider zahlt sich Detailliebe nicht immer aus. Wenn Frauen vehement um Kleinigkeiten kämpfen, wirkt das oft nicht engagiert, sondern unsouverän. „Wer sich auf Einzelheiten fixiert, verliert schnell den Blick fürs Wesentliche“<sup>12</sup>,** warnt Coach Susanne Alwar. Die Ökonomin, die auch andere Trainer ausbildet, rät deshalb zum Umdenken. [...] Worauf kommt es wirklich an? Ist es wichtiger, dass der Bericht nicht einen einzigen Tippfehler enthält, oder dass Sie Kunden mit einer neuen Argumentation von Ihrer Dienstleistung überzeugen? Bewährte Gegenstrategie bei übergroßer Detailversessenheit: genau überlegen, wie viel Zeit eine Aufgabe kosten darf. Da hilft das Pareto-Prinzip – die letzten 20 Prozent fürs Ergebnis brauchen 80 Prozent

---

12 Das Fettgedruckte markiert die Erscheinung des Diskurses in dem jeweiligen Abschnitt. Darin kennzeichnet das nicht kursiv Geschriebene die Handlung, das kursiv Geschriebene die Konsequenzen.

der Zeit. Also statt eine Aufgabe hundertprozentig erfüllen zu wollen, lieber mehr Aufgaben zu 80 Prozent erledigen. [...] (Schwertfeger/Nitzsche 2006: 156)

Hier kommt der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen durch dreierlei rhetorisch-argumentative Mittel zum Ausdruck, die alle dazu dienen, das Augenmerk auf die negativen Konsequenzen der vermuteten Verhaltensweise der Leserin zu richten. Das erste rhetorisch-argumentative Mittel hat die Form einer rhetorischen Frage in Verbindung mit einem evaluierenden („leider“) Kommentar auf die präsupponierte bejahende Antwort. Zeitlich unspezifiziert suggeriert die Frage, dass die Leserin allgemein (zumindest bei der Arbeit) sehr sorgfältig sei, worauf sie zudem stolz sei. So wird ihr eine Verhaltensweise zugesprochen, die sich leicht als ein Moralprinzip der Handlung deuten lässt. Die ungünstigen Folgen dieser Verhaltensweise werden zunächst mit der ökonomisch konnotierten Redewendung *zahlt sich nicht immer aus* nur angedeutet. Dadurch wird jedoch dem auf Sorgfältigkeit beruhenden Handlungsprinzip die Perspektive des Profits kontrastiv gegenübergestellt.

Die zwei weiteren Argumente dienen dazu, die zunächst angedeuteten Konsequenzen konkreter werden zu lassen. Im ersten Fall kommt der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen durch ein temporal-kausales Verhältnis zum Ausdruck. Die darin ausgedrückte negative Konsequenz bezieht sich auf das Bild („wirken“), das Frauen von sich selbst in ihrer Arbeitsumgebung durch ihre durch Genauigkeit geprägte Arbeitsweise aufbauen. Dabei bezieht sich das Adjektiv *unsouverän* auf die Arbeitskompetenz. Wenn diese im negativen Licht erscheint, ist es selbstverständlich schlecht für die Karriere. Außerdem bedeutet es das direkte Gegenteil von *souverän*, welches in *Cosmopolitan Deutschland* emblematisch für eine starke, kompetente Weiblichkeit steht. Die generische Gruppe *Frauen* stellt sich implizit der Gruppe der Männer gegenüber, wodurch suggeriert wird, dass dieses Imageproblem nur für Frauen gelte. Zudem legt der Sprung von dem auf die Leserin verweisenden Anredepronomen *Sie* zu dem auf eine generelle Gruppe bezogenen Substantiv *Frauen* den Schluss nahe, dass die Leserin auf die vermutete Weise handelt, gerade weil sie eine Frau ist und weil „Detailliebe“ etwas allgemein Frauentypisches sei. Bereits die Bezeichnung *Detailliebe* hat einen deutlich ironischen Klang. Außerdem sind die lexikalischen Einheiten *vehement um Kleinigkeiten kämpfen* und *übergroße Detailversessenheit* negativ besetzt und wirken vor dem Hintergrund, dass es eigentlich um Tippfehler im Text geht, deutlich übertrieben. Beide Aussagen dienen dazu, die Sorgfältigkeit als etwas Negatives oder geradezu Hysterisches zu stigmatisieren.

Im Fall des dritten Arguments [*w]er sich auf Einzelheiten fixiert, verliert schnell den Blick fürs Wesentliche* kommt der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen durch die *wer* [...] *der*-Struktur zum Ausdruck. Diese ermöglicht es,

die Referenzweite des Arguments auf alle beliebigen Individuen zu übertragen, die auf die jeweils beschriebene Weise handeln. Außerdem ruft das Argumentationsmuster eine Assoziation an alte biblische Sprichwörter oder volkstümliche Weisheiten hervor, wodurch ein belehrender, sogar moralischer Ton entsteht. Dieser Eindruck verstärkt sich noch dadurch, dass die Aussage als eine von einer Expertin ausgesprochene Warnung dargestellt wird. Zu dem bedrohlich wirkenden Klang trägt auch das Adverb *schnell* bei, das die unerwünschte Konsequenz als einen ebenso unmittelbar wie unbemerkt einsetzenden Effekt darstellt. In diesem Fall betreffen die negativen Folgen die Arbeitsleistung jeder Person, die „sich auf Einzelheiten fixiert“, inklusive der Leserin. „Den Blick fürs Wesentliche“ zu haben stellt in *Cosmopolitan Deutschland* einen generell wichtigen Leitfaden für glückliches und erfolgreiches Leben dar, wodurch die Gefahr, den Blick zu verlieren, noch bedrohlicher erscheint.

Insgesamt dient der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen in diesem Abschnitt dazu, die Leserin auf die (möglichen) negativen Konsequenzen ihrer (mutmaßlich) auf Genauigkeit und Sorgfältigkeit beruhenden (weiblichen) Handlungslogik aufmerksam zu machen und außerdem sie dazu zu bewegen, aufgrund dieser Erkenntnis diese Handlungslogik im Namen ihres eigenen Vorteils gegen ein anderes, der Maxime der Effizienz gehorchendes Handlungsprinzip, zu tauschen.

In einem anderen, dem Bereich *Beruf* zugeordnetem Artikel, geht es unter der Überschrift *Ich liebe meinen Job!* nicht um Königswege zum Erfolg, sondern um „Power, Motivation [und] Spass“, um „11 Wege, sich jeden Tag neu in den Job zu verlieben“ wie die Titelseite der Ausgabe es formuliert. In dem Fließtext werden diese elf „Wege“ nacheinander behandelt. Der folgende Abschnitt stellt den sechsten „Weg“ dar.

#### Energie aus anderen Bereichen des Lebens beziehen

Eine interessante Arbeit kann einem zwar vieles bieten, aber längst nicht alles. Schon gar nicht die gesamte Anerkennung, Wärme und Ansprache, die ein Mensch braucht, um sich angenommen, akzeptiert und geliebt zu fühlen. **Mit dem Job verheiratet zu sein, mag deshalb vielleicht gerade bei besonders spannenden Berufen verführerisch scheinen, ist aber riskant.** Coach und Managementberaterin Dr. Antje Goy: „Wer alles auf eine Karte setzt, lebt aus verschiedenen Gründen gefährlich.“ Zum einen, so die Expertin, *erhöht man das Enttäuschungsrisiko, weil jede kleine Kritik sofort als totaler „Liebesentzug“ gewertet wird. Kaum ist der Chef mal mit einem unzufrieden, fühlt man sich gleich, als würde einem der Boden unter den Füßen weggezogen. Das schwächt. Zum anderen bringt die absolute Identifikation mit dem Job einen Übersättigungseffekt mit sich.* Das sei, so Goy, als würde man „sein Leben lang immer nur seine Lieblingsessspeise essen dürfen“. *Da verfliegt auch der letzte Rest von Begeisterung für die Sache ziemlich schnell.* Um

sich im Job die Freude und schöne Leichtigkeit zu erhalten, sind deshalb Abstand und Abwechslung wichtig. [...] (Kleis 2006: 154)

Hier kommt der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen erst durch zwei Andeutungen auf die negativen Konsequenzen von „mit dem Job verheiratet sein“ und danach in Form zweier ausführlicher ausgearbeiteter Gesichtspunkte zum Ausdruck. Zunächst wird durch eine abgeschwächte Einräumung („mag deshalb vielleicht gerade bei besonders spannenden“) auf die möglichen positiven Aspekte einer engen Beziehung zu der Arbeit hingewiesen. Gleich im Anschluss aber werden diese durch die adversative Konjunktion *aber* mit einem Hinweis auf die Gefährlichkeit („riskant“) dieser Haltung konfrontiert. Dabei wird die Gefährlichkeit durch den Indikativ *ist* als eine faktische Tatsache den möglichen positiven Aspekten gegenübergestellt. In einem zweiten Schritt wird durch die *wer* [...] *der*-Struktur und die auf ein Risikospiel verweisende Metapher in Anlehnung an eine Expertin ein zweites Mal auf die „gefährlichen“ Konsequenzen hingewiesen. Dabei wird das Ausmaß der Gefährlichkeit noch zusätzlich durch das Adjektiv *verschieden* und die Pluralform „aus verschiedenen Gründen“ unterstrichen. Bei der Ausarbeitung der ersten negativen Konsequenz wird durch das transitive Verb *erhöhen* deutlich signalisiert, dass man selbst derjenige ist, der durch diese ‚falsche‘ Haltung das Enttäuschungsrisiko aktiv erhöht. Zudem, so wird impliziert, wird es nicht nur bei Enttäuschungen bleiben, sondern diese würden zur ‚Schwächung‘ des ganzen Selbst führen. Der zweite Gesichtspunkt, der „Übersättigungseffekt“, wiederum erinnert daran, dass zu viel des Guten auch „gefährlich“ sei: dadurch könne man das, wonach man eigentlich strebt, nämlich Begeisterung für die eigene Arbeit, gänzlich verlieren, was durch den Ausdruck *der letzte Rest* und das Verb *verfliegen* bildlich beschrieben wird. Was bei der Argumentation allgemein auffällt, ist die rhetorische Dramatisierung der vermeintlichen Effekte, die neben den vorherigen Ausdrücken beispielsweise auch durch den den Anlass verharmlosenden Ausdruck *jede kleine Kritik* und das die Konsequenzen intensivierende bzw. übertreibende Adverb *sofort* sowie das Adjektiv *total* erzeugt wird. Darüber hinaus verleiht das pauschal auf alle Individuen verweisende Pronomen *man* den Argumenten den Anschein von Allgemeingültigkeit.

Man soll sich „jeden Tag neu in den Job verlieben“ und sich ständig für seine Arbeit begeistern, aber nicht „mit seinem Job verheiratet“ sein. Es herrscht ein ständiges Hin-Und-Her-Gerissen-Sein zwischen dem Appell zu immer mehr Begeisterung und Effizienz einerseits und der Gefahr von zu viel Begeisterung und Effizienz andererseits. Zwischen diesen zu balancieren, ist die Aufgabe des verantwortungsbewussten Individuums. Ist man nicht umsichtig genug, hat man

mit selbstverschuldeten Enttäuschungen, Schwächegefühl und Spaßverlust zu rechnen, so lautet die Botschaft des Diskurses an dieser Stelle.

### 5.3 Sex

Das folgende Beispiel stammt aus einem Artikel mit dem Titel *Das Elixier der Leidenschaft*, der das Thema *Sex* aus der Perspektive der Partnerschaft behandelt. Er bietet zielgerichtete Ratschläge für „Langzeit-, Karriere-, Eltern-“ sowie „Fern-Liebepaare“, damit „der Sex in jeder Lebenslage prickelnd bleibt“ und sie „Sexglück erleben“ können. Der an das Langzeitpaar gerichtete Textteil wird wie folgt eingeleitet:

**Wer zusammen lebt, denkt oft, ,Ich schlafe gern mit dir, aber nicht heute; können wir ja auch noch morgen machen. So,** erklärt die Berliner Psychologin Berit Brockhausen, *rutsche die Leidenschaft aus dem Alltag*. Warum also zum Beispiel nicht gleich beim „Tatort“ am Sonntagabend mit einer Fußmassage beginnen und nach dem Abspann direkt ins Bett? (Feist 2006: 47)

In diesem Abschnitt kommt der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen durch ein kausales Verhältnis zum Ausdruck, in dessen Rahmen erst eine für „Langzeitpaare“ („wer zusammen lebt“) angeblich typische (*oft*) Verhaltensweise geschildert und dann mithilfe des anaphorisch verwendeten Adverbs *so* auf die negativen Konsequenzen dieser verwiesen wird. Typischerweise würden die Langzeitpaare den Sex mit dem Partner, wie impliziert wird, immer auf morgen verschieben. Der definite Artikel *die* bescheinigt der „Leidenschaft“ ein tatsächliches Vorhandensein im Beziehungsalltag. Als Konsequenz der lässigen bzw. Bequemlichkeits-orientierten Haltung werde diese nach und nach verschwinden, wie das sonst eher alltagssprachlich verwendete Verb *rutschen* suggeriert. Das Bild gleicht der im Bereich *Beruf* geschaffenen Vorstellung von der Begeisterung für die Arbeit, die in ähnlicher Weise als Konsequenz einer ‚falschen‘ Haltung „verfliegen“ soll.

Gleich im Anschluss wird die Haltung *Bequemlichkeit* insgesamt zu einem Risiko deklariert und der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen ein weiteres Mal herangezogen, verstärkt mit der Autorität eines weiteren Experten.

Dass Bequemlichkeit zum Risiko werden kann, weiß auch Barry McCarthy vom Psychologischen Zentrum in Washington: „**Wer weniger als zweimal im Monat Sex hat, wird sich des eigentlichen Aktes zu bewusst. Sex wird ein viel zu großes Ding, um unbefangen lustvoll zu sein.**“ (Feist 2006: 47)

Hier äußert sich der Diskurs erneut durch die *wer* [...] *der*-Struktur und durch einen die negativen Konsequenzen ausbauenden Deklarativsatz. Durch diese Struktur und die Autorität des Experten erhält das Argument einen besonders bedrohlichen Ton, der noch durch den wissenschaftlichen Klang der exakten Adverbialangabe *weniger als zweimal im Monat* verstärkt wird. Für alle diejenigen, die sich nicht an diese Vorgaben halten, wird eine Befangenheit im Sexleben („zu bewusst, viel zu großes Ding“) anstelle einer Leichtigkeit („unbefangen lustvoll“) prophezeit.

Insgesamt dient der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen in diesen beiden Abschnitten dazu, die Leserin zu der Einsicht zu bringen, dass die Logik der Bequemlichkeit für das „Sexglück“ ein ‚erstes‘ Risiko darstellt, während die Logik der kalkulierenden Diszipliniertheit „das Sexglück“ aufrechterhalten und Sex „unbefangen lustvoll“ erleben lassen kann.

#### 5.4 *Beauty*

Im Bereich *Beauty* bietet der Artikel *Souverän, smart, schön!* „Beauty-Strategien für starke Auftritte in jeder Lebenslage“. Es werden „acht heikle Situationen“ vorgestellt, die von „überzeugend beim Vorstellungsgespräch“, „Intensivkur gegen Deprestimmung“ bis hin zu „dem Ex strahlend begegnen“ variieren. Auf die letztere Situation wird die Leserin wie folgt vorbereitet:

Es lässt sich nicht vermeiden: Irgendwann werden Sie Ihrem Ex begegnen. Wer keine Schwäche zeigen möchte, sollte clever tricksen. **Schöne Haare stehen für eine starke Persönlichkeit und Lebensfreude**, wie eine wissenschaftliche Studie der Uni Bonn belegt. Für sinnlichen Glanz und intensive Farbe sorgt eine Pflege-Coloration zum Selberanwenden. [...] **Bitte keine radikalen Experimente, zu viel Neues macht unsicher!** [...] (Blom 2006: 166)

Zunächst wird hier auf die Vorteile der „schönen Haare“ im Hinblick auf den suggerierten Wunsch, vor dem „Ex“ stark aussehen zu wollen hingewiesen. Im Anschluss folgen Anweisungen, wie man sich diese „trickst“. Aber auch das verlangt besondere Sorgfalt: Es soll zwar Neues geben, aber nicht *zu viel*. Wagt man „radikale Experimente“ bzw. „zu viel Neues“ schlägt der Versuch, eine starke Persönlichkeit zu signalisieren ins Gegenteil um: in Unsicherheit. Zur Dramatisierung der Aussage tragen zudem die Partikel *Bitte* sowie das Ausrufezeichen bei. Was wiederum den Zweck dieser Vorbereitungsmaßnahmen anbelangt, handelt es sich nicht um Vorbereitung auf eine Verabredung mit dem „Ex“, sondern auf eine zufällige Begegnung „irgendwann“, was tatsächlich be-

deutet, dass man auf das Risiko, dem „Ex“ zu begegnen, ständig vorbereitet sein sollte.

## 6 Schlussbetrachtung

Der vorliegende Beitrag hatte zum Ziel, diskursive Prozesse neoliberaler Regierung im Kontext der gegenwärtigen Popularkultur, hier genauer in *Cosmopolitan Deutschland* aus dem Blickwinkel des Geschlechts zu beleuchten. Für diesen Zweck wurde in der bisherigen Analyse der Diskurs der persönlichen Kosten und Nutzen im Hinblick auf seine Realisierung und Funktion mit dem Schwerpunkt auf die negativen Konsequenzen untersucht. Im Folgenden werden die zentralen aus dieser Analyse hervorgegangenen Aspekte unter dem Blickwinkel der neoliberalen Gouvernmentalität betrachtet.

Im Wesentlichen zeigt die Analyse, wie der Diskurs dazu dient, die Leserin bezüglich ihres Verhaltens erkennen zu lassen, dass sie sich durch eigene ‚falsche‘ Handlungen und Handlungsweisen selbst Schaden zufügen und an ihrem eigenen Unglück oder Misserfolg schuld sein kann. So wie sich der Diskurs hier manifestiert, suggeriert er eine besondere Sorgfalt in der Lebensführung, da die Handlungen an sich nicht einmal falsch zu sein brauchen – nur falsch bemessen oder ‚getimet‘ – um gleichwohl ‚zerstörerische‘ Konsequenzen nach sich zu ziehen: Ein *zu hoher Grad an Genauigkeit* am Arbeitsplatz, eine *zu enge* Beziehung zu der Arbeit, *zu selten* Sex in der Partnerschaft, *zu viel* Neues beim Haarstyling. Die Haltung, die der Diskurs hier hervorzurufen versucht, findet deutliche Resonanz in dem Ethos des *new prudentialism*, wie die gegenwärtige Rationalität der Verwaltung sozialer Risiken von O’Malley bezeichnet wird. In dem hier untersuchten Material hat diese Haltung zwar weniger Bezug zu gesellschaftlichen Risiken als zu Risiken angesichts der „ethics of lifestyle maximization“ (Rose 1999: 160) und so dient der Diskurs weniger zur Regierung von Risiken als zur Regierung *durch* Risiken. Der Gedanke liegt aber nahe, dass gerade der Bezug auf alltägliche oder geradezu trivial wirkende Tätigkeiten dazu beitragen kann, diese Einstellung als eine domänenübergreifende Grundhaltung der Lebensführung zu etablieren. Unterschiedliche Lebensdomänen betreffend suggeriert der Diskurs, ähnlich wie Nikolas Rose es beschrieben hat, eine Vorstellung vom Leben bestehend aus „*diverse pockets, zones and folds of riskiness*“ (Rose 1999: 160). Hier wächst die ‚Gefährlichkeit‘ aber nicht aus der sozialen Umwelt heraus, sondern den eigenen Tätigkeiten – das Selbst wird zur Ursache und Lösung, die angesprochenen Individuen werden zu *subjects of risk* im doppelten Sinne des Ausdrucks.

Ferner wird sichtbar, wie der Diskurs dazu beiträgt, bestimmte Handlungslogiken aufzulösen, die dann durch andere, im Wesentlichen auf Effizienz und rationelle Kalkulierung beruhende Logiken ersetzt werden sollen. So sollte etwa die Logik der „Bequemlichkeit“ durch die der ‚kalkulierten Diszipliniertheit‘ beim Sex und Genauigkeit durch Effizienz bei der Arbeit im Zeichen des eigenen Glücks bzw. Erfolgs ersetzt werden.

Bemerkenswert ist auch, dass der Leserin im Rahmen der Beratung an keiner Stelle vorgeschlagen wird, ein Risiko einzugehen. Risiken scheinen hier ausschließlich mit negativen Konsequenzen verbunden zu sein und sind dementsprechend zu vermeiden. Um den letzten Ratschlag aus dem Bereich *Beauty* zu variieren: ‚Keine radikalen Experimente. Zu viel Abenteuerlust macht gefährlich‘. *Sie* soll kein Risiko für das gesellschaftliche System werden.

Insofern als das hier untersuchte Magazin als Frauenzeitschrift sich in erster Linie an Frauen richtet und die Erscheinungsformen des betrachteten Diskurses einen explizit geschlechtsspezifischen Charakter haben, handelt es sich hier sicherlich um geschlechtsspezifische Regierungsanstrengungen. Um bestimmen zu können, in welchem Maß die hier suggerierten Ansätze *exklusiv* geschlechtsspezifischen Charakter haben, bedürfte es jedoch einer Untersuchung beispielsweise von ähnlichen, aber an Männer gerichteten Magazinen.

Als eine Frauenzeitschrift stellt *Cosmopolitan Deutschland* ein Medium dar, das es ermöglicht, die Logik der Kosten-Nutzen-Kalkulierung als eine Handlungslogik in verschiedenen Lebensbereichen zu festigen. Da die unterschiedlichen Themenbereiche bzw. Domänen innerhalb desselben Textmaterials vorkommen, gestalten sie ein Kontinuum, durch das sich derselbe Diskurs zieht und so eine kohärente, innerlich logische Gesamtheit formen kann. Durch die monatlichen Ausgaben der Zeitschrift erhält der Diskurs darüber hinaus auch eine zeitliche Kontinuität.

## Literatur:

### a) Quellen

Blom, Emma (2006): Souverän, smart, schön!, in: *Cosmopolitan* 11/2006, 165–170.

BMG, s. v. Eigenverantwortung: [http://www.bmg.bund.de/cln\\_178/nn\\_1168278/SharedDocs/Standardartikel/DE/AZ/E/Glssarbereich-Eigenverantwortung.html](http://www.bmg.bund.de/cln_178/nn_1168278/SharedDocs/Standardartikel/DE/AZ/E/Glssarbereich-Eigenverantwortung.html) (15.11.2009).

BMG, Ratgeber Pflege: [www.bmg.bund.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Pflege/BMG-P-07055-alles-was-sie-wissen-muessen,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/BMG-P-07055-alles-was-sie-wissen-muessen.pdf](http://www.bmg.bund.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Pflege/BMG-P-07055-alles-was-sie-wissen-muessen,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/BMG-P-07055-alles-was-sie-wissen-muessen.pdf) (20.10.2009).

Feist, Silvia (2006): Das Elixier der Leidenschaft, in: *Cosmopolitan* 6/2006, 47–52.

- Gessulat, Petra: [www.presseportal.de/pm/6344/1018516/news\\_aktuell?search=petra.gessulat](http://www.presseportal.de/pm/6344/1018516/news_aktuell?search=petra.gessulat) (18.7.2007).
- Kleis, Constanze (2006): Ich liebe meinen Job!, in: *Cosmopolitan* 6/2006, 151–156.
- Kommission für Zukunftsfragen Bayern-Sachsen: <http://www.bayern.de/Anlage4500338/BerichtderKommissionfuerZukunftsfragenderFreistaatenBayernundSachsen-Teil3.pdf> (20.10.2009).
- Marquard Media: <http://www.marquardmedia.com/index.php?id=150>, (20.11.2009).
- Nobelprize.org: [http://nobelprize.org/nobel\\_prizes/economics/laureates/1992/index.html](http://nobelprize.org/nobel_prizes/economics/laureates/1992/index.html) (15.09.2009).
- Schwertfeger, Bärbel/Nitzsche, Isabell (2006): Zehn Königswege zum Erfolg, in: *Cosmopolitan* 9/2006, 151–157.

## b) Forschungsliteratur

- Ballaster, Ros/Beetham, Margaret/Frazer, Elizabeth/Hebron, Sandra (1991): *Women's Worlds. Ideology, Femininity and the Women's Magazine*, Basingstoke: Macmillan.
- Barry, Andrew/Osborne, Thomas/Rose, Nikolas (1996) (Hrsg.): *Foucault and Political Reason. Liberalism, Neo-liberalism and Rationalities of Government*, London: Routledge.
- Becker, Gary. S. (1976): *The Economic Approach to Human Behavior*, Chicago: University of Chicago Press.
- Blommaert, Jan (2005): *Discourse. A Critical Introduction*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (2000) (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (2011) (Hrsg.): *Governmentality. Current Issues and Future Challenges*, London: Routledge.
- Burchell, Graham/Gordon, Colin/Miller, Peter (1991) (Hrsg.): *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*, London: Harvester Wheatsheaf.
- Chouliaraki, Lilie/Fairclough, Norman (1999): *Discourse in Late Modernity. Rethinking Critical Discourse Analysis*, Edinburgh: Edinburgh university press.
- Dean, Mitchell (2010): *Governmentality. Power and Rule in Modern Society*, London: Sage Publications.
- Deppe, Hans-Ulrich (2005): *Zur sozialen Anatomie des Gesundheitssystems. Neoliberalismus und Gesundheitspolitik in Deutschland*, Frankfurt a.M.: VAS Verlag für akademische Schriften.
- Duttweiler, Stefanie (2007): *Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Fairclough, Norman (1992): *Discourse and Social Change*, Cambridge: Polity Press.

- Fairclough, Norman (1996): Technologicalisation of Discourse, in: Caldas-Coulthard, Carmen Rosa/Coulthard, Malcolm (Hrsg.): Texts and practices. Readings in Critical Discourse Analysis, London: Routledge, 70–83.
- Foucault, Michel (1982): The subject and Power, in: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hrsg.): Michel Foucault. Beyond Structuralism and Hermeneutics, Brighton: Harvester Press, 208–226.
- Foucault, Michel (2006): Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesung am Collège de France 1978–1979, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gill, Rosalind (2007): Postfeminist Media Culture: Elements of a Sensibility, in: European Journal of Cultural Studies, 10 (2), 147–166.
- Gill, Rosalind/Scharff, Christina (2011) (Hrsg.): New Femininities. Postfeminism, Neoliberalism and Subjectivity, Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Kingfisher, Catherine (2007): What D/discourse Analysis Can Tell Us about Neoliberal Constructions of (Gendered) Personhood: Some Notes on Commonsense and Temporality, in: Gender and Language 1 (1), 93–105.
- Lazar, Michelle M. (2006): „Discover the Power of Femininity!“ Analyzing Global „power femininity“ in Local Advertising, in: Feminist Media Studies 6 (4), 505–517.
- Lemke, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität, Hamburg/Berlin: Argument Verlag.
- Lemke, Thomas (2000): Neoliberalismus, Staat und Selbsttechnologien. Ein kritischer Überblick über governmentality studies, in: Politische Vierteljahresschrift 41 (1), 31–47.
- Machin, David/van Leeuwen, Theo (2003): Global Schemas and Local Discourses in Cosmopolitan, in: Journal of Sociolinguistics 7 (4), 493–512.
- O'Malley, Pat (1996): Risk and Responsibility, in: Barry, Andrew/Osborne, Thomas/Rose, Nikolas (Hrsg.): Foucault and Political Reason. Liberalism, Neo-liberalism and Rationalities of Government, London: Routledge, 189–207.
- Pietikäinen, Sari/Mäntynen, Anne (2009): Kurssi kohti diskurssia, Tampere: Vastapaino.
- Rose, Nikolas (1996): Inventing Ourselves. Psychology, Power and Personhood, Cambridge: Cambridge University Press.
- Rose, Nikolas (1999): Powers of Freedom. Reframing Political Thought, Cambridge: Cambridge University Press.
- Scollon Ron/Scollon, Suzie Wong (2004): Nexus Analysis. Discourse and the Emerging Internet, London: Routledge.

# Dispositiv 2.0. Wie Subjekte sich im Web 2.0 selbst und gegenseitig regieren

*Britta Hoffarth*

## 1 Einführendes

Ich würde versuchen, mich durchzuschwindeln. (Foucault 1992: 55)

Im Interesse des vorliegenden Bandes liegt es, Medien unter den machtanalytischen Perspektiven *Diskurs* bzw. *Dispositiv* zu betrachten. Die Wahl des Dispositivs als Perspektive auf das Verhältnis Medien und Macht bedeutet somit die Wahl einer speziellen Brille, welche besondere Dimensionen dieses Verhältnisses fokussiert. Im folgenden Beitrag wird der Zusammenhang Medien und Dispositiv vor allem unter der Dimension ‚Regierung‘ interessant. Als bedeutsame Facetten des Phänomens werden im Beitrag folgende Überlegungen vertieft: Unter dem Schlagwort Web 2.0 versammelte Kommunikationsanwendungen bzw. -praxen<sup>1</sup> werden unter der Perspektive Dispositiv als historisches Phänomen konstruiert, durch welches bestimmte Wissensordnungen kontrolliert werden (vgl. dazu auch Hoffarth 2011). Web 2.0-Plattformen im WWW wie studivz.net oder youtube.com basieren vor allem auf der Interaktion der heterogenen Gruppe ihrer User. Was hier von den Usern gewusst und medial reproduziert wird, sind Möglichkeitsräume von Disponiertheiten von Subjekten. Im sogenannten Web 2.0 werden Praxen wirksam, welche bestimmte Vorstellungen über Unterschiede von Subjekten normalisieren. Diese Praxen arbeiten wesentlich diskursiv, sind in ein dispositives Netz eingebunden und bringen bestimmte Subjektdispositionen hervor.

Im Folgenden soll zunächst geklärt werden, welche Perspektivität sich mit der begrifflichen und methodischen Fokussierung auf das Konzept *Dispositiv* eröffnet. In einem nächsten Schritt wird das Medium Web 2.0 unter theoretischer

---

1 Der Begriff Web 2.0 wird weiter unten präzisiert. Wird er, wie im vorliegenden Beitrag, weniger als technologische Beschreibung sondern als Sammelbegriff für das Aufkommen bestimmter Nutzungsformen vernetzter Angebote verwendet, bedeutet dies einen Perspektivwechsel: Web 2.0 beschreibt dann eine Praxis, also ein kulturwissenschaftliches und nicht allein ein technisches Phänomen. Gerade in Bezug auf Web 2.0 erscheint dies interessant, da die Nutzungsspielräume in digitalen Kommunikationsräumen (durch Technik ermöglicht) offener gestaltet sind als andere mediale Angebote wie etwa das Fernsehen es möglich machen.

und empirischer Perspektive bearbeitet. Im Anschluss daran sollen Medium sowie theoretischer Ansatz Dispositiv im Begriff der Selbsttechnologien analytisch zusammengeführt werden.

## 2 Dispositiv

Jüngere Publikationen verweisen aktuell auf ein Interesse am Dispositiv-Begriff, in welchem sich ein Bedarf an interdisziplinären Verzahnungen zwischen Sozial-, Kultur- und Sprachwissenschaften artikuliert (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 8-11). Bekannt wurde der Begriff wesentlich durch die Arbeiten Michel Foucaults (vgl. etwa 1978, 1988, 1989). Die Bedeutung seiner Konzeptionalisierung des Dispositivs für die im Rahmen des Beitrags angestellten Überlegungen soll im Folgenden herausgestellt werden. Der französische Begriff *Dispositif* beschreibt, ins Deutsche übersetzt, sowohl Apparat, Gerät, Einrichtung oder Vorrichtung. Dammann (2003) weist allerdings darauf hin, dass der Begriff in an die genannten Theoretiker angelehnten Arbeiten in der Regel nicht ins Deutsche übersetzt wird. Es erscheint symptomatisch für den Begriff *Dispositif/v*, dass es keinen adäquaten Begriff im Deutschen gibt, der die vielfältigen Bedeutungen von *Dispositif* im Französischen erfasst und gleichwohl in eben dieser nutzbaren Vieldeutigkeit verbleibt. In der Übernahme des Begriffs in den deutschsprachigen akademischen Diskurs über Foucaults Konstrukt wird deutlich, inwiefern das Potential seiner Vieldeutigkeit genutzt werden soll, um ein komplexes Phänomen analytisch greifbar zu machen. Zugleich bedarf diese Übertragung jedoch einer Differenzierung, um die Vieldeutigkeit nicht beliebig werden zu lassen.

In medientheoretischen Zusammenhängen wird das Konzept des Dispositivs von Jean-Louis Baudry zum Thema gemacht (1994), im deutschsprachigen Raum werden die Begriffe *Medium* und *Dispositiv* besonders durch die Arbeiten von Hickethier (etwa 1995) oder Paech (1997) miteinander in Verbindung gebracht. Im Folgenden soll eine Diskussion des nach wie vor analytisch zu präzisierenden Begriffs *Dispositiv* für eine medientheoretische Betrachtung des Phänomens Web 2.0 vorgeschlagen werden.

Mit Foucault ist das Dispositiv als ein Bündel diskursiver und nicht-diskursiver Praxen zu verstehen, welche der Regulierung historisch bestimmter sozialer Verhältnisse dienen. Ihre Systematik beruht auf einem

entschieden heterogenen Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfasst. (Foucault 1978: 119)

An diese zunächst knappe Bestimmung anknüpfend kann der Begriff Dispositiv als eine bestimmte empirische Perspektive auf soziale Wirklichkeit verstanden werden. Diese Perspektive nimmt eine produktive Kraft in den Blick, sie fokussiert die „Hervorbringungs- und Formierungsweise des modernen Individuums als Subjekt“ (Bühmann/Schneider 2008: 30)<sup>2</sup>. Hervorbringungsweisen, welche das Subjekt produzieren, formen und ordnen, sind ebenso Weisen der Ermöglichung wie auch Weisen der Verunmöglichung von Handeln. Praxen der Subjektivierung sind damit immer auch als Praxen der Disziplinierung zu verstehen.

Nach Pongratz wendet sich Foucault in seinen Forschungen genealogisch einem „Auffinden historisch unterschiedlicher Konstellationen von Macht“ (Pongratz 1990: 291) zu: „Historische Aussageformen, so zeigt Foucault, hängen stets mit historischen ‚Inhaltsformationen‘ (mit ‚nicht-diskursiven Milieus‘, mit Institutionen, sozialen Ereignissen, ökonomischen Praktiken und Prozessen) zusammen“ (291). Foucaults Bestimmung der Disziplinarmacht (in Abgrenzung zur älteren Repressionsmacht, welche mit Ausschließungsmechanismen operiert, sowie der historisch daran anschließenden Integrationsmacht, operierend mit Einschließungsmechanismen) arbeitet vornehmlich erzieherisch, indem sie in den Subjekten und durch diese wirkt. Die Disziplinarmacht stellt demnach eine selbstreferentielle, sozusagen präventive, sich selbst (re)organisierende Macht dar, deren Erscheinungsform in erster Linie die Durchdringung der Subjekte sowie ihrer „Lebensvollzüge“ (292) ist. Diese Macht benötigt kein Instrumentarium der Unterdrückung, sondern lediglich Instanzen, welche die korrekte Erziehung der Subjekte überwachen. Bestrafung bzw. Disziplinierung sind wesentliche Charakteristika der Macht, welche sich in ihren jeweiligen Ausprägungen historisch verschieben. Diese Machtform lässt sich historisch verorten:

Das Straftheater mit öffentlichen Strafzeichen hat spätestens zu Beginn des 19. Jahrhunderts lautlos dem Gefängnis Platz gemacht. In ihm werden keine Vorstellungsspiele mehr in Umlauf gesetzt, sondern Gewohnheiten eingeschliffen. Es diszipliniert – mit Zeiteinteilungen, regelmäßigen Tätigkeiten, Schweigen, Aufmerksamkeit, Drill. Die Normalisierungstechniken der Disziplinarmacht greifen auf alte Praktiken der Einschließung, Parzellierung, Askese und Lehre zurück. Sie schaffen daraus ein Wissen, das diese Praktiken selbst intensivieren hilft. Die Disziplinen geben sich ihren eigenen Diskurs mit eigenen Wissens- und Erkenntnisapparaten. (Pongratz 1990: 292)

---

2 Neben der Hervorbringung des Subjekts stellen sich mit Bühmann und Schneider als drei weitere Leitfragen des Dispositivs dar, welche im vorliegenden Beitrag nicht weiter vertieft werden: Die Frage nach den Praxen der Subjekte, die Frage nach den Vergegenständlichungen sowie die Frage nach den historischen Bedingungen für Dispositive (vgl. Bühmann/Schneider 2008: 73-84).

Die Hauptfunktion des Dispositivs in diesem Zusammenhang ist mit Pongratz eine strategische: Das Gefängnis-, das Sexualitäts- sowie das Schuldispositiv entstanden als Antwort auf Probleme der Disziplinierung devianter, lustvoller, gelehriger Körper (vgl. Pongratz 1990: 295).

Eine besondere Bedeutung kommt etwa der Dimension Raum in diesem Disziplinar-Dispositiv zu, vergegenständlicht in Anordnungen von Tischen und Stühlen, Türen, Wänden und Wegen. Der Raum ordnet an, er organisiert die Körper in einer speziellen Formation, er arrangiert den Blick, die Haltung, die Bewegung, den Körper, die Ordnung der Dinge und Subjekte. Das Arrangement ‚Klassenzimmer‘ etwa zielt darauf ab, durch eine bestimmte Ordnung im Raum-Setting und der Zeit-Ökonomie ungewollte Störungen auszuschließen (vgl. Pongratz 1990: 302). Hierin wird deutlich, inwiefern Gegenständliches Subjektdispositionen hervorbringt, welche unterschiedlich mit dem Vermögen ausgestattet sind, Einfluss auf die Veränderung des Settings zu nehmen, also unterschiedlich mit Macht ausgestattet sind:

Die Disziplinarmacht installiert spezielle Zugriffsformen auf Individuen, indem sie sie räumlich einordnet (durch Abschließung, Parzellierung, Zuweisung von Funktionsstellen und Klassifizierung nach Rangplätzen), indem sie ihre Tätigkeiten zeitlich kontrolliert (durch Zerlegung von Operationen und Festlegung von Zeiteinheiten), indem sie sie in finale Zeitreihen einspannt (durch eine definitive Abfolge von Ziel- und Inhaltvorgaben, durch Übungen und Prüfungen) und indem sie diese Techniken vielfach miteinander verknüpft. (Pongratz 1990: 302)

Am Beispiel Raum verdeutlicht sich, inwiefern der Diskurs – etwa über die Erziehung zu gelehrigen Subjekten – sich in den Gegenständen, den Räumen, den Anordnungen der Körper materialisiert. Heterogen, diskursiv, nicht-diskursiv, gegenständlich fördert das Dispositiv Effekte zu Tage. Das Dispositiv ist zu verstehen als ein Bündel von Praxen, das an einem konkreten historischen Moment zu Tage tritt: Es reagiert auf einen gewissen gesellschaftlichen Notstand (Foucault 1978: 120). Dieser wird hervorgerufen durch eine Erosion dominanter diskursiver Wahrheiten. Sprechprozeduren, soziale Riten, Körper, Inszenierungen sowie Vergegenständlichungen und kulturelle Artefakte schließen sich im Dispositiv mit der Funktion zusammen, sich auflösende Wahrheiten und Ideologien durch eine „ständige Wiederauffüllung“ (Foucault 1967: 121) performativ zu stabilisieren, um einen gesellschaftlichen Notstand zu zähmen. Ein Ziel der strategischen Bündelung diskursiver, nicht-diskursiver Praxen und Gegenstände besteht also darin, bestehende Machtverhältnisse zu stützen.

Das wesentliche Moment des Dispositivs, das hiermit herausgearbeitet wäre, besteht in der Inkorporation der Disziplinarmacht, der Verlagerung der Steuerung durch das Wirken auf die Körper von außen nach innen, in und durch die

Subjekte selbst. Sie formiert sich etwa als Wissen um das (moralisch) richtige Verhalten und die Formen der Sanktionierung des falschen Verhaltens. „Fremd-wird in Selbstregulierung“ (Pongratz 1990: 305) überführt<sup>3</sup>.

### 2.1 *Diskursive und nicht-diskursive Praxen*

Die Konstruktion eines heterogenen Ensembles ‚Dispositiv‘ wirft die Frage auf, inwiefern von diskursiven in Abgrenzung zu nicht-diskursiven Praxen gesprochen und danach geforscht werden kann. Siegfried Jäger (vgl. 2001) versteht das Dispositiv im Anschluss an Foucault (vgl. 1978: 119) als Zusammenspiel von diskursiven Praxen, nicht-diskursiven Praxen und Sichtbarkeiten bzw. Vergegenständlichungen. Im Folgenden soll exkursiv auf diese Differenzierung eingegangen werden, um die Bedeutung des Begriffs Dispositiv als Perspektive auf den Gegenstand Web 2.0 herauszuarbeiten.

Das Diskursive im Sinne Foucaults bezeichnet [...] jene geordneten und geregelten Re-/Produktionsprozesse von Aussagesystemen, in und mit denen (in gesellschaftlichen Praxisfeldern) die gesellschaftliche Herstellung und Sicherung von Wahrheit im Sinne geltenden Wissens über die Wirklichkeit erfolgt. (Bühmann/Schneider 2008: 19)

In der Konzeption ‚Dispositiv‘ verknüpfen sich, wie im Folgenden deutlich wird, Sprechen und Wissen derart, dass sie als inkorporierte Praxen untersuchbar werden. Als Praxen verstehe ich individuelle und kollektiv legitimierte Verhaltensweisen, die bestimmte als Kultur verstandene Zusammenhänge herstellen. Sie sind performativ, das heißt, sie besitzen Aufführungscharakter und müssen stetig wiederholt werden, um sinnhaft und sichtbar zu werden. Sie sind Formen des ‚So-machen-wir-das-hier‘ (vgl. Hoffarth 2009) und ermöglichen Weisen eines legitimen ‚In-der-Welt-Seins‘ derjenigen, die sich als zum kulturellen ‚Wir‘ zugehörig fühlen, beschreiben und inszenieren dürfen. Auch Keller betont das Moment des Historischen, Kollektiven. Seiner Ansicht nach sind Praxen zu verstehen als „sozial konventionalisierte Arten und Weisen des Handelns, also typisierte Routinemodelle für Handlungsvollzüge, die von unterschiedlichsten Akteuren mit mehr oder weniger kreativ-taktischen Anteilen aufgegriffen, ‚gelernt‘, habitualisiert und ausgeführt werden“ (Keller 2005: 250). Hörning fokussiert vor

---

3 Weiter führt Pongratz für das Beispiel Schule aus: „In den Blick fallen jetzt weniger äußere Arrangements zur Regulierung gelehriger Körper (Schulbank, Schulhygiene, raum-zeitliche Fixierung im Schulhaus etc.), als vielmehr innere Arrangements (Motivationsstrukturen, psychische Dispositionen [...]), zur Sicherstellung der Aufmerksamkeit und Selbständigkeit des Lernerfolgs“ (Pongratz 1990).

allem das Moment der Aneignung, wenn er als soziale Praxis jedes Handeln bezeichnet, „mit bzw. in dem Menschen sich die Bedingungen ihrer historisch vorgefundenen Wirklichkeit aneignen und transformieren“ (Hörning 2004: 27). Mit Mecheril rückt das Moment der Herstellung von Differenz als Vollzugsdimension sozialen Handelns in den Fokus: Er versteht kulturelle Praxen vor allem als:

Weisen der Unterscheidung, sie erzeugen Unterschiede und werden durch Unterscheidungen erzeugt. Kulturelle Praxen zu untersuchen heißt insofern: In alltagsweltlichen Handlungen ersichtlich werdende und diese Handlungen konstituierende symbolische Unterscheidungsweisen zu analysieren. (Mecheril/Witsch 2006: 13)

Die Herstellung von Differenz ist als konstitutiv für ein Verorten des Subjekts in sozialen Kontexten zu verstehen. Diese Idee schärft die Konturen des analytischen Moments des Begriffes Praxis, da klar wird, dass Praxen wesentlich erst Geschichte, Tradition, Handeln und damit das Selbstverständliche sozialer Ordnungen entstehen lassen, also Wirklichkeiten normalisieren, indem sie sie als von anderen (bspw. unangemessenen) Praxen abgrenzbar inszenieren. Einen solchen kulturwissenschaftlich inspirierten Praxisbegriff zu entwickeln erscheint interessant, da er etwas beschreibt, das diskursiv als sichtbar, erlebbar, körperlich repräsentierbar und damit als in den Geschichtskörper eines kulturellen Zusammenhangs eingeschrieben konstruiert. Analytisch bedeutsam ist dies, weil dadurch der Grad dessen, was in diesem Zusammenhang als selbstverständlich gilt, beschreibbar wird.

Das wird deutlich in der Erläuterung des Dispositivs durch Jäger, welche von einer Trennung von diskursiven Praxen, nicht-diskursiven Praxen sowie Sichtbarkeiten ausgeht: Es entsteht ein Bedarf, zwischen sprachlichem und nicht-sprachlichem Handeln zu unterscheiden, während beiden im Sinne praxeologisch-sozialkonstruktivistischer Annahmen *wirklichkeitsbildende* Produktivität unterstellt wird. Sowohl Sprechen als auch Handeln stellen performativ Ordnungen her und stellen diese gleichsam zur Verfügung. Das Dispositiv kann demnach gedeutet werden als Vorstellung einer „sinnvollen analytischen Differenzierung zwischen dem Diskursiven und Nicht-Diskursiven“ (Bühmann/Schneider 2008: 36) und damit „als für die Empirie fruchtbare Heuristik, um damit das Verhältnis zwischen beiden überhaupt untersuchen zu können“ (Bühmann/Schneider 2008: 36). Auf die kritische Diskussion dieser Unterscheidung<sup>4</sup> kann an dieser Stelle nicht umfassend eingegangen werden und auch das Problem selbst, das zu entstehen scheint, wenn wir die Unterscheidung zwischen diskur-

---

4 Vgl. hierzu etwa die verschiedenen Positionen von Reckwitz (2008: 138), Keller (2005: 252), zum Überblick der Diskussion etwa Wrana und Langer (2007).

siv und nicht-diskursiv vornehmen, soll im Rahmen des Beitrags nur angedeutet, nicht aber gelöst werden. Dennoch scheint es relevant, im Zusammenhang einer medientheoretischen Diskussion auf diese Unterscheidung einzugehen.

Nicht-diskursive Praxen – nach Laclau und Mouffe als Elemente von symbolischen Ordnungen – bezeichnen dann jene Äußerungen, Artikulationen bzw. Praktiken, die als nicht-sprachliche zu einem gegebenen Zeitpunkt keinen Bestandteil einer geregelten, institutionalisierten Redeweise bilden, d.h. noch keinem Diskurs zugehörig sind oder nicht mehr diskursiv vermittelt werden. (Bühmann/Schneider 2008: 36)

Bühmann und Schneider schlagen mit Keller eine differenziertere Konzeption vor und unterscheiden zwischen verschiedenen analytischen Dimensionen unterschiedlicher diskursiver Praxen:

Diskursive Praktiken bezeichnen dabei jene Muster des Sprach- bzw. Zeichengebrauchs, die es ermöglichen, als Sprechende in einem Diskurs zu fungieren und Gehör zu finden (z.B. Kommentare erstellen, Aufsätze schreiben, Festreden vortragen). Nicht-diskursive Praktiken hingegen umfassen solche symbolisch aufgeladenen Handlungsweisen oder Gesten innerhalb eines Diskurses, die durch ihren Vollzug den Diskurs stützen, aktualisieren oder auch verändern (wie etwa das Segnen der Gläubigen durch eine Priesterin am Ende des Gottesdienstes, der Schweigemarsch einer Bürgerbewegung als Straßen-Demo etc.). (Bühmann/Schneider 2008: 50)

Abzugrenzen von diesem ersten Moment der Unterscheidung sind „diskursgenerierte Modellpraktiken“ (Bühmann/Schneider 2008: 50). Sie reproduzieren als „normative Handlungsprogramme die jeweilige Wissensordnung“ (Bühmann/Schneider 2008: 50). Als diskursive Praxen wären in diesem Fall ärztliche Diagnosen oder die Beichte von nicht-diskursiven Praxen wie Mülltrennung oder der Besitz und das Bei-Sich-Tragen eines Organpendeausweises zu verstehen. Eine dritte Unterscheidung zwischen diskursexternen Praxen wie Alltagsroutinen (z.B. Klatschen, Tratschen, Essen, Gehen) und „relativ diskursunabhängigen“ (Bühmann/Schneider 2008: 50), also „alltäglich tradierten und routinisierten Arten und Weisen, etwas zu tun“ schlägt Keller (Keller 2005:52) vor. Die Unterscheidungen, welche hier idealtypisierend vorgenommen werden, entwerfen eine grundsätzliche Differenzierung zwischen Sprache und Text sowie dem performativen, über das Sprachliche hinausweisenden Symbolisch-Kulturellen auf der anderen Seite.

Wrana und Langer zeigen allerdings anschaulich, inwiefern auf methodischer Ebene diskursive und nicht-diskursive Praxen als miteinander verzahnt untersucht werden müssen:

Diskursive und nicht-diskursive Praktiken sind nicht zwei Wirklichkeitsbereiche, die zunächst voneinander getrennt untersucht werden können, um anschließend zu fragen, wie das eine auf das andere wirkt. Am konkreten Forschungsgegenstand zeigt sich, dass Diskursives und Nicht-Diskursives in der gesellschaftlichen Praxis untrennbar verbunden sind. (Wrana/Langer 2007)

Warum macht es also in einer an Praxen interessierten Untersuchung, die sich mit Medien befasst, Sinn, zwischen diskursiv und nicht-diskursiv zu unterscheiden? Foucault selbst nimmt, ohne dies weiter zu präzisieren und zu betonen, eine Differenzierung zwischen Gesagtem und Ungesagtem (vgl. Foucault 1978: 119) vor. Was ungesagt bleiben kann und nicht durch Sprache expliziert werden muss, und dennoch relevant wird, kann als machtvolles kulturelles Moment konzipiert werden. Gegenstände werden damit zu materialisierten Facetten (des Ungesagten, des nicht mehr Aussprechbaren) der Diskurse, welche quasi ihren Aggregatzustand geändert haben, sie besitzen eine quasi-normative Autorität, da sie nicht allein die Wahrheit ihrer Erscheinung behaupten, sondern darüber hinaus die Legitimität ihrer Anwesenheit selbst (optisch, akustisch, olfaktorisch, haptisch wahrnehmbar) repräsentieren. Die Materialisierung von Diskursen in Gegenständen ist zugleich ihre Historisierung: Der Diskurs ist die Vergangenheit des Gegenstands, der Gegenstand die gegenwärtige Zukunft des Diskurses. Gleichwohl *vertritt* der Gegenstand den Diskurs: Dieser bedarf nicht mehr notwendig sprachlicher Explikation, sobald der Gegenstand seinen Legitimierungserzählungen qua räumlich-körperlicher Erscheinung ‚Platz hält‘. Der Gegenstand besitzt normalisierende, also erziehende Kraft. Es erscheint sinnvoll, den Gegenstand als soziale Praxis als nicht-diskursiv zu explizieren, sofern davon ausgegangen wird, dass das unmittelbar körperlich Erlebbare des Materiellen „vorherrschende Wissens- und Erkenntnispraxen“ (Bühmann/Schneider 2008: 28) formt. Der Gegenstand vertritt damit Wissensordnungen und Wahrheiten, die nicht mehr diskursiv zirkulieren, sondern schon nicht-diskursiv, in Körper übergegangen sind. „Damit adressiert der Dispositivbegriff vor allem auch die empirische Frage nach der praktischen Verselbständigung (deutlicher noch als ‚Ver-Selbst-Ständigung‘) von Wissen über sich und die Welt“ (Bühmann/Schneider 2008: 46).

Für die Problematisierung von Web 2.0-Anwendungen ist dies bedeutsam, da eine zentrale These des Beitrags lautet: Web 2.0 stellt einen Raum zur Inszenierung von Wahrheiten über die Subjekte und die Welt zur Verfügung, der nicht offen und frei in Besitz zu nehmen ist, sondern strengen Regeln über das Sag- und Sichtbare gehorcht. Der Begriff der *Verselbständigung* ist hier also vor allem im Sinne von Subjektivierung interessant: Die Subjekte werfen ihre (historische, disziplinierte) Interpretation des Wahren/Wirklichen in den Ring digitaler

Öffentlichkeit, in welchem diese Deutungen dann diskursiv und nicht-diskursiv verhandelt werden.

## 2.2 *Dispositiv als machtsensible Perspektive*

Dispositive sind also produktiv: Sie bringen Praxen, Vergegenständlichungen und Subjekt-Dispositionen hervor. Darüber hinaus stellt Foucault fest, es gäbe eine „Ironie des Dispositivs: Es macht uns glauben, dass es darin um unsere Befreiung geht“ (Foucault 1983: 190). Vielmehr als um Befreiung allerdings geht es im Dispositiv, wie Foucault in seinen Untersuchungen zu Bestrafung und Sexualität deutlich macht, um die Disziplinierung, die Erziehung der Subjekte im Sinne dominanter Diskurse. Die Machtform, die Pongratz identifiziert, ist also eine Disziplinarmacht, die weniger (oder nur im Spezialfall) einer dritten Instanz bedarf, welche explizit diszipliniert, sondern die Subjekte selbst sind angehalten, einander derart zu kontrollieren, zu regieren, sodass Bestrafung (im Sinne der herrschenden Episteme) überflüssig wird. Der Begriff *Subjektivierungsweise* beschreibt nach Bührmann und Schneider die Art und Weise, in der das Subjekt sich in ein Verhältnis zur Welt setzt, wie es handelt und spricht, sich in „verkörpert Praktiken mehr oder weniger habitualisiert präsentiert“ (Bührmann/Schneider 2008: 60) und darüber hinaus, wie es dieses Verhältnis im Sinne herrschender Episteme widerspruchsfrei erhält.

## 2.3 *Dispositiv als Perspektive für Web 2.0?*

Aus den vorangehend formulierten Überlegungen zum Dispositiv lassen sich mindestens drei wichtige Eckpunkte festhalten: (1) Die Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praxen ist nicht unproblematisch, dennoch gewinnbringend, (2) es ist von einer subjektivierenden Produktivität des Dispositivs auszugehen sowie (3) Subjekte können als durch das Dispositiv eingesetzte Kontrolleure der Normalität, also dessen, was im jeweiligen Kontext an normativen Erwartungen an die soziale Ordnung kultiviert wird<sup>5</sup> verstanden werden.

Welche Konsequenzen können aus diesen Überlegungen für den Gegenstand Web 2.0 gezogen werden? Methodisch geht es also um die besondere Her-

---

5 Die hierin angelegte Ambivalenz beschreiben auch Dausien und Mecheril: „Normalität ist eine Ordnung, die das Individuum justiert und ihm jene Selbst-Justierung (ganz ‚natürlich‘) aufnötigt, in der es sich in ein Subjekt verwandelt, handlungsfähig und unterworfen in einem Atemzug“ (Dausien/Mecheril 2006: 163).

ausforderung, ein Medien-Dispositiv untersuchen und es damit als wissenschaftliches Konstrukt herzustellen sowie als sozial wirksam vorauszusetzen. Besonders spannungsreich scheint hier die komplexe Verstrickung von Praxis, Diskurs und Vergegenständlichung, mit welcher sich im Rahmen der bisherigen Diskussion verschiedene Ansätze (vgl. etwa Hickethier 2003) befasst haben.

Das Dispositiv erscheint als eine für die Untersuchung von Medien besonders interessante Perspektive, wenn Medien als performative Transformatoren von Narrationen über soziale Wirklichkeit verstanden werden (vgl. etwa Hoffarth 2009), denn es ermöglicht die Berücksichtigung eines speziellen kulturellen Ensembles aus Praxen, Apparaten und Vorstellungen unter einer machtsensiblen Perspektive, wobei Kultur verkürzt formuliert als der historische Ort verstanden werden kann, an dem spezielle, miteinander in Konkurrenz stehende Wissens-Episteme „Wirklichkeit“ von den Subjekten diskursiv relevant gemacht werden. Gleichwohl wird deutlich, dass Medien in jeder Funktion, Wirkweise oder Bedeutung als in dieses komplexe Netz aus Praxen und Vergegenständlichungen eingebunden konzipiert werden müssen, um eine Aussage darüber treffen zu können, in welchem Zusammenhang Medium und soziale Wirklichkeit zueinander stehen.

Eine weitere Erkenntnis, die aus den zuvor angestellten Überlegungen gezogen werden kann, bezieht sich auf die Rolle des Subjekts in diesem Netz. Das Dispositiv, so ist vor allem mit Pongratz deutlich geworden, bedarf des Subjekts als ausführende Instanz, um bestimmte Aussagen zum Erscheinen zu bringen und wahr werden zu lassen. Wie im Folgenden vertieft werden soll, stellt besonders das Web 2.0 eine mediale Formation zur Verfügung, in der diese spezielle Rolle des Subjekts deutlich herausgearbeitet werden soll.

Für Foucault ist das Dispositiv ein Netz zwischen Architekturen und Dingen, Vorstellungen, Aussagen und Maßnahmen. Leistert differenziert beispielhaft:

Diskursive und höchst heterogene Elemente, die zu Dispositiven gehören, wären z.B.: Anthropologie, Gesetzestexte, Verordnungen, Packungsbeilagen, Werbeslogans, Kontaktanzeigen; nicht-diskursive heterogene Elemente wären Institutionen, Warenhäuser, Fabriken, §5-Mietwohnungen. (Leistert 2003: 7)

Für Hickethier gehören im Kontext von Medien vor allem auch die Technologien dazu, welche mediale Texte erst zum Erscheinen bringen, also etwa Fernseher (vgl. Hickethier 1995: 63), Rechner, Bildschirm oder Netzwerkkabel. Er untersucht mit dem durch Baudry geprägten Begriff des Mediendispositivs spezielle „Mensch-Apparat-Anordnungen“ (Hickethier 1995: 63) wie etwa beim Fernsehen vorzufinden:

Der Zuschauer ist in einer zentralen Achse auf das bewegte Bild hin ausgerichtet, in diesem ist wie im Kinobild, bei vergleichbarer Flächigkeit des Bildes und Randbegrenzung des Bildkaders, die Perspektivität des fotografischen Bildes mit den Fluchtpunktperspektiven eingeschrieben. (Hickethier 1995: 63)

Hier scheint vor allem das Moment räumlicher Organisation auf, welches weiter oben mit Pongratz als Organisationsmoment des schulischen Klassenraums identifiziert wurde. Auch im Zusammenhang mit Medien gibt es also Vergegenständlichungen und in diesen Vergegenständlichungen Verräumlichungen von Diskursen, welche nicht nur Körper(anordnungen), sondern auch Zeiteinteilungen und damit Sinnabschnitte von Tätigkeiten ordnen. Das über den Fernseher zu empfangende Programm etwa wird als „Schnittstelle einer Mensch-Maschine-Anordnung“ (Hickethier 1995: 76) verstanden, vor allem strukturiert durch zeitliche Schichtung, welche mit speziellen Nutzungsformen des Mediums Fernsehen zusammenfällt. Die Programm- sowie die Nutzungsstruktur unterschied das Fernsehen bisher wesentlich von anderen Bildschirm-Medien wie dem Computer. In einer (ähnlich der von Hickethier eingenommenen) zeitlichen Perspektive ließen sich unter dieser Perspektive die verschiedenartigen Anordnungen von Apparaten-Praxen-Subjekten und die Veränderungen ihrer Verhältnisse zueinander von Kino über Fernsehen bis hin zum Computer untersuchen. Es wird deutlich, inwiefern diese Konstellation aus diskurs- bzw. dispositivanalytischer Perspektive erforschenswert erscheint. Dieser Gedanke kann im vorliegenden Beitrag nicht vertieft werden, ihn gleichwohl an anderer Stelle unter einem erkundend-ethnographischen Zugang empirisch aufzugreifen und fortzuführen, wäre ein weiterer Schritt, den Dispositiv-Begriff für digitale Medien zu konturieren.

Im Folgenden Schritt soll der Begriff Web 2.0 genauer bestimmt werden, um das Spezielle dieses medialen Kommunikationsraumes herauszuarbeiten sowie deutlich zu machen, inwiefern gerade seine Eingebundenheit in informelle Alltagspraxen gerade für eine diskurs- und dispositivinteressierte Perspektive ein spannendes Forschungsfeld bietet.

### **3 Web 2.0**

Web 2.0 beschreibt, wie schon erwähnt, mindestens zwei wichtige Facetten des WWW oder (umgangssprachlich) des Internets: Eine technologische sowie eine weitere kulturelle. Im Folgenden soll einführend deutlich werden, inwiefern beide als miteinander verzahnt zu verstehen sind.

Der Begriff Web 2.0 ist das Ergebnis eines Brainstormings zwischen Tim O'Reilly und Dale Dougherty, in dem sie zusammen mit MediaLive International die neuen Techniken und Trends des Webs aufgriffen. Man beschloss, eine Konferenz zu veranstalten, bei der die Veränderungen des Webs nach dem Platzen der Dotcom-Blase im Mittelpunkt stehen sollten. Als Schlagwort für die so zahlreichen wie verschiedenen Beobachtungen wählte Tim O'Reilly den Begriff ‚Web 2.0‘. Im Herbst 2004 fand die erste ‚Web 2.0 Conference‘ in San Francisco statt. (Lange 2007: 6)

Kösch konstatiert, dass Web 2.0 keine Technologie beschreibt, „sondern ein Konzept. Das wird oft verwechselt. Es gibt zwar Core-Technologien und gemeinsame Nenner, aber letztendlich ist Web 2.0 so etwas wie eine Große Koalition, erkennbar vor allem daran, dass jeder plötzlich mit jedem kann“ (Kösch 2005). Web 2.0 beschreibt also eher neue Formen der Nutzung schon bekannter Internet-Technologien zur interpersonalen Kommunikation, welche besonders durch die Zielsetzung gekennzeichnet ist, Interaktionen global und zu jeder Zeit zu ermöglichen. Was damit unter Web 2.0 verhandelt wird, besteht wesentlich aus sogenannten User Generated Contents, von Internet-Nutzern generierten Inhalten. Darüber hinaus ist das Besondere an Web 2.0-Angeboten im World Wide Web, dass sie interaktiv sind, also Nutzerinnen nicht allein Inhalte erstellen, sondern auch mit diesen Inhalte weitergearbeitet werden kann, Interaktionen über diese Inhalte entstehen können. Lovink schlägt vor, dies mit Scholz konzeptionell im Begriff der „sozialen Web-Medien“ (vgl. Lovink 2008: 21) zu fassen. In diesem Sinne werden Web 2.0-Anwendungen wie etwa die Portale *studivz.net* oder *myspace.com* auch als *Social Communities* oder – technologischer – „Social-Software-Systeme“ (Lovink 2008: 25) bezeichnet. Kennzeichnend für diese Angebote ist also, dass die User multimediale Inhalte selbst generieren, auf Server laden, selbst publizieren, verlinken und verschlagworten. In der individuellen Verschlagwortung, dem Social Tagging (vgl. Gaiser/Hampel/Panke 2008), werden Inhalte semantisch klassifiziert und dadurch durchsuchbar und verknüpfbar. Beispiele für populäre Web 2.0-Anwendungen sind etwa *twitter.com* oder *wordpress.de*, eine Software zum Bloggen, zum Tagebuchschreiben im Netz. Die Zahlen der Nutzer dieser Angebote steigen stetig. Die Blogosphäre, also die Szene der Blogschreibenden weltweit, wies nach Lovink im Jahr 2006 etwa 100 Millionen Blogs auf (vgl. Lovink 2008: 25).

Die Webseite *Studivz.net* (VZ als Abkürzung für ‚Verzeichnis‘) ist ein Angebot der von der Holtzbrinck-Verlagsgruppe geführten VZ-Gruppe, zu der auch die Angebote *meinVZ.net* und *schülerVZ.net* gehören. Im August 2008 zählen die drei Plattformen mehr als 10 Millionen registrierte Mitglieder, 5,6 Millionen davon auf *studivz.net*. Bei *Studivz.net* handelt es sich um eine Social Communi-

ty, die in erster Linie der Kommunikation und Vernetzung dient<sup>6</sup>, weniger etwa der Nachrichtenbeschaffung. Das Angebot deckt sich weitgehend mit dem anderer Social Communities. Jeder User legt eine sogenannte Profil-Seite an, auf der er den Besuchern etwas über sich selbst mitteilen kann. Die wesentlichen interaktiven Funktionen der Profilseite, die allerdings stets ergänzt und verändert werden, sind 1. mit anderen Profilen verlinkbare Fotos, 2. eine Kommentarfunktion, 3. eine Liste der Lehrveranstaltungen, 4. die Möglichkeit der Verlinkung mit Profilen befreundeter Nutzer sowie 5. die Studivz-Gruppen.

Die Profilseite hat eine bedeutsame kulturell-symbolische Funktion, die mit der des Personalausweises verglichen werden kann, da sie auf eine gewisse Art zugangsregulierend wirkt: Sie bringt ein Subjekt im sozialen Kontext plausibel zum Erscheinen, welches ohne sie nicht sichtbar (und damit nicht existent) wäre. Erst durch die Auffindbarkeit in einer digitalen Community besteht überhaupt die Möglichkeit, in einer Form, die im Alltag von Studivz-Nutzern als relevant eingestuft wird, wahrgenommen zu werden und zu kommunizieren. Über die Profilseite wird also sowohl pragmatisch – über die Schaffung einer Illusion grenzenloser, technologisch vermittelter Erreichbarkeit und Verfügbarkeit – als auch symbolisch Zugehörigkeit<sup>7</sup> hergestellt.

Die Nutzer können auf der Profilseite bspw. Informationen zu Studiengang, Alter, Lieblings-(Film-, Song- oder Alltags-)Zitate oder Angaben über den eigenen Musikgeschmack verfügbar machen. Besucher der Profilseite können – unabhängig davon, ob die Angaben authentisch oder fiktiv sind – etwas möglicherweise Relevantes *lesen*: Sie konstruieren über die verfügbaren Daten die Fiktion einer Person. Allerdings gehört auch zur Kompetenz geübter Internet-Nutzer, sich auf die mögliche Fiktionalität des Internet-Textes einzulassen und aktiv Bedeutungen herzustellen, die relevant sind, ohne über ein empirisches Wissen zu verfügen, welches die Authentizität des Textes bestätigt<sup>8</sup>. Das heißt, zwischen all diesen potenziell fiktionalen Angaben (*Informationen*) entspinnt sich eine „Landkarte der Bedeutungen“ (Hall 1999: 102)<sup>9</sup>, welche bestimmte Lesarten zulässt und andere verhindert. Dieses Feld der Bedeutungen ist aller-

---

6 Laut Arbeitsgemeinschaft Onlineforschung (AGOF) war Anfang 2007 studivz.net mit 3,45 Mio. Unique Usern die meistgenutzte deutschsprachige Social Community (<http://www.studivz.net/l/press/25>).

7 Vgl. differenzierter zum Konzept der Zugehörigkeit Mecheril 2003.

8 Hier wäre es interessant, die Frage zu theoretisieren, inwiefern die Konstruktion einer Person eher als Fiktion einzustufen ist, sobald ein Medium zwischengeschaltet ist: Ist das Bild der Außenministerin im Fernsehen eine Fiktion oder authentisch? Und das Foto eines Studivz-Nutzers?

9 „[...] und in solche ‚Landkarten der Bedeutungen‘ ist die gesamte Bandbreite sozialer Bedeutungen, Praktiken und Bräuche, von Herrschaft und Interesse ‚einbeschrieben‘“ (Hall 1999: 102).

dings weder beliebig noch determiniert, sondern allenfalls durch die diskursive Regulierung von Sag- und Sichtbarkeiten abgesteckt. Was hier konstruiert wird, ist nicht ein Wissen über Personen, sondern eine Fiktion von Identität (ebenso im Sinne von Sichtbarkeit im sozialen Raum als auch von Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe), mit deren Verhandeltsein ihre textuelle Inszenierung performativ spielt. Aus einer Liste von Gruppen beispielsweise, denen eine Nutzerin beigetreten ist und deren Titel verlinkt auf der Profseite dieser Nutzerin erscheinen, soll also etwas gelesen werden. Im Folgenden sollen exemplarisch einige Gruppentitel vorgestellt werden, um das bisher Formulierten zu verdeutlichen.

- „'Ess', 'geb mir' oder 'helf mir' sind FALSCHER Imperative!“
- „Ich teile heimlich durch Null“
- „Anstatt zu lernen, mach ich immer irgendeinen Scheiß im Internet“
- „Ich zitiere Studivz-Gruppenamen im Alltag!“

Im Sinne eines Close Reading, eines sorgfältigen interpretativen Lesens, das von der zuvor erläuterten Dispositivkonstruktion ausgeht, könnte gefragt werden: Welches Wissen wird hier eigentlich zur notwendigen Voraussetzung für die Dechiffrierung der Phrasen? Welches Wissen, welche Subjektdispositionen werden konstruiert und welche Normen implizieren diese?

*„'Ess', 'geb mir' oder 'helf mir' sind FALSCHER Imperative!“*  
*„Ich teile heimlich durch Null“*

Was im ersten Gruppentitel geschieht, ist eine doppelte Zurückweisung. Was zum Ersten zurückgewiesen wird: Die Anwendung falschen Wissens. ‚Ess‘, ‚geb‘ und ‚helf‘ stellen Zitate umgangssprachlicher Artikulationen dar, welche im Alltag unter bestimmten Umständen Verwendung finden. Diese Artikulationen werden durch die Setzung ‚FALSCH‘ als unter anderen Umständen unangemessen markiert. ‚Falsch‘ zitiert eine Lehr-Praxis aus dem Kontext Schule, die legitime (richtige) von illegitimen (falschen) Artikulationen unterscheidet und darüber hinaus symbolisch kodiert. Artikulationen sind eingebunden in ein Netz aus Praxen, welche symbolisch als kulturelles Kapital nutzbar werden oder eben nicht.

In diesem Zitat der Lehr-Praxis ‚Falsch‘ geschieht eine Inszenierung von Bildungs-Anderen und Bildungs-Selbsten. Die Bildungs-Anderen sind diejenigen, die falsche Imperative benutzen, die Bildungs-Selbsten sind die, die natürlich nicht nur richtige Imperative benutzen, sondern auch andere auf ihre Fehler hinweisen. Die Markierung wahren und falschen Wissens zeichnet eine Bil-

dungs-Hierarchie nach. Ein Bildungssetting ist immer gekennzeichnet durch die Kluft zwischen Lernenden und Lehrenden, welche über das wahre Wissen verfügen, das den Lernenden vermittelt werden soll. In diesem Fall ist es allerdings so, dass die Bildungssituation durch die Zurechtweisung ‚Falsch‘ erst entsteht, das heißt, der Lernende ist abwesend und kann sich im Zweifelsfall der Bildungssituation nicht stellen, sondern wird als quasi-abstraktes Stereotyp konstruiert. Was hier noch geschieht, ist eine Gegenüberstellung von Alltagswissen/Alltags-Nutzen von Sprache und wissenschaftlichem Wissen. Das heißt, in der Zurechtweisung wird eine akademische Haltung eingeübt, die wahres und falsches Wissen voneinander trennt. Insofern legitimiert sich die übende Inszenierung zweifach als ein wichtiger Teil akademischer Ausbildung: Sie kontrolliert die Artikulationen über die Unterscheidungspraxis ‚Falsch‘, und sie übt die Artikulation wahren Wissens über die Wissens-Praxis ‚Falsch‘.

Im zweiten Titel „Ich teile heimlich durch Null“ passiert ein ähnliches *Doing Bildungs-Selbst* wie im Beispiel davor. Es wird eine Aussage getroffen, welche behauptet: „*Ich weiß, was richtig und was falsch ist*“ und dieses Wissen zu besitzen bedeutet wieder, ein gewisses Kapital zu besitzen. Allerdings wird die wissenschaftliche Wahrheit, dass es nicht möglich ist, durch Null zu teilen, ironisiert: Eine wissenschaftliche Regel wird als Behauptung entlarvt, indem sie als moralisches Verbot gedeutet wird, welches durchaus (heimlich) zu umgehen zu sein scheint. Hier wird aus einer wissenschaftlichen Regel (etwas ist qua Gesetz nicht möglich) eine soziale Verhaltensnorm (etwas ist willkürlich verboten), gegen welche Widerstand geübt werden kann. Im Gruppentitel wird Widerständigkeit gegen normative Regeln inszeniert, eine Widerständigkeit, welche durch die Ironisierung positiv affirmiert wird.

*„Anstatt zu lernen, mach ich immer irgendeinen Scheiß im Internet“  
„Ich zitiere Studivz-Gruppennamen im Alltag!“*

Was sich in diesen Gruppentiteln zeigt, ist ein zentrales Moment der Kommunikation im Internet und kann als Selbstreflexivität sowie -referentialität bezeichnet werden. Dazu gehört auch, dass ein populärer Diskurs über Studivz und seine Bedeutung im Alltag zitiert wird. Der Diskurs könnte zum Thema haben: ‚Abhängen im Internet ist illegitim‘. Die selbstreferentiellen Aussagen richten sich an geübte Studivz- oder auch Internet-Nutzer, die die Plattformen kennen und ebenso die Diskurse, die ihre Nutzung begleiten.

Sich im Studivz zu vergnügen wird hier als trivial gesetzt, ist ‚irgendein Scheiß‘ – genauer: Hier wird eine Setzung, die alltagsweltlich von Studivz-Nutzerinnen erfahren wurde, zitiert. Interessant ist hier der Index ‚irgendein‘: Die Ausdrucksform ‚irgendein‘ steht für etwas Unbestimmtes, das nicht weiter

beschrieben werden kann. Arbeit etwa als objektiv sinnhaft Erkennbares hat immer eine Bezeichnung, die gewusst und anerkannt wird. Das heißt also, es gibt keine Anerkennung dafür, seine Zeit mit dem Surfen im Internet zu verbringen, im Gegensatz zu der legitimen Praxis, kulturelles Kapital durch Bildung zu kumulieren. ‚Lernen‘ setzt auch eine Zielgruppe: Es beschreibt weniger eine Tätigkeit als vielmehr eine Lebensform, die etwa das Leben von Schülerinnen oder Studierenden beschreibt. Lernen ist eine anerkannte Praxis, welche sinnhaft mit Bedeutung aufgefüllt werden kann. Spannend ist auch das Ausrufezeichen im zweiten Satz: Es lässt mindestens zwei Lesarten zu. So kann es Unerschrockenheit artikulieren (‚Hej, ich bin cool, ich zitiere sogar ...‘) oder ein erschrecktes Erkennen (‚Ohje, so weit ist es schon gekommen ...‘). Auch dieser Gruppentitel nimmt eine Verschränkung von Internetnutzungs-Praxen und außermedialen Lebensräumen vor, die unterschiedlich legitimiert sind. Zugleich konstruiert die Aussage eine komplizenhafte Verbindung, denn die Praxis, einen Text aus dem Internet erkennbar zu zitieren, bedeutet notwendig, dass andere diesen Text erkennen und als relevant wahrnehmen. Hier wird also über die Grenzen des Kommunikationsraumes Studivz hinaus eine Gemeinschaft imaginiert sowie virtuell hervorgebracht, deren Mitglieder sich als legitime, in der Gemeinschaft anerkannte Mitglieder zu erkennen geben können.

Vier Aspekte fallen bei der modellierenden Übersetzung (vgl. zum methodologischen Begriff Mecheril 2003: 32) des Materials ins Auge, weil sie Grundmomente aller gewählten Beispiele zu sein scheinen.

1. Witz und Ironie stellen machtvolle sprachliche Mittel dar. Mit dem sprachlichen Stilmittel *Ironie* wird zum Schein das Gegenteil dessen behauptet, was eigentlich bedeutet werden soll und stellt damit eine Überbetonung des eigentlich Gedeuteten dar. *Witz* als Darstellungsform hat zum einen schlicht einen Unterhaltungswert, zum anderen stellt es ein durch spezielle Regeln reguliertes Sprech-Feld dar, das bestimmte Sprechweisen ermöglicht, die außerhalb dieses Feldes nicht legitim wären (vgl. Hoffarth 2010).
2. Zum zweiten findet in der thematischen Setzung der Aussagen eine machtvolle Adressierung abwesender Subjekte statt. In der Markierung illegitimer Sprechpraxen bspw. wird deutlich, dass legitime Praxen (das ‚grammatisch richtige Sprechen‘ etwa) gewusst werden müssen, um diese Grenzüberschreitungen erkennbar (ironisch) zu inszenieren. Angerufen werden durch diese Zitation von Regeln die Subjekte, welche nicht über das entsprechende Wissen verfügen. Diese Subjekte sind die, die nicht sprechen können, weil sie nicht anwesend sind. Zudem werden sie nur indirekt angerufen. Das Vermögen, das Kapital, eine wahre Aussage zu

formulieren, welche die Frage beantwortet, besitzen die abwesenden Subjekte nicht. Indem die eigentliche Aussage durch Ironisierung missachtet wird, geschieht also eine Umdeutung, eine Entmachtung der adressierten Person. Was hier durch die Umdeutung verschoben wird, ist also das Recht, eine wahre Aussage zu formulieren.

3. Die Performance der Gruppentitel folgt einer gemeinsamen ästhetischen Logik.

Alle Aussagen artikulieren eine gewisse Haltung zu ihren Gegenständen, die man als widerspenstig bezeichnen kann. Hier geht es nicht darum, eine politisch korrekte Haltung zu artikulieren, sondern eine Gegenposition einzunehmen: Gegen akademische Regeln oder ihren Missbrauch, gegen dominante öffentliche Meinungen etc. Diese Gegen-Inszenierung folgt einer bestimmten Ästhetik, sie findet sich selbst in ihrer Inszenierung *schick*, basiert nicht allein auf kulturellem Kapital des Gewusstem, sondern wiederholt performativ eine Ästhetik, die wesentlich durch die fünf folgenden Performanzen geordnet wird: Selbstverständlichkeit, Bewusstsein der Öffentlichkeit, selbstbewusstes Auftreten, Lässigkeit der Ironie, empirische Regelmäßigkeit.

4. Die Titel sind genügend offen formuliert, um identifikatorische Allianzen sowie ihre Auflösung zu ermöglichen.

Die Texte selbst stellen Setzungen dar, sind jedoch in ihrer Be-Deutung nicht determiniert oder determinierend, also auf eine Lesart festzulegen. Diese halb-geschlossene Offenheit ermöglicht also individuelle Anschlüsse, welche Identifikationen zulassen. Die spezielle Inszenierung als witzig und offen ermöglicht aber darüber hinaus, jederzeit den Rücktritt von der Identifikation anzutreten sowie eine Zurückweisung der formalen Zugehörigkeit als unernst und damit nicht bindend.

Diese vier Aspekte stellen Grundmomente der genannten Gruppen-Titel dar und besitzen normative Wirkmacht. Die Titel der Gruppen thematisieren nicht nur Alltägliches, sondern sie thematisieren es auf eine bestimmte Art und Weise, indem sie ihre eigene Erscheinungsform ironisieren. Die selbstironisierende Form des Erscheinens stellt die unausgesprochene Behauptung in Frage, dass die Titel der Gruppen, dass Studivz.net ein Ort sind, an dem diese Art von Wahrheiten nicht verhandelt werden können.

Denn sie sind wirkmächtig, *weil* sie erscheinen: Sie sind such- und auffindbar, lesbar, verlink- und damit vernetzbar, technisch reproduzierbar, sie stellen keine flüchtige Performance dar, sondern eine iterierbare Struktur. In dieser Wiederholbarkeit, steckt auch ihr normativer Gestus: Was wiederholbar ist, wird zitierbar, wird Autorität, wird empirisch, erlebbar möglich.

#### 4 Dispositiv als Blick auf Web 2.0

Wie vorangehend deutlich wurde, fokussiert die Sichtweise Dispositiv Subjekte und Praxen als Ordnungen hervorbringend und somit die „Hervorbringungs- und Formierungsweise des modernen Individuums als Subjekt“ (Bühmann/Schneider 2008: 30) unter der Machtperspektive von Ermöglichung und Verunmöglichung von Handeln. Dispositiv wird vor dem Hintergrund dieser Überlegungen also – in einer methodologischen Reflexion – ein Instrument der Befremdung einer Alltagskultur Web 2.0: Die Perspektive befragt kulturelle Praxen der Aneignung von Medien nach dem Prozess, in dem sie Inhalte, Texte, Bilder als selbstverständlich herstellen, sie fragt nach dem Moment der Herstellung von Bedeutung.

Im Web 2.0 steht die diskursive Praxis des Schreibens und bei Studivz.net insbesondere des Schreibens über sich selbst im Vordergrund. Mit Wrana lässt sich das Schreiben über sich selbst als eine Selbstpraktik oder auch als Technologie des Selbst im Sinne Foucaults verstehen (vgl. Wrana 2006: 29). Technologien des Selbst sind Weisen der Herstellung und auch Führung von Subjektivität<sup>10</sup>. Unter Führung werden dabei Praxen verstanden, mit denen Subjekte regiert und geleitet, sowie zur Selbstführung und Selbstleitung angehalten und aktiviert werden sollen. Foucault definiert Regierung als „die Gesamtheit der Institutionen und Praktiken, mittels deren man die Menschen lenkt, von der Verwaltung bis zur Erziehung“ (Foucault 1996:118). Im Begriff der Selbstpraktiken verdichtet sich eine Beschäftigung des Subjekts mit sich selbst, die, so Wrana, „eine Transformation zum Ziel“ (Wrana 2006:30) hat. Transformationen sind Umformungen und Gestaltungen. Das Gestalt-Geben, das Subjektivierende, das Subjekt-Gestaltende wird hier als Moment der reflexiven Beschäftigung mit sich selbst fixiert. Durch mediale (Selbst-)Inszenierungen werden nicht nur Subjektivitäten hergestellt und Identitäten präsentiert, sondern auch Normalität erzeugt und Subjektivität geformt. Im Subjekt fallen Unterwerfung und Führung in eins zusammen. Die Spannung, die in diesem doppelten Auf-Sich-Bezogen-Sein des Subjekts entsteht, braucht, so Judith Butler<sup>11</sup>, die ständige Anrufung, das perfor-

10 Subjekt bezeichnet eine Seinsform, die „vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein“ (Foucault 1994: 246).

11 Mit Butler bezeichnet der Begriff der Anrufung einen Sprechakt, in welchem das Subjekt adressiert und attribuiert, also in die bestehende Ordnung eingefügt wird (vgl. Butler 1998: 41). „Die Anrufung versucht nicht eine bereits existierende Realität zu beschreiben, sondern eher eine Realität einzuführen, was ihr durch das Zitat der existierenden Konvention gelingt. Die Anrufung ist ein Sprechakt, dessen ‚Inhalt‘ weder wahr noch falsch ist, weil ihre erste Aufgabe gar nicht in der Beschreibung besteht. Ihre Absicht ist vielmehr, ein Subjekt in der Unterwer-

mative Wiederherstellen von Subjektivität. Im Prozess des rituellen Wiederanrufens des Selbst wird die Legitimität des Selbstentwurfs tastend und probierend erarbeitet. In diesen performativen Akten der Reinszenierung des Subjekts wird der Identität eine „kulturelle Lesbarkeit“ (Duttweiler 2003: 32) verliehen. Sichtbar werden diese kulturell lesbaren Inszenierungen von Identität und Differenz in medialen Texten, welche den Möglichkeitsraum des erprobend zu Legitimierenden eröffnen und schließen. Die diskursiven Praxen inszenieren sich als routinisiert im Umgang mit öffentlichen Selbst-Darstellungen. Der Inszenierung, dem Erscheinen des Textes merkt man nicht an, dass er etwas Flüchtiges, etwas Situatives aufgreift. Da werden Differenzen konstruiert (Falsche vs. Richtige Imperative), Coolness inszeniert (widerständig ‚Scheiß im Internet machen‘, anstatt zu lernen), Sprache strategisch eingesetzt, normalisiert. Inszenierungsroutinen werden erkennbar.

Bedeutsam erscheint, dass es sich besonders bei Gruppentiteln wie etwa den oben zitierten um Artikulationen handelt, in welchen ein symbolisches Tätigwerden der Subjekte erkennbar wird. Es geht hier weniger um ein Nutzen des medialen Raumes als vielmehr um seine Gestaltung, die Aneignung seiner Möglichkeiten.

Onlineangebote geben ein bestimmtes Zeichenrepertoire vor, auf welches zurückgegriffen werden kann, um etwas in Szene zu setzen, ein dechiffrierbares Selbst zur Erscheinung zu bringen. Authentizität und Fiktionalität dieser Erscheinung stellen ihre paradoxen Bedingungen dar, die Verhandlung und damit weitere Kommunikation nicht nur ermöglichen, sondern notwendig machen. Selbsttechnologie als (Vor-)Führung des Selbst stellt sich vor dem Hintergrund dieser Überlegungen als ein zentrales Moment der studentischen Artikulationen in Studivz dar.

Ein zur Regulierung eines Notstands eingesetztes, heterogen organisiertes und bestimmte Wissenstypen stützendes Dispositiv, das sich medialer Vorrichtungen wie etwa des Web 2.0 und konkret des Web 2.0-Angebots Studivz.net bedient, kann im Anschluss an diese Interpretationen als Bildungs-Dispositiv identifiziert werden. Der Einsatz von medialen Apparaten – zum einen interpretierbar als Vergegenständlichungen – führt zur Gewährleistung stetiger Erreichbarkeit bzw. Verfügbarkeit. Zum anderen kann der mediale Apparat, der Computer, das Handy, der iPod als Kommunikationsschnittstelle bzw. stärker noch das Internet als Institution im dispositiven Ensemble interpretiert werden, denn es stellt einen durch kulturelle Praxen normalisierten und autorisierten Wissensapparat zur Verfügung.

---

fung zu zeigen und einzusetzen, sowie seine gesellschaftlichen Umrisse in Raum und Zeit herzubringen“ (Butler 1998: 54).

In der Ästhetik der diskursiven Inszenierung verdeutlicht sich, inwiefern eine Verlagerung der Disziplinierung bzw. Erziehung in die Subjekte stattfindet. Das Netz ist nicht anonym, denn Sprache macht Disponiertheiten von Subjekten sichtbar, sie macht Subjekte erkennbar als gebildet/ungebildet als cool/uncool, als Bildungssubjekte und die signifikanten Anderen der Bildung.

An die im Beitrag angestellten Überlegungen um das Dispositiv als Perspektive auf Web 2.0 schließen sich zahlreiche Fragen an. Weiteres Nachdenken sowie weitere Untersuchungen erscheinen notwendig, um etwa den Begriff des Mediendispositivs und die Frage nach den dispositiven Unterschieden zwischen Medien genauer zu bearbeiten. Gewinnbringend wäre in diesem Zusammenhang etwa die Frage, inwiefern es sich bei einem Mediendispositiv um ein Dispositiv handelt, das wesentlich Medien und alltägliche Mediennutzungspraxen ordnet und inwiefern es möglicherweise verschiedene Mediendispositive gibt. Daran anschließend wäre das Konzept eines Dispositivs Web 2.0 zu entwickeln, das wesentlich das Netz zwischen den Elementen technologische Apparate, Subjekt und Alltagssprechen berücksichtigt.

## Literatur

- Baudry, Jean-Louis (1994): Das Dispositiv, in: *Psyche* 48 (1994), 1047–1074.
- Bührmann, Andrea/Schneider, Werner (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv, Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith (1998): *Hass spricht*, Berlin: Berlin Verlag.
- Dammann, Günter (2003): ‚Le dispositif‘ als ‚das Dispositiv‘, in: *tiefenschärfe* 3 (2002): Mediendispositive, 4–6.
- Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht, in: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yildiz, Erol (Hrsg.): *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 155–178.
- Foucault, Michel (1978): *Dispositive der Macht*, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1988): *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1989): *Der Gebrauch der Lüste*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik?*, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Gaiser, Birgit/Hampel, Thorsten/Panke, Stefanie (2008) (Hrsg.): *Good Tags – Bad Tags. Social Tagging in der Wissensorganisation*, Münster: Waxmann.
- Hall, Stuart (1999): Die zwei Paradigmen der Cultural Studies, in: Hörning, Karl/Winter, Rainer (Hrsg.): *Widerspenstige Kulturen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 13–42.
- Hickethier, Knut (1995): *Dispositiv Fernsehen*; [http://www.montage-av.de/pdf/041\\_1995/04\\_1\\_Knut\\_Hickethier\\_Dispositiv\\_Fernsehen.pdf](http://www.montage-av.de/pdf/041_1995/04_1_Knut_Hickethier_Dispositiv_Fernsehen.pdf) (Zugriff 05.2011).

- Hickethier, Knut (2003): Zur Dispositiv-Debatte, in: tiefenschärfe 3 (2002): Mediendispositive, 3–4.
- Hoffarth, Britta (2009): Performativität als medienpädagogische Perspektive, Bielefeld: transcript.
- Hoffarth, Britta (2010): Das Komische als dispositives Motiv der Disziplinierung; <http://www.tekst-dyskurs.pl/> (Zugriff 05.2011).
- Hoffarth, Britta (2011): Doing-Self im Web 2.0. Eine subjektinteressierte praxeologische Perspektive auf die Community StudiVZ.Net, in: Altnöder, Sonja/Lütke, Martin/Vejmelka, Marcel (Hrsg.): Identität in den Kulturwissenschaften, Trier: WVT.
- Hörning, Karl (2004): Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung, in: Hörning, Karl/Reuter, Julia (Hrsg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld: transcript, 19–39.
- Hörning, Karl/Winter, Rainer (1999): Widerspenstige Kulturen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Keller, Reiner (2005): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kösch, Sascha: Web 2.0 Glossar, in: De:Bug 98 12/2005; <http://www.de-bug.de/mag/4158.html> (Zugriff 05.2011).
- Lange, Corina (2007): Web 2.0 zum Mitmachen; [http://www.oreilly.de/topics/web20\\_about.html](http://www.oreilly.de/topics/web20_about.html) (Zugriff 05.2011).
- Leistert, Oliver (2003): „Das ist ein Dispositiv, das geht, es läuft“, in: tiefenschärfe 3 (2002): Mediendispositive, 7–9.
- Lovink, Geert (2008): Zero Comments, Bielefeld: transcript.
- Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse, Münster: Waxmann.
- Mecheril, Paul/Witsch, Monika (2006) (Hrsg.): Cultural Studies und Pädagogik, Bielefeld: transcript.
- Paech, Joachim (1997): Überlegungen zum Dispositiv als Theorie medialer Topik, in: Medienwissenschaft 14 (1997), 400–420.
- Pongratz, Ludwig A. (1990): Schule als Dispositiv, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 66 (1990), 289–308.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt, Bielefeld: transcript.
- Wrana, Daniel (2006): Das Subjekt schreiben, Hohengehren: Schneider.

# Wie komplex ist die Fremdreferenz in der Werbung? Zur Diskursivität multimodaler Texte

*Roman Opilowski*

## 1 Einleitung

Die Mehrheit multimodaler Texte schafft eine interne Textualität ohne Fremdbezüge. Die Texte können sich andererseits in ihrer Semiose auf verschiedene Einzeltexte, Einzelbilder oder fremde Textsorten beziehen und damit intertextuelle oder interbildliche Relationen aufbauen. Derartige Fremdreferenzen dienen dann bestimmten strategischen Zwecken, was relativ oft in persuasiven Werbetexten sichtbar wird. Sie sind dann dynamisch in Form und Inhalt, weil ihnen mindestens eine bipolare Referenz zwischen dem Werbetext und -bild und einem fremden Prätext und Präbild zugrunde liegt. Kennzeichnend für die in die Werbung eingebauten Prätexte und Präbilder sind ihr diachronisches Entstehen und eine Verankerung im kollektiven Wissen und Erkennen der jeweiligen Kulturgemeinschaft. Die gesamte Werbung und die Werbebotschaft erschließen sich aus einer Summe fremdreferenzieller diskursiver Beziehungen. Der diskursive Kern befindet sich in der Werbung, die jeweils als Folgetext oder Folgebild funktioniert. Von der Werbung gehen die Fremdreferenzen auf andere Texte und Bilder aus, die das aktuelle Werbeexemplar in Form und Inhalt konstruieren. Die produktive und rezeptive Diskursivität der Werbung nimmt insbesondere dann zu, wenn sie diverse Referenzstrategien verwendet und zugleich nicht nur einen, sondern mehrere Prätexte bzw. Präbilder reproduziert. Die Fremdreferenz kennzeichnen also angewandte Formen (z.B. Bezug zu einem Präbild oder zu einer Textsorte) und Zeichensysteme der Referenz (Sprache und Bild), wobei die Anzahl der Referenzen den Grad der Diskursivität steigert. Die Komplexität der *Fremdreferenz in der Printwerbung* wird im vorliegenden Beitrag aufgezeigt als:

- *Diskursanalyse* der Fremdreferenz bei Anwendung der Analysekriterien,
- Art referierender Zeichensysteme, deren Interaktion sich in den Phänomenen der *Intertextualität* und der *Interikonizität* ausdrückt,
- *Strategien* der Fremdreferenz, d.h. Formen der Bezugnahme (typologisch oder thematisch),
- *Anzahl* der Fremdreferenzen.

## 2 Die Wirkungsgebiete der Intertextualität, Interikonizität und Diskursivität

Den ersten Anfang textueller Referenzen eröffnet die *Intertextualität*. In multi-modalen Texten findet sie genauso Anwendung wie in strikt sprachlichen Texten.<sup>1</sup> Im Rahmen der Selbstreferenz setzen sich Nöth/Bishara/Neitzel (2008: 57-118) mit den intertextuellen und intermedialen Bezügen in der Werbung auseinander. Da die erwähnten Autoren sich auf die Selbstreferenz und nicht Fremdreferenz konzentrieren, müssen die Werbereferenzen innerhalb der Werbewelt verschlossen sein. Somit bedeutet die *Intertextualität* dort:

die Beziehung zwischen Werbetexten [...], nicht die Beziehung zwischen Texten überhaupt. Ein Werbetext in Wort und Bild verweist intertextuell auf andere Werbetexte in Wort und Bild. Die intertextuellen Verweise von Werbetexten auf Werbetexte stellen Bezüge innerhalb des semiotischen Systems der Werbung her. (Nöth/Bishara/Neitzel 2008: 94)

Die Perspektive auf den intertextuellen Werbetext wird hier m.E. zu eng betrachtet. Offensichtlich handelt es sich hier um Intertextualität, weil eine externe Referenz zustande kommt. Die Einschränkung betrifft Prätexte und Präbilder in Form und Inhalt, die unbedingt werblicher Provenienz sein müssen. Zur Fülle der referenziell wirkenden Werbung fehlt auf jeden Fall die Fremdreferenz, die bereits fremde, d.h. nicht werbliche Prätexte und Präbilder einschließt. Wie es selbst an einigen Werbebelegen von Nöth/Bishara/Neitzel (2008: 104-109) ersichtlich ist, ergänzt die Fremdreferenz die werbliche Selbstreferenz und gestattet erst dann, eine kohärente, strategische Werbebotschaft und einen Werbesinn zu dekodieren. Allerdings wird von Autoren der fremdreferenzielle Charakter der Intertextualität hinzugefügt: „Intertextualität ist teils fremd-, teils selbstreferenziell“ (Nöth/Bishara/Neitzel 2008: 93); dies scheint jedoch zu wenig, weil Intertextualität in erster Linie fremdreferenziell ist und selbstreferenziell sein kann. Darüber hinaus ist Intertextualität bei Nöth/Bishara/Neitzel (2008: 94) zu extensiv, weil sie ebenso Präbilder einschließt, die aber dem Gebiet der Bild-Bild-Bezüge zuzuordnen sind. In semiotischer Perspektive erwähnen Nöth/Bishara/Neitzel (2008: 99-101) *intermediale Selbstreferenz*. Dabei werden Medien auf eine generelle Abstraktionsebene gesetzt, obwohl die Rede von konkreten Einzelmedien wie z.B. Film, bildende Kunst und Literatur ist:

---

<sup>1</sup> Mit der Intertextualität in der Werbung setzen sich aus textlinguistischer Sicht Janich (1997, <sup>3</sup>2003), Fix (1997), Androutopoulos (1997) und Opilowski (2006) auseinander, wobei in den genannten Studien ein Intertextualitätsbegriff mit intendierten Referenzen eines Folgetextes auf einen Prätext oder Gruppe von Prätexten vorherrscht und intermediale bzw. interbildliche Beziehungen im Rahmen der semiotischen bzw. medialen Intertextualität angesiedelt werden.

Selbstreferenziell sind intermediale Verweise, weil es sich um Zitate, Wiederholungen, Adaptionen, Übersetzungen etc. des ‚ewig Gleichen‘ handelt. Trotz unterschiedlicher semiotischer Ausgangssysteme verbleiben die Bezüge zwischen Werbung und Film etwa innerhalb der Welt der Medien. Fremdreferenziell sind die intermedialen Bezüge insofern, als unterschiedliche Medien und semiotische Systeme involviert sind. (Nöth/Bishara/Neitzel 2008: 100-101)

Die Strategien der Intertextualität und der Interikonizität entfalten jedoch ihre persuasive Kraft in der Werbung auch dadurch, dass auf fremde mediale Kontexte verwiesen wird. Offensichtlich können andere Medientexte ihre multimodale Fülle in der Printwerbung entweder eingeschränkt (z.B. Film) oder umfangreicher (z.B. Literaturtext) entfalten, weil sie an semiotische Modalitäten der Printwerbung (Wort und Bild) angewiesen sind bzw. diese nutzen können. Damit geht erst eine erfolgreiche Rezipientenansprache einher, wenn die Rezipienten fremde Texte, Bilder und Medien erkennen und in den Sinnzusammenhang der Werbung integrieren können. Die „Langweile“ der klassischen Intratextualität wird dann überwunden, der Rezipient wird zum dynamischen Lesen angeregt und begegnet einer sein Vorwissen stark aktivierenden Werbesemiose, was auf dem umkämpften Werbemarkt eine erhebliche Rolle spielt.

Eine Differenzierung multimodaler *Fremdreferenzen* ist daher notwendig. So schlagen Kessler/Hellwig (2004: 389-399) in einer Studie über Bedeutungskonstruktionen in kommerziellen Texten eine Dreiteilung der Fremdreferenz vor: in *Intertextualität* (Text-Text-Bezüge), *Interikonizität* (Bild-Bild-Bezüge) und *visualisierte Intertextualität* (Text-Bild- und Bild-Text-Bezüge). In ähnlicher Perspektive reflektiert Meier (2008) Bilddiskurse im Internet. Im Kapitel über die *bildliche Intertextualität* (vgl. Meier 2008: 144-158) unterstreicht er verschiedene Facetten multimodaler Fremdreferenzen, bei denen er neben den bei Kessler/Hellwig (2004) genannten Referenzarten auch Bezüge zur Visualität der Textsorten auf dem interbildlichen Gebiet ansiedelt:

Layout- bzw. Textdesignstandards haben sich zwar für bestimmte Textsorten ausgebildet, wie z.B. für Geschäftsbriefe, Todesanzeigen, Zeitungsberichte. Allerdings übt dieser Bereich eine kommunikative Funktion aus, die ich eher im visuellen und nicht im sprachlichen Bereich verorten würde. Layout und Textdesign werden in hohem Maße vom Trägermedium (z.B. Print-, Online-Medium) und von der entsprechenden Kommunikationsform [...] (z.B. Tageszeitung, Online-Forum) geprägt, in der der Einzeltext erscheint. Die visuelle Gestalt leitet sich somit nicht unbedingt nur von der Textsorte, sondern von medialen Bedingungen ab, die einer höheren Abstraktionsebene entstammen. [...] Aus diesem Grunde verstehe ich den Bereich Layout- und Textdesignstandards [...] somit als Bild-Bildmuster-Beziehung [...]. (Meier 2008: 145)

Tatsächlich haben wir es bei der Textsorte-Textsorte-Intertextualität immer häufiger mit Referenzen auf die Visualität und weniger auf sprachliche Konstituierung der Textsorten zu tun, was sich insbesondere bei Modifikationen, Verflechtungen und Mischungen der Textsorte Werbung mit anderen Textsorten zeigt.<sup>2</sup> Dies erfolgt jedoch auf der visuellen Oberfläche solcher Beziehungen. Zur Zweckbestimmung und rezeptiven Effektivität in der Werbung sollen die kommunikative Funktion und der Handlungsraum einer fremden Textsorte herangezogen werden.<sup>3</sup>

Mit der weit gefassten Interikonizität, genannt als *Interbildlichkeit*, befasst sich darüber hinaus Rose (2006: 75-122) und verankert sie zwischen bildender Kunst und Literaturwissenschaft. Das Ausufern dieses Konzeptes beruht darauf, dass Rose (2006) nicht nur Bezüge zwischen materialisierten Bildern berücksichtigt, sondern auch Referenzen zwischen Metaphern, Gleichnissen und Allegorien sowie Verknüpfungen zwischen literarischen Sprachbildern mit einschließt. Dafür wäre die *Interbildhaftigkeit* ein adäquater Begriff, weil hier nicht materielle wie z.B. Gemälde, Filmszene, Foto, Skizze oder Zeichnung, sondern sprachlich realisierte und mental aktivierte Bilder vorliegen (vgl. Opilowski 2008: 52). In Zuschlag (2006) finden wir anregende Überlegungen zum Begriff *Interikonizität* in der Kunstgeschichte, die vor dem Hintergrund der Intertextualität reflektiert werden. Mit der Interikonizität meint Zuschlag (2006: 90) einen „Oberbegriff, den Bezug von Bildern auf andere Bilder“. Wenngleich diese Auffassung allgemein ist, postuliert Zuschlag (2006: 97-98) eine Weiterentwicklung dieses Begriffs aufgrund der Intertextualitätstheorie und die Überprüfung der Bezugfelder und Analysekriterien, mit denen man heutzutage in der Intertextualität arbeitet.<sup>4</sup> Die aus der Intertextualität abgeleiteten Analysekriterien beziehe ich im Analyseteil auf die Interikonizität in Abbildung 1.

- 
- 2 Beim Ausdruck Werbung bediene ich mich einfachheitshalber der Bezeichnung Textsorte. Da die Werbung nach funktionalen, multimodalen, themen- und medienbezogenen Gesichtspunkten eingestuft werden kann, gilt sie strikt genommen als *Textsortenklasse* im Rahmen des informativ-appellativen Texttyps. Von dieser Textsortenklasse lassen sich z.B. je nach dem Medium unterschiedliche *Textsorten* wie die Werbung der Printmedien, die in diesem Beitrag fokussiert wird, Hörfunk-, Fernseh- und Internetwerbung unterscheiden. Ferner kann man diese Textsorten in weitere *Textsortenvarianten* mit bestimmten Bezugfeldern (Situation, Thema, Zielgruppe etc.) gliedern.
  - 3 Jene textsortenbezogene Referenzen habe ich in der *typologischen Intertextualität* erfasst, bei der die Subkategorie der *Textmuster Mischung* die größte Stufe der dialogischen Beziehung aufzeigt (vgl. Opilowski 2006: 168-183 und das Textkorpus WD 47-58).
  - 4 Zuschlag (2006: 97) meint an dieser Stelle die Bezugfelder „Einzeltextreferenz, Systemreferenz und Intertextualität und Gattung“ und „Grade der Intensität des intertextuellen Bezugs“ von Pfister (1985: 25-30).

Im Sinne einer besseren Übersichtlichkeit plädiere ich für eine folgende Einteilung multimodaler Fremdreferenzen in fünf Segmente:

- *Intertextualität* – Bereich der Beziehungen sprachlicher Folgetexte mit sprachlichen Prätexten,
- *Interikonizität* – Referenzen materieller Abbilder wie Illustrationen, Skizzen, Fotos oder Gemälde auf andere Präbilder im Sinne des ikonischen Zeichens,
- *visualisierte Intertextualität* – der sprachliche Prätext wird im ikonischen Zeichen interpretiert, z.B. eine im Prätext sprachlich ausgedrückte Menschengestalt präsentiert sich im Folgebild,
- *sprachliche Interikonizität* – das Präbild wird im sprachlichen Zeichen thematisiert, z.B. der Folgetext rekurriert auf das Präbild durch die sprachliche Nennung und Beschreibung einer Bildfigur oder eines Bildgeschehens,
- *Intermedialität* – Gebiet multimodaler Beziehungen von bestimmten Kommunikationsformen und deren Zeichensystemen auf andere, z.B. wenn Werbung auf einen Einzelfilm referiert. Die Intermedialität ist ein übergeordneter Begriff und realisiert sich in Printtexten mittels der Intertextualität und Interbildlichkeit.

Die Intermedialität ist darunter ein generalisierendes, jedoch manchmal notwendiges Werkzeug zur Erfassung von Referenzen. Textsorten-Intertextualität, Diskurs im Textdesign oder aktuelle thematische Diskurse und Debatten stützen sich auf diverse und unüberschaubare Einzeltexte und Einzelbilder aus unterschiedlichen Textsorten und Medien. Die Rekonstruktion entsprechender Referenzrichtungen oder aller beteiligten Zeichen- und Textmodalitäten im Diskurs bereitet darum gewisse Schwierigkeiten. Das Feststellen einer Gesamtaussage und der verwendeten Argumente aus diskursiven Texten und Bildern ist relevanter als das detaillierte Verfolgen einzelner Text- und Bildbeziehungen, die im thematisch und formal breiten Diskursnetz wenig durchsichtig werden.

Intertextuelle, interikonische und intermediale Beziehungen beginnen also beim zweipoligen Bezug eines semiotischen Textes auf einen anderen. Durch die Vernetztheit der Fremdreferenzen etabliert sich ein größerer Diskurs, dem der *thematische Bezug* und die *pragmatische Determiniertheit* von beteiligten Texten als diskursive Konstituenten zugrunde liegen.<sup>5</sup> Bezogen auf die Werbung entsteht aus thematischer Sicht die kommunikative und semantische Kohärenz des Prätextes oder des Präbildes mit der Werbung als Folgetext und Folgebild. Dazu

---

5 Die thematische und pragmatische Fixierung des Diskurses schlagen Heinemann/Heinemann (2002: 114) im Rahmen des (text)linguistischen Diskursbegriffs vor. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht wird der Diskurs, wie z.B. bei Fleischer (2003: 24), als Zeichenrepertoires und Regeln im Kulturkreis der jeweiligen Gemeinschaft aufgefasst.

kommt die pragmatische Verankerung, die die Adäquatheit bzw. Übertragbarkeit der Zeichensysteme umfasst (z.B. ein Film als Semiose in Wort, Bild und Ton kommt in der Werbung gekürzt als ikonisches Filmmotiv vor). Infolge der funktionalen Integration weist ein Folgetext eine kohärente *Diskursivität* auf, die „durch das Netz der Bezüge zwischen den Einzeltexten“ (Heinemann/Heinemann 2002: 108) zustande kommt. Daraus ergibt sich eine folgende Bedingtheit von Intertextualität und Diskursivität:

Die Partizipation des Einzeltextes an einem Diskurs ist über Intertextualität realisiert, denn die strukturelle und/oder inhaltliche Bezugnahme von Texten auf vorausgehende Vertextungen stellt diese in den Kontext eines Diskurses. (Warnke 2000: 221)

Eine weitere Diskursverschränkung kann eine Interaktion einzelner Diskursfelder bewirken. Auf einem höheren Niveau der inhaltlichen und pragmatischen Kontinuität und Verflechtung bildet sich demzufolge die *Interdiskursivität* heraus (vgl. Link/Link-Heer 1990: 92). Die Auswirkungen und Aufgaben diskursiver Verknüpfungen sind erst in der multimodalen Ganzheitlichkeit zu erfassen und dann relevant. Die Diskursivität in Werbetexten vollzieht sich dementsprechend auf formaler und semantischer Ebene mittels sprachlicher und bildlicher Bezüge. Diese referenzielle Komplexität wird an insgesamt vier Beispielen der Printwerbung verdeutlicht. Der erste Werbebeleg in der eingliedrigen Diskursivität wird nach dem diskursanalytischen Instrumentarium beschrieben, das ich in Opiłowski (2006: 50ff.) vorgelegt habe. Das gesamte Werbematerial umfasst unterschiedliche gedruckte Werbemittel, d.h. zwei Anzeigen, ein Werbeplakat und einen Handzettel.

### **3 Eingliedrige Diskursivität und Kriterien der Diskursanalyse**

Eine erste und grundlegende Diskursivität im Sinne der Fremdreferenz umfasst die Beziehung eines multimodalen Folgetextes (Werbung) zu einem anderen fremden Prätext oder Präbild. Die Werbung enthält dann ein externes Referenzglied, wobei dieses wie erwähnt sprachlicher oder bildlicher Herkunft sein kann. Für die nachfolgende praktische Diskursanalyse schlage ich insgesamt sieben Kriterien vor, nach denen die Anzeige in Abbildung 1 analysiert wird.



Abbildung 1: Eingliedrige Diskursivität in der Werbeanzeige

### 3.1 Referenzialität

Die Referenzialität ist ein qualitativ-quantitatives Kriterium und bedeutet das Markieren des Prätextes/Präbildes auf der Oberfläche des werblichen Folgetextes/Folgebildes (vgl. Janich <sup>3</sup>2003: 177). In dieser Perspektive lässt sich die Referenzialität in folgende Subkriterien spezifizieren:

- das *semiotische Subkriterium* umfasst die generelle semiotische Modalität des Prätextes/Präbildes in der Werbung, d.h. die Übernahme der zentralen Kodes (Sprache/Bild) des Prätextes/Präbild,
- das *Markierungskriterium* entscheidet über die Markierungsintensität des Prätextes/Präbildes in der Werbung.<sup>6</sup>

6 Helbig (1996: 87) geht insofern von einer *Progressionsskala der intertextuellen Markierung* aus. Diese Skala vermittelt zwischen dem Deutlichkeitsgrad der Markierung (in Stufen ausgedrückt: Nullstufe, Reduktionsstufe, Vollstufe, Potenzierungsstufe) und der Markierungsart,

Während das semiotische Subkriterium bei einem monokodalen Prätext gewissermaßen redundant ist (z.B. ein Sprachzitat in der Headline oder Wiedergabe eines Gemäldes im Werbebild), kann man beim ursprünglich multikodalen Prätext die durch die Werbung tatsächlich referenzialisierten Teile dieses Prätextes und ferner den Referenzumfang der Werbung ermitteln. Damit deuten sich bestimmte Möglichkeiten der Markierung an der Textoberfläche an (z.B. Anführungszeichen beim sprachlichen Prätext und topographische Situierung beim Präbild).

Im Markierungskriterium stellt sich die fundamentale Frage, wie die Werbung den Prätext/Präbild im eigenen Textraum wahrnehmbar macht. Damit zeichnet sich die Eigenleistung des gesamten Folgetextes ab, den Prätext oder das Präbild anschaulich zu machen und eine intentionale Markierungshandlung des Textproduzenten zu signalisieren. Die Markierung kann sich mit solchen Mitteln realisieren, mit denen die Werbung selbst zustande kommt und muss zugleich als eine Zusatzleistung des Folgetextes zum Sichtbarmachen des Prätextes/Präbildes in Relation verstanden werden.<sup>7</sup>

Eine brauchbare Definition der Markierung muss also über die zu allgemeinen Formulierungen der ‚Elementenwiederholung‘ oder des ‚Echos‘ hinaus von zusätzlichen, konkreten *markers* für den Rezipienten ausgehen. (Broich 1985: 34)

Dementsprechend bietet die Printwerbung folgende optische Markierungsarten:

- *topographisch* – die makro- und mikrotopographische Position des Prätextes im Folgetext beeinflusst sein Wahrnehmen; die *makrotopographische Markierung* umfasst die Verteilung des Prätextes auf bestimmten Seiten einer Anzeige, eines Flyers oder Handzettels (Distribution); die *mikrotopographische Markierung* richtet sich nach den privilegierten Stellen (Schlagzeile und Werbebild) und komplementären Stellen (Haupttext und Slogan) innerhalb des Werbexemplars (Exponiertheit<sup>8</sup>),
- *typographisch* – graphemische und graphische Zeichen stehen für typographische Markierung, wie z.B. Schriftarten und -größe, Anführungszeichen, Fett- und Kursivdruck, Unterstreichungen, Sperrschrift etc.,

---

für die angemessene Indikatoren zuständig sind und die einen bestimmten Typ der Intertextualität fundieren.

7 Ansonsten kann sie nur zwischen der universalen und strukturalistischen IT vermitteln oder in theoretischer Widersprüchlichkeit als IT schlechthin aufgefasst werden (vgl. Broich 1985: 31, 34; Füger 1989: 179).

8 Die Bezeichnungen Distribution und Exponiertheit entstammen der Markierungsskala von Helbig (1996: 104-106). Pfister (1985: 29) weist auf die Kriterien der quantitativen Häufigkeit und Dichte sowie Zahl und Streubreite des übernommenen Materials hin.

- *perigraphisch* – entsprechende Farbenkontraste und -schattierungen heben Prätexte/Präbilder hervor.

Während sich sprachliche Prätexte mittels aller drei Markierungsarten in die Werbung einzeichnen können, so beschränken sich diese Möglichkeiten bei Präbildern auf topographische und perigraphische Markiertheit. In Präbildern können jedoch andere bildliche Techniken wie entsprechende Bildumrahmung oder konträre Farbgebung die Rolle der visuellen Anführungszeichen spielen (vgl. Ringbom 1992). Außerdem müssen nicht alle drei oder bei visuellen Prätexten zwei Markierungsarten gleichzeitig vorkommen, um die intertextuelle Relation zu kennzeichnen.

Analyse der Abbildung 1: Die Werbeanzeige stellt einen interikonischen, inhaltlich motivierten Bezug zum Gemälde „Mona Lisa“ von Leonardo da Vinci her und bettet dieses in das Werbebild ein. Das semiotische Subkriterium der Referenzialität ergibt dementsprechend ein äquivalentes semiotisches Verhältnis zwischen dem Zeichensystem des Präbildes und dem des Werbebildes. Darüber hinaus ist das Präbild innerhalb des Werbexemplars erfolgreich markiert und die Interbildlichkeit erzielt damit eine hohe Referenzialität. Zunächst fällt die umfangreiche mikrotopographische Verteilung des Präbildes auf, das viermal wiederholt zum umfassenden Werbebild zusammengefügt ist. Ansonsten unterscheidet sich das Präbild optisch sehr gut vom weißen Hintergrund, so dass alle Abbildungen problemlos wahrgenommen werden können. Es fehlt dabei eine typographische Markierung.

### 3.2 *Strukturalität*

Dieses Kriterium kennzeichnet die quantitativ-qualitative Überführung der typologischen und/oder thematischen Struktur des Prätext/Präbildes in den Folgetext. Eine strukturell intensive Referenz kommt dann zustande, wenn Prätext/Präbild zum thematischen oder typologischen Gerüst der Werbung wird. In solchen Textgenres wie Parodie, Travestie, Pastiche oder Adaptation vollzieht sich eine intensive intertextuelle Strukturalität (vgl. Pfister 1985: 28). Wenn aber der Slogan oder ein Teil des umfangreichen Fließtextes der Werbung durch Fremdreferenz lediglich angereichert ist und andere Textstellen werbungsbezogen sind, so nimmt die Strukturalität einen punktuellen und wenig intensiven Charakter an.

Analyse der Abbildung. 1: Die Strukturalität erzielt einen deutlichen Grad der Einflussnahme der visuellen Argumentation des Präbildes auf den Folgetext. Die modifizierte vervielfältigte „Mona Lisa“ funktioniert als Werbebild und macht zusammen mit den dazugehörigen Unterschriften, die Bestandteile des

werblichen Folgetextes sind, den thematischen und argumentativen Leitfaden der gesamten Werbebotschaft aus. Der Werbeappell beinhaltet das Beziehen der Finanznachrichten „frisch vom Erzeuger“, d.h. unter der Internetadresse „vwd.de“. Zur argumentativen Begründung dieser Auswahl stellt der Werber den potentiellen Kunden die Motive und das Bedürfnis solcher Tätigkeit dar. Dies wird durch die Bild-Text-Zusammenstellungen erläutert, indem die Mona Lisa dreimal als ein entstelltes Bild auftaucht und jeweils die Spekulationen mit Finanznachrichten (Neuinterpretationen, unüberlegte Nachahmungen und unauffällige Abwandlungen) visualisiert. Beim vierten Mal behält jedoch das Gemälde sein wahres Antlitz, weil die Unterschrift die unverfälschte Aufbereitung der Finanznachrichten vom Werbeobjekt anpreist. Das herangezogene Gemälde liefert in metaphorischer Bildgestaltung subjektive Argumente für die Inanspruchnahme der Dienstleistungen auf der Homepage „vwd.de“. Die gesamte visuelle Begründung hat neben dem Ziel der perceptiven Aufmerksamkeitserregung eine parodierend-karikierende Funktion. Die arrangierten Abwandlungen dienen der persuasiven Illustrierung der sprachlichen, argumentativen Bildunterschriften und sollen einerseits eine Verständlichkeit der Werbemitteilung und andererseits eine affektive, auf Witz eingestellte Rezipientenansprache sichern.

### 3.3 *Dialogizität*

Unter Modifizierung der Dialogizität von Bachtin (1979) führt Pfister (1985: 29) ein sehr bedeutendes Kriterium ein, das die Qualität der Verknüpfung, die intertextuelle Spannung zwischen Prätext und Folgetext charakterisiert. Der mit dem Prätext geführte ‚Dialog‘ ist umso intensiver, je fruchtbarer sich der Sinnzusammenhang und das typologische Normsystem des Prätextes an den neuen Kontext und an die Information des Folgetextes anpassen. Ein instrumentalisiertes Distanzieren, Negieren und Unterminieren des Prätextes, um ihn in die Argumentation des Folgetextes einzubinden, erweist sich als besonders dialogisch. Jede Art der thematischen Parodie als Sinnverneinung oder der typologischen Travestie als Adaptation der syntaktischen Form situiert sich auf dem Niveau einer sehr aktiven Dialogizität. Die so verstandene Dialogizität lässt sich auf das Verhältnis des Präbildes zum Folgebild übertragen.

Genauso aber kann das Verhältnis zwischen Prätext und Folgetext nicht nur negierend, sondern neutral oder affirmativ sein, was die dialogische Spannung senkt oder völlig eliminiert. Ein wörtliches Zitat, wenngleich es mit einem hohen referenziellen und strukturellen Grad in Erscheinung tritt, ist kaum dialogisch. Wenig dialogisch ist ebenso eine prinzipiell affirmative Übersetzung, wobei das Plagiat den Nullwert der Dialogizität erzielt.

Analyse der Abbildung 1: Die analysierte Anzeige weist eine intensive Dialogizität auf. Sie kommt zum Ausdruck sowohl auf der inhaltlich veränderten Bildebene, indem das Bild einmal das männliche Gesicht, dann die ‚nachgestrickte‘ ‚Mona Lisa‘ und die ‚Mona Lisa‘ im Urlaub veranschaulicht, als auch auf der quantitativen, partiell wiedergegebenen Bildebene, indem der Gemäldehintergrund und ein Teil des Oberkörpers ausgeblendet werden. Damit tritt die Anzeige in einen weitgehenden und sogar variantenreichen Dialog mit dem Präbild. Die Dialogizität sinkt nur bei der letzten Bilddarstellung und bleibt ausschließlich in der Dimension der quantitativen Änderung erhalten.

### 3.4 Selektivität

Selektivität gibt Aufschluss über die kommunikativ-pragmatische Relevanz des übernommenen Text- oder Bildmaterials. Hierbei muss zwischen typologischen und thematischen Bezugnahmen unterschieden werden.<sup>9</sup>

Im generellen Verständnis muss man Pfister (1985) zustimmen, dass der Verweis auf einen individuellen Prätext prägnanter und damit intensiver intertextuell [ist] als der Bezug auf die Normen und Konventionen einer Gattung, auf bestimmte Topoi und Mythen oder auf noch abstrakter definierte textkonstituierende Systeme. (Pfister 1985: 28)

Bei der *thematischen Referenz* manifestiert sich eine intensive Selektivität, wenn die Referenz den Sinnzusammenhang des Prätextes/Präbildes als Ganzheit repräsentiert und der Folgetext ihn mit hohem Relevanzgrad aufnimmt. Damit lässt sich die ursprüngliche Aussage des Prätextes/Präbildes weiterhin ablesen. Demgemäß kommt z.B. einem wörtlichen, pointierten Zitat oder einem ganzheitlich eingebetteten Sprichwort eine intensive Selektivität zu. Somit funktioniert ein sorgfältig ausgewähltes Zitat aus einem Werk als literarische Synekdoche im Sinne von ‚pars pro toto‘, wobei die besagte Referenz auf ein Sprichwort sogar das Verhältnis ‚totum pro toto‘ bewirkt.

Im Falle der Präbilder scheint die Selektivität intensiv, weil ihre eingegrenzten Ausmaße, fehlende umfangreiche Textlinearität und relativ knappe Sinnebene sogar das vollständige Präbild im Werbeexemplar erscheinen lassen. Theorie-

---

9 Bei den *Referenzen auf globale Textmuster* können die Abstraktheit und die Allgemeinheit der Textgenres die Bewertung der Selektivität durchaus erschweren. Dies kann insbesondere der Fall bei denjenigen Textsorten sein, deren lokale Textmuster eine wenig konventionalisierte bzw. zu offene Struktur haben (z.B. Alltagsgespräch oder Nachrichten). Dementsprechend gestaltet sich die typologische Selektivität im ersten Schritt als eine weiterführende Bewertung der Strukturalität, d.h. als *Umfang von übernommenen lokalen Textmustern*.

tisch kann die Werbung sich auch nur ein einziges Bildmotiv oder Bildszene aus einem größeren visuellen Rahmen wiedergeben (z.B. Comic oder Film). Dann erweist sich jedoch die Bildreferenz auch als intensiv, weil zugunsten der rezeptiven Erkennbarkeit ein bekannter Bildausschnitt gewählt wird.

Analyse der Abbildung 1: Das interikonische Werbebild referenzialisiert nahezu das gesamte Gemälde (auch im Original) und gibt damit ausführlich das Präbild wieder. Darüber hinaus steigert die Weltberühmtheit des Gemäldes und des Künstlers den Grad der bereits intensiven Selektivität.

### 3.5 *Autoreflexivität*

Ein autoreflexives Signal äußert sich im metakommunikativen, sprachlichen oder bildlichen Kommentar des Prätextes/Präbildes oder der referenziellen Verweisung.<sup>10</sup> Im diesem Sinne ist dabei die vorher besprochene Selbstreferenz von Bedeutung, vorausgesetzt, dass die Werbung über die Referenz selbst und nicht über andere Werbetexte spricht. Von der anderen Seite her lässt die Knappheit der werblichen Formulierung eine umfangreiche Thematisierung des Prätextes/Präbildes oder der Referenz wenig erwarten. Zur autoreflexiven Kennzeichnung zählen Angaben zu Zitatquelle oder -autor, Bezeichnung des reproduzierten Textgenres und direkte Hinweise auf Prätext/Präbild.

Analyse der Abbildung 1: In der Anzeige ist die Autoreflexivität zum Teil vorhanden. Es handelt sich um die Unterschrift unter dem letzten Bild – „aber am liebsten im Original betrachtet“. Die Satzphrase „im Original“ thematisiert mittelbar die Existenz des kunstvollen Präbildes in der Werbung und formuliert einen Hinweis an den Rezipienten, ein fremdes Präbild in und außerhalb der Werbung zu suchen.

### 3.6 *Kommunikativität*

Hierbei manifestiert sich die Perspektive von Produzent und Rezipient, die eine Fremdreferenz in der Werbung initialisieren sollen. Die Kommunikativität hängt mit allen vorausgehenden Kriterien zusammen und bedeutet zum einen die Intendiertheit und Bewusstheit der Intertextualität/Interikonizität beim Produzenten und zum anderen die Erkennbarkeit seitens des Rezipienten. Ist ein Prätext/Präbild genügend referenziell, strukturell, selektiv oder sogar autoreflexiv repräsentiert, so ist er vom Produzenten intentional in den Folgetext eingebettet.

---

10 Vgl. in diesem Sinne die *thematisierte Intertextualität* von Helbig (1996: 131).

Das soll in der Regel ebenfalls ein unproblematisches Dekodieren des Prätextes und der intersemiotischen Relation beim Rezipienten garantieren. In Anbetracht der intensiven Dialogizität kann die intendierte Distanzierung das Erkennen erschweren und folglich die Kommunikativität senken. Wenn aber referenzialisierte Prätexte/Präbilder sich beim Publikum einer breiten Bekanntheit erfreuen, reduziert sich das Identifikationsproblem auf ein Minimum.<sup>11</sup>

Analyse der Abbildung 1: Aus den vorausgehenden Kriterien geht bereits hervor, dass die interbildliche Beziehung für die Textproduzenten und -rezipienten kommunikativ ist. Aufgrund der durchdringenden Dialogizität ist eine negative Wirkung auf die Kommunikativität zu verzeichnen. Die ausreichende Markierung und Strukturalität überwinden jedoch die dialogische Distanz zum Präbild, dessen Popularität ein sicheres Erkennen garantiert.

### 3.7 Funktionalität

Unter Einbeziehung der vorausgehenden Kriterien gibt die Funktionalität Aufschluss über die Zweckmäßigkeit und den Nutzen der Fremdreferenz in der Werbung. Die Intertextualität und Interbildlichkeit als intendierte Strategien streben eine persuasive Wirkung an. Es gilt also, die *persuasive Funktionalität der Intertextualität und der Interikonizität* zu ermitteln, die analytisch auf den niedrigeren Niveaus der rezipientenorientierten *Einzelfunktionen* interpretierbar ist. Die nachfolgende Spezifizierung der Funktionen stützt sich auf die Ausführungen von Stöckl (1997: 71-75), der ein funktionales Persuasionsmodell für stilistisch-rhetorische Mittel in Werbeanzeigen entwickelt hat. Obwohl die Funktionen der stilistischen Formulierungen in einigen Fällen denen der intertextuellen und -bildlichen Referenz gleichen<sup>12</sup>, sind Umdefinierungen aufgrund eines andersartigen Untersuchungsgegenstandes unerlässlich und andere, intertextuell motivierte Funktionen zu nennen.<sup>13</sup>

---

11 Es gibt indes solche Formen der Intertextualität wie Übersetzung und Plagiat, die sehr wohl in erheblichem Maße strukturell und selektiv sind und dennoch einen niedrigen Extremwert an Kommunikativität (sowie Autoreflexivität und Dialogizität) anstreben. Bei diesen Formen kommt die Dichotomie der kommunikativen Bewusstheit beim Produzenten und Rezipienten zum Vorschein: Während der Produzent sich des intertextuellen Bezugs bewusst ist, nimmt der Rezipient den Folgetext ohne die reproduzierte Vorlage auf.

12 Stöckl (1997: 71-75) unterscheidet für stilistische Mittel in der Werbung folgende Funktionen: Aufmerksamkeit und Interesse aktivierende Funktion, Verständlichkeitsfunktion, Akzeptanzfunktion, Behaltens- bzw. Retentionsfunktion, vorstellungsaktivierende Funktion, Ablenkungs- bzw. Verschleierungsfunktion und Attraktivitätsfunktion.

13 Aus Platzgründen können die einzelnen Funktionen nur oberflächlich umrissen werden. Zur vollen Beschreibung vgl. Opiłowski (2006: 60-63).

- *Ästhetisierung* – sie setzt sich aus der *Oberflächen-* und/oder *Tiefenästhetisierung* des semiotischen Werbetextes zusammen und bedeutet jeweils eine unkonventionelle optische Form und ein beabsichtigtes Abgehen vom ursprünglichen Inhalt des Prätextes/Präbildes zugunsten der Werbung,
- *Sympraxis* – die Referenz kann darauf ausgerichtet sein, eine beim Rezipienten intensive kognitive Verarbeitung des Textes und des Bildes auszulösen,
- *Behalten* – obwohl bereits die sympraktische Arbeit am Text den Behaltensprozess mit einschließt, kann das intendierte Behalten der Werbung ausschließlich vermittels der optischen Fokussierung zustande kommen. Der gemeinsame Auftritt des perzeptiven und rezeptiven Behaltens vergrößert den Memorierungseffekt,
- *Akzeptanz* – infolge des Bezuges auf bestimmte Prätexte/Präbilder hebt die Werbung gesellschaftlich anerkannte Kultureinheiten hervor, argumentiert mit deren Explizitheit und strebt die Akzeptanz des eigenen Appells an,
- *Attraktivität* – es ist hier zwischen zwei Arten der Attraktivität zu unterscheiden: die Referenz kann ein *intellektuelles Vergnügen* bringen und/oder einen *unterhaltenden Wert* haben,
- *Verständlichkeit* – hierin wird das meist abstrakte Werbeobjekt (z.B. eine komplexe Dienstleistung) durch eine intertextuelle oder -bildliche Verweisung in den Vordergrund gestellt und dadurch dem Rezipienten möglichst verständlich, logisch und einleuchtend gemacht,
- *Vorstellungsaktivierung* – die Bezugnahme ermöglicht es, den Rezipienten in eine andere Textwelt zu versetzen und ihn das Werbeobjekt in dieser inszenierten Text- und Bildwelt erleben zu lassen,
- *Handlungsmotivierung* – jede Werbung will zu einer mentalen Einstellung oder zur kaufbezogenen Aktivität veranlassen, deswegen betrifft diese Funktion zusätzlich typologische Prätexte, die in Form eines Gutscheines, eines Überweisungsauftrags oder einer Bestellkarte den Kontakt zwischen dem Produzenten und dem Rezipienten erleichtern und zum Befolgen des Werbeappells anregen,
- *Ablenkung* – sie bedeutet eine instrumentalisierte Ablenkung vom direkten Werbeappell und der unmittelbaren Werbeaussage, damit das Zielpublikum die Skepsis der ‚unehrlichen‘ Werbung gegenüber abbaut,
- *Textkonstitution* – diese textzentrierte Funktion äußert sich in der intensiven Übernahme des Prätextes/Präbildes für die typologisch-thematische Realisierung der Werbung (z.B. in der Übersetzung oder im Plagiat).

Analyse der Abbildung 1: Die Funktionalität der analysierten Anzeige vereinigt in sich die wichtigsten Funktionen, die einem erfolgreichen Persuasionskonzept mittels der interbildlichen Verweisung zugrunde liegen. Charakteristisch ist die Tiefenästhetisierung, die in der qualitativ-quantitativen Abwandlung des Originalgemäldes und der Vervielfältigung dieser Abwandlung zum Ausdruck kommt. Dieser Schritt suggeriert unausweichlich die Funktion der Sympraxis, deren Folge ein besseres rezeptives Behalten ist. Eine weitere deutliche Funktion ist die intellektuelle und überwiegend unterhaltende Attraktivität, weil der Rezipient nach dem Erkennen des Originals die Bildfiguren komisch findet. Mit der Bildentstellung, die sich als Karikatur, Parodie oder visuelle Satire präsentiert, geht auch die Funktion der Verständlichkeit des sprachlichen Werbekommunikats einher.

Bei nachfolgenden Referenzformen mit zwei, drei und vier Prätexten/Präbildern wird nach dieser ausführlichen Diskursanalyse nur noch auf die wichtigsten Merkmale der so aufgebauten Diskursivität hingewiesen. Es wird vornehmlich gezeigt, welche textuellen und bildlichen Quellen in das jeweilige Werbemittel einfließen und wie sie mit der Werbehandlung interagieren.

#### **4 Zweigliedrige Diskursivität**

Die Außenwerbung in Abbildung 2 bildet den Werbeappell aus zwei Fremdreferenzen: aus einer intertextuellen Referenz auf die feste Wortverbindung „Liebe auf den ersten Blick“, hier mit dem Austausch von ‚Blick‘ gegen ‚Schluck‘, und aus einer visualisierten Textreferenz (Figur von Amor) auf den prätextuellen Mythos über Amor und Psyche. Beide Referenzstrategien füllen die Gesamtwerbung thematisch aus und vervollständigen einander im semantischen Feld der Liebe. Diese phraseologisch und mythologisch aktivierte Liebe überträgt sich auf das geworbene Produkt Apfelsaft und verleiht diesem Apfelsaft einen inszenierten Status einer des Verliebten würdigen Ware.

Kennzeichnend ist ein intensiver Grad der Dialogizität des Phraseologismus und der prätextuellen Gestalt von Amor mit dem Werbeteil: In der intertextuellen Headline kommt die erwähnte Wortschubstitution vor und dieselbe Modifikationsmethode wird im Bild selbst sichtbar, d.h. Amors Pfeil steckt nicht in einem Herzen, sondern im Apfel. Die Werbung lädt somit den sicherlich vorbeieilenden Konsumenten zur Sinnerzeugung in den Modifikationen ein, die sich nur beim Berücksichtigen des Produktes als mit der Werbung kohärent erweisen (Funktionen der Tiefenästhetisierung und Sympraxis).

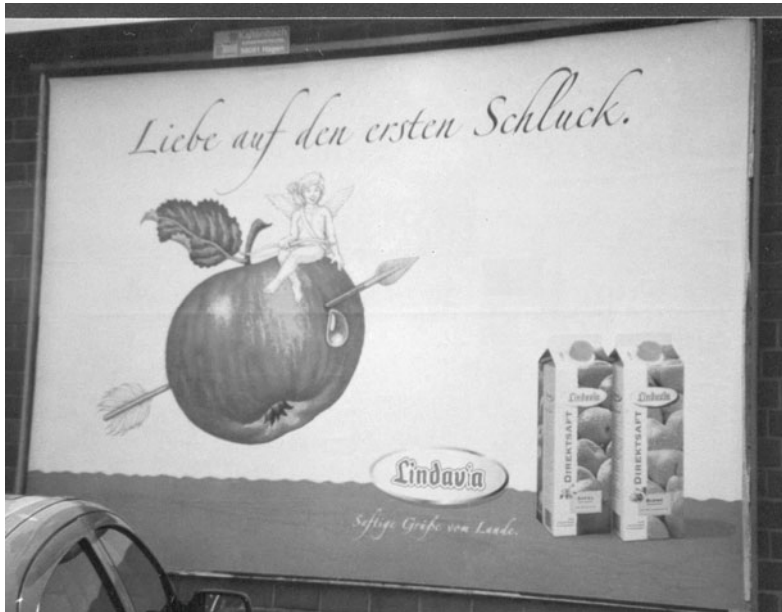


Abbildung 2: Zweigliedrige Diskursivität im Billboard

Die perzeptive Deutlichkeit von Text und Bild im Werbeplakat macht die Schlagzeile und das Werbebild zu einem Blickfang (Oberflächenästhetisierung). Beim Entschlüsseln der Werbebotschaft hat der Rezipient einerseits eine leichte Aufgabe, weil er sich eher problemlos den phraseologischen Fremdtext und das Fremdbild (Amor als figuratives Symbol der Liebe) vergegenwärtigt (hohe Kommunikativität) und zum anderen auf Probleme beim inhaltlichen Verbinden des Mythos mit der Amorfigur stößt (niedrige Kommunikativität). Das Letztere wird mindestens in der Rezeptionsperspektive nicht angestrebt. In diskursiver Hinsicht zeigt sich zweifelsohne eine gewisse Macht, Übergeordnetheit des intertextuell-visuellen Diskurses, eine Verführung des Zielpublikums durch Referenzen, die die Funktion der Textkonstitution im Sinne der im Appell und Inhalt schlüssigen Werbung implizieren. Diese nimmt immer zu, je mehr diskursive Referenzen ein Werbemittel enthält.

## 5 Dreigliedrige Diskursivität

Dem letzten Gedanken der diskursiven Textkonstitution folgend, stützt sich die Anzeige in Abbildung 3 (Internet-Autobörse Scout24) auf drei referenzielle Strategien.

The image shows a screenshot of the Scout24 website. At the top, there is a navigation bar with various car models and the website URL 'www.autoscout24.de'. Below this, a headline reads 'Kassieren geht über Studieren!' followed by a sub-headline: 'So schnell mit der Schere oder noch schneller per Maus: Verkaufen Sie Ihren Gebrauchtwagen auf Deutschlands meistbesuchtem Online-Autemarkt\*, mit Bild – ruck, zuck und kostenlos.' To the right of the headline is a small image of a red Beetle Cabrio and a text box that says 'Beetle Cabrio gewinnt! Bis 31. März können wir unser Auto verkaufen für 100 Euro Cabio.' Below the headline is a search form with fields for 'Fahrzeugtyp', 'Marke', 'Modell', 'Preis', 'Kilometer', and 'Ort'. The 'Fahrzeugtyp' field is expanded to show options like '2-Türer', '3-Türer', '4-Türer', '5-Türer', '6-Türer', '7-Türer', '8-Türer', '9-Türer', '10-Türer', '11-Türer', '12-Türer', '13-Türer', '14-Türer', '15-Türer', '16-Türer', '17-Türer', '18-Türer', '19-Türer', '20-Türer', '21-Türer', '22-Türer', '23-Türer', '24-Türer', '25-Türer', '26-Türer', '27-Türer', '28-Türer', '29-Türer', '30-Türer', '31-Türer', '32-Türer', '33-Türer', '34-Türer', '35-Türer', '36-Türer', '37-Türer', '38-Türer', '39-Türer', '40-Türer', '41-Türer', '42-Türer', '43-Türer', '44-Türer', '45-Türer', '46-Türer', '47-Türer', '48-Türer', '49-Türer', '50-Türer', '51-Türer', '52-Türer', '53-Türer', '54-Türer', '55-Türer', '56-Türer', '57-Türer', '58-Türer', '59-Türer', '60-Türer', '61-Türer', '62-Türer', '63-Türer', '64-Türer', '65-Türer', '66-Türer', '67-Türer', '68-Türer', '69-Türer', '70-Türer', '71-Türer', '72-Türer', '73-Türer', '74-Türer', '75-Türer', '76-Türer', '77-Türer', '78-Türer', '79-Türer', '80-Türer', '81-Türer', '82-Türer', '83-Türer', '84-Türer', '85-Türer', '86-Türer', '87-Türer', '88-Türer', '89-Türer', '90-Türer', '91-Türer', '92-Türer', '93-Türer', '94-Türer', '95-Türer', '96-Türer', '97-Türer', '98-Türer', '99-Türer', '100-Türer'. Below the search form is a contact form with fields for 'Name', 'E-Mail', and 'Telefon'. At the bottom of the page, there is a cartoon character wearing a hat and glasses, holding a camera, with the text 'Mit kostenlosem Bildersatz. (KMP Foto auf Knopf.)' and 'AutoScout24 Abteilung Customer Care Rosenheimer Straße 145a D 81671 München'.

Abbildung 3: Dreigliedrige Diskursivität in der Werbeanzeige

Oben erscheint eine phraseologisch motivierte Headline „Kassieren geht über Studieren“. Das ursprüngliche Sprichwort („Probieren geht über Studieren“) und dessen Modifikation bedeuten also einen finanziell günstigen Autoverkauf, ohne lange Vorüberlegungen zum Preis anzustellen. Dies kann man besonders erfolgreich tun, wenn der Interessierte das beigefügte Formular ausfüllt (der typologische Prätext als visuelle Textsorte) und an Scout24 unverzüglich abschickt. An diese zwei intertextuellen Referenzen schließt sich nun eine handgezeichnete Figur aus einem Comic, Trickfilm oder Märchen an. Interikonisch gesehen lässt sich diese Figur einer fiktiven Bildwelt, d.h. einem Bildmuster aus einer fiktiven Textklasse zuordnen. Somit gründet sie eine typologische Interbildlichkeit, deren Träger für eine witzige Atmosphäre als Pointe der gesamten Werbung sorgt.

Diese sprachlich-ikonischen Referenzen eröffnen die Anzeige mit einer aufmerksamkeitsregenden Wendung, verlangen im Formular seriöse Auto- und Kontaktdaten und schließen sie mit einem witzigen Akzent ab. Die Textualität der Werbung hat eine dreigliedrige Diskursstruktur und das Merkmal der Diskursivität, die auch hier zum textkonstituierenden Faktor wird. Alle referenziellen Elemente und Quellen werden im Werberahmen erst kompatibel, indem die Werbung als übergeordnete Einheit sie durch das Werbeziel sinnvoll verknüpft.

## 6 Viergliedrige Diskursivität

Der letzte Werbebeleg in Abbildung 4 dokumentiert die größte diskursive Vernetztheit unter den bisher präsentierten Beispielen.

Eine zweiseitige Werbepostkarte<sup>14</sup> wirbt für einen Fitnessclub, der hierin sogar eine kleine Anzahlung für einen Gutschein anbietet, d.h. eine echte aufgeklebte 1-Cent-Münze. Bereits auf der Vorderseite befindet sich die Headline „Ein unmoralisches Angebot“, die auf diesen einen Cent anspielt. Nicht zuletzt aus dieser Anspielung ergibt sich eine witzige Pointe. Der komische Effekt wird gesteigert, wenn wir uns an den gleichlautenden Film „Ein unmoralisches Angebot“ mit Robert Redford und Demi Moore erinnern. Das Hauptmotiv des Filmes war ein Angebot von einer Million Dollar für das Verbringen einer Nacht mit einer verheirateten Frau (Demi Moore). Außer dieser intermedialen Intertextualität enthält die Briefmarke weitere Referenzen: auf der einen Seite den sprachlichen Bezug zum Sprichwort „Mens sana in corpore sano“ (Gesunder Geist im gesunden Körper), das auf der anderen Seite mit dem Präbild mit „David“ als männlichem Schönheitsideal untermauert wird.

Beinahe würde in diesem Zusammenhang wohl die größte externe Referenz übersehen, d.h. die Textsorte Postkarte, die als Werbeträger inszeniert wird. In diese intertextuellen und interbildlichen Relationen schreiben sich appellative Werbeinformationen auf der Rückseite links ein und erst dann ist der Gesamttext als Werbehandlung erkennbar. Die diskursive Fülle und infolgedessen die Kreativität dieses Werbeexemplars ist überdurchschnittlich, was ohne fremde Bezüge zu anderen Prätexten und Präbildern wenig möglich wäre.

---

14 Diese Werbepostkarte in Abbildung 4 unterscheidet sich von unversandten Werbepostkarten, die zum Mitnehmen oder zum Geben gedacht ist. Sie ist nämlich auf der Rückseite mit dem Werbetext komplett ausgefüllt und wurde von mir im Briefkasten gefunden.



Abbildung 4: Viergliedrige Diskursivität in der Werbepostkarte

## 7 Schlussbetrachtung

Der Diskursanalyse in Abbildung 1 wurde ein ziemlich umfangreiches Kriterienraster zugrunde gelegt, das man sowohl auf Präbilder als auch Prätexte beziehen kann. Die Analyse gemäß allen Kriterien ergibt eine vollständige Beschreibung der jeweiligen Referenz. Dabei muss man jedoch stets den Eigenwilligkeiten des Textes und Bildes Rechnung tragen, weil beide (z.B. im Kriterium der Referenzialität) zum Teil anders markiert werden.

Die referenziell komplexe Werbung stellt gleichermaßen Bezüge zu Prätexten und Präbildern her und legt dabei *thematische und typologische* Referenzen offen. So wird der phraseologische Prätext in Abbildung 2, 3, 4 semantisch behandelt, während typologische Prätexte als Textsorten (Formular, Postkarte) in Abbildung 3 und Abbildung 4 sichtbar werden. Im Hinblick auf Präbilder bieten

die Abbildung 1 und Abbildung 4 (Gemälde, Skulptur, Münze) die thematisch realisierte Interikonizität, die in Abbildung 3 typologisch als Bezug zu einem fiktionalen Bildmuster in Erscheinung tritt.

Außer dem thematischen und typologischen Gesichtspunkt lassen sich die Fremdreferenzen weiter wie folgt spezifizieren:

- *Interikonizität* in allen Werbebeispielen, mit einer untergeordneten Erscheinung der *ikonischen Interfiguralität* bei Referenzen auf „Mona Lisa“ (Abbildung 1) und „David“ (Abbildung 4),
- *Intertextualität* (Abbildung 2, 3, 4), mit untergeordneten Strategien der *phraseologischen Intertextualität* (Abbildung 1, 2, 3), der *typologischen Textmustermontage* bei Textsorten Formular und Postkarte (Abbildung 2, 4) und der *sprachlichen Intertitularität* beim Filmbezug (Abbildung 4),
- *visualisierte Intertextualität* in Abbildung 2, in der das Werbebild auf den sprachlichen Mythos über Amor und Psyche abhebt. Von der pragmatisch-kommunikativen Seite her sollte man hierbei eine Visualisierung von Amor (z.B. Illustration zum Mythos, Figur in einem Gemälde, Skulptur) als intendierte Bezugsquelle eher annehmen, weil er auf dieser Grundlage erkennbar ist und erst dann als persuasives Kommunikat in die Werbung eintritt. Dann ist es das Phänomen der bildlichen Interfiguralität,
- *sprachliche Interikonizität* zeigt sich im Korpus eingeschränkt, d.h. als intermediale Relation mit dem Filmtitel „Ein unmoralisches Angebot“ in Abbildung 4, weil die Referenz allerdings sprachlich zustande kommt, jedoch sehr allgemein und generalisierend auf die Bilderfolge im Film hinweist.

Im funktionalen *persuasiven* Hinblick überwiegen in der fremdreferenziellen Werbung die Funktionen der Ästhetisierung, Attraktivität und Vorstellungsaktivierung, die einen kreativen Werbeappell ans Zielpublikum formulieren. Der Werbediskurs schreibt sich sehr gekonnt in den heutigen dynamischen Lebensstil und offene Denkweise der Konsumenten ein. Damit wird der Spielraum für die Eigenidentifizierung mit dem diskursiven Text- und Bildangebot und ferner für die Akzeptanz der Werbebotschaft und des Produktes eröffnet. Da das reale Kaufverhalten und konkrete Entscheidungen von Werbeadressaten von anderen Faktoren (andere Marketinginstrumente, Bedürfnisse und Einstellungen der Zielgruppen, Konkurrenzprodukte etc.) auch abhängen, kann man die endgültige Wirksamkeit der diskursiven Werbung nicht bewerten. Unter dem funktionalen *textzentrierten* Blickwinkel offenbart die intersemiotische Werbung eine Macht des Diskurses, d.h. einzelne Relationen geben nicht nur eine bestimmte Lesart und Interpretation des aktuellen Textes vor, sondern konstruieren ihn in Form

und Inhalt. Dies geschieht umso intensiver, je mehr Referenzen als Quantität und je mehr Formen dieser Referenzen als Qualität in Erscheinung treten. Natürlich enthält die Werbung einen eigenen internen Werbeteil, der die kommunikative und funktionale Übergeordnetheit der Werbehandlung sichert und sie als solche wahrnehmbar macht, aber die persuasive Hauptfunktion und der rezeptive Erfolg wird von den diskursiven Fremdreferenzen und ihren Korrespondenzen mit dem Werbeteil bedingt.

Die Fremdreferenz erfüllt darüber hinaus eine überdimensionale Aufgabe: Zwar vergegenwärtigt sie in der Regel bekannte Prätexte und Präbilder, aber durch ihr erneutes Erscheinen in der so alltagsrelevanten Textsorte wie Werbung werden sie noch einmal erinnert; die Werbung verankert sie noch einmal oder immer tiefer im kollektiven Gedächtnis, selbst wenn sie abgewandelt auftreten. Infolgedessen bekommt die Kulturgemeinschaft eine Alltagslehre über das überzeitliche textuelle und ikonische Kulturgut.

## Literatur

### a) Quellen

Abbildung 1: Anzeige – W&V, Nr. 17/2001, S. 71.

Abbildung 2: Werbeplakat – Burg auf Fehmarn, Juli 2001.

Abbildung 3: Anzeige – Unicum, Nr. 3/2003, S. 5.

Abbildung 4: Handzettel – Leipzig, Tarostr., Mai 2003.

Androutopoulos, Jannis K. (1997): Intertextualität in jugendkulturellen Textsorten, in: Klein, Josef/Fix, Ulla (Hrsg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen: Stauffenburg, 339-372.

Bachtin, Michail M. (1979): Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Broich, Ulrich (1985): Formen der Markierung von Intertextualität, in: Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hrsg.): Intertextualität. Formen Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen: Niemeyer, 31-47.

Fix, Ulla (1997): Kanon und Auflösung des Kanons: Typologische Intertextualität – ein „postmodernes“ Stilmittel?, in: Antos, Gerd/Tietz, Heike (Hrsg.): Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends, Tübingen: Niemeyer, 97-108.

Fleischer, Michael (2003): Polska symbolika kolektywna, Wrocław: Dolnośląska Szkoła Wyższa Edukacji Towarzystwa Wiedzy Powszechnej.

Füger, Wilhelm (1989): Intertextualia Orwelliana. Untersuchungen zur Theorie und Praxis der Markierung von Intertextualität, in: Poetica 21, 179-200.

Heinemann, Margot/Heinemann, Wolfgang (2002): Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs, Tübingen: Niemeyer.

- Helbig, Jörg (1996): *Intertextualität und Markierung*, Heidelberg: Winter.
- Janich, Nina (1997): Wenn Werbung mit Werbung Werbung macht. Ein Beitrag zur Intertextualität, in: *Muttersprache* 107, 297-309.
- Janich, Nina (<sup>3</sup>2003): *Werbepsprache*. Ein Arbeitsbuch, Tübingen: Narr.
- Kessler, Christine/Hellwig, Tina (2004): Visualisierte Intertextualität als Kontext für Bedeutungskonstruktionen in Karikaturen, politischen Plakaten und Werbeanzeigen, in: Pohl, Inge/Konerding, Klaus-Peter (Hrsg.): *Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Strukturelle, kognitive, pragmatische und historische Perspektiven*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 387-408.
- Link, Jürgen/Link-Heer, Ursula (1990): Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 77, 88-99.
- Meier, Stefan (2008): (Bild-)Diskurs im Netz. Konzept und Methode für eine semiotische Diskursanalyse im World Wide Web, Köln: Halem.
- Nöth, Winfried/Bishara, Nina/Neitzel, Britta (2008): *Mediale Selbstreferenz. Grundlagen und Fallstudien zu Werbung, Computerspiel und den Comics*, Köln: Halem.
- Opilowski, Roman (2006): *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Forschungsperspektive*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Opilowski, Roman (2008): Die Interbildlichkeit und deren sprachliche Unterstützung in den Titelseiten des Magazins „Der Spiegel“, in: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 49, 45-72.
- Pfister, Manfred (1985): Konzepte der Intertextualität, in: Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hrsg.): *Intertextualität. Formen Funktionen, anglistische Fallstudien*, Tübingen: Niemeyer, 1-30.
- Ringbom, Sixten (1992): Direkte und indirekte Rede im Bild, in: *Zeitschrift für Semiotik* 14, 29-40.
- Rose, Margaret A. (2006): *Parodie, Intertextualität, Interbildlichkeit*, Bielefeld: Aisthesis.
- Stöckl, Hartmut (1997): *Werbung in Wort und Bild. Textstil und Semiotik englischsprachiger Anzeigenwerbung*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Warnke, Ingo (2000): Diskursivität und Intertextualität als Parameter sprachlichen Wandels – Prolegomena einer funktionalen Sprachgeschichtsschreibung, in: Warnke, Ingo (Hrsg.): *Schnittstelle Text/Diskurs*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 215-222.
- Zuschlag, Christoph (2006): Auf dem Weg zu einer Theorie der Interikonizität, in: Horstkotte, Silke/Leonhard, Karin (Hrsg.): *Lesen ist wie Sehen. Intermediale Zitate in Bild und Text*, Köln u.a.: Böhlau, 89-99.

## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

**Waldemar Czachur**, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Institut der Universität Warschau. Zurzeit arbeitet er an der Habilitationsschrift im Bereich der kontrastiven Diskurslinguistik. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Diskurslinguistik, Textlinguistik, kontrastive Linguistik, Pragmatik, Semantik sowie die deutsch-polnischen Beziehungen.

Kontakt: [waldemar.czachur@uw.edu.pl](mailto:waldemar.czachur@uw.edu.pl)

**Philipp Dreesen**, M. A., arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft am Institut für Deutsche Philologie an der Universität Greifswald. Sein Dissertationsprojekt beschäftigt sich mit nicht-expliziten Widerstandsaussagen auf den Straßen der DDR. Seine Forschungsschwerpunkte sind Diskurslinguistik, kontrastive Diskurslinguistik, Sprache und Politik, Rechtslinguistik sowie Sprachkritik.

Kontakt: [philipp.dreesen@uni-greifswald.de](mailto:philipp.dreesen@uni-greifswald.de)

**Annette Silvia Gille**, M. A., arbeitet seit dem 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien als Lehrerin für Deutsch sowie Politik und Wirtschaft. Ihr Dissertationsprojekt im Rahmen der Politologie entsteht an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main und trägt den Arbeitstitel „Politische Bildung in Fotoromanen von Jugendzeitschriften. Die diskursiv-performative Konstruktion von sex, gender und desire“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Diskurs- und Dispositivanalyse, Gender- und Queerstudies sowie die subjektwissenschaftlich orientierte Politische Bildung. Kontakt: [annettesgille@gmx.de](mailto:annettesgille@gmx.de)

**Britta Hoffarth**, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der AG 10 Migrationspädagogik und Kulturarbeit der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld. Ihre Lehr- und Forschungstätigkeit befasst sich mit Sprache, Körpern und Praktiken unter kultur-, diskurs- und differenztheoretischen Perspektiven. Kontakt: [britta.hoffarth@uni-bielefeld.de](mailto:britta.hoffarth@uni-bielefeld.de)

**Tim Karis**, M. A., ist akademischer Mitarbeiter am Exzellenzcluster „Religion und Politik in den Kulturen der Vormoderne und der Moderne“ der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Sein kommunikationswissenschaftliches Dissertationsprojekt trägt den Arbeitstitel „Der Islam des Fernsehens. Narrative Diskurse in den Tagesthemen 1978-2010“. Seine Forschungsschwerpunkte lie-

gen in den Bereichen Diskurstheorie und -analyse, Journalismusforschung und visuelle Kommunikation. Kontakt: tim.karis@uni-muenster.de

**Kati Kauppinen**, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für moderne und klassische Sprachen der Universität Jyväskylä, Finnland. Ihre Forschungsinteressen beinhalten mit Gender, Sprache und Medien sowie mit Mehrsprachigkeit und Sprachminoritäten verbundene Fragestellungen, die Forschungsansätze umfassen linguistisch orientierte Diskursforschung, Nexusanalyse und Gouvernementalitätsstudien. Kontakt: kati.h.kauppinen@jyu.fi

**Lukasz Kumiega**, M. A., ist Doktorand am Lehrstuhl für Diskursforschung der Universität Warschau und Lehrbeauftragter am Lehrstuhl Politikwissenschaft II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Im Rahmen seines Dissertationsprojekts untersucht er straßenorientierten Rechtsextremismus in Deutschland. Seine Forschungsschwerpunkte sind: postfoucaultsche Diskursforschung, Dispositivanalyse, Rechtsextremismus- und Osteuropaforschung. Kontakt: lukasz.kumiega@uw.edu.pl

**Roman Opilowski**, Dr. phil., studierte Germanistik und Sprachwissenschaft in Lublin, Leipzig und Halle/Saale. Promovierte 2005 mit der Arbeit „Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Forschungsperspektive“. Seit 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Germanische Philologie an der Universität Wrocław. Forschungsgebiete: Text-, Diskurs-, Bild- und Medienlinguistik, Marketingkommunikation, visuelle Kommunikation, Bildwissenschaft. Kontakt: roman.opilowski@uni.wroc.pl

**Constanze Spieß**, Dr. phil., ist akademische Mitarbeiterin am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Sie promovierte am Fachbereich Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften der Universität Trier mit der Arbeit „Diskurshandlungen. Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Diskurslinguistik (insbesondere Sprache im Stammzelldiskurs), Politolinguistik, Pragmatik, Semantik, Textlinguistik, Genderlinguistik, Sprache in der Literatur und Spracherwerb. Kontakt: constanze.spiess@uni-muenster.de